Bignon

Geschichte des Kaiserreiches.

Geschichte
Frankreichs unter Napoleon.

Zweite Periode.

Von

dem Frieden zu Tilsit 1807 bis 1812.

Von

M. Bignon.

„Ich fordere ihn auf, die Geschichte
„der französischen Diplomatie von 1792
„bis 1815 zu schreiben.“
Testament Napoleons.

Deutsch

von

L. v. Alvensleben.

Erster Band.

Meißen,
bei F. W. Goedsche.
1838.

Vorwort.

Bisher konnte in einer Monarchie die Geschichte der gegenwärtigen Zeit noch nie so geschrieben werden, wie ich es jetzt thue. Die Ausnahme ist einzig, doch das Verdienst ist nicht mein; ich habe nur den Vortheil, zur rechten Zeit gekommen zu sein. Die Möglichkeit welche für mich existirt, und früher noch für Niemand existirt hat, ist das Werk eines unerhörten Zusammentreffens von Umständen, das zufällige Resultat der großen Erschütterung, welche die ganze Welt durch die französische Revolution erlitt, und des außergewöhnlichen Umsturzes von Thronen und Dynastien, deren Zeugen wir waren. „Dionys bemerkt „sehr richtig, sagt Montesquieu in seiner Geschichte von „der Größe und dem Verfall der Römer, daß es seit „den Kaisern schwerer war, die Geschichte zu schreiben. „Alles wurde Geheimniß; alle Berichte aus den Pro- „vinzen kamen in die Kabinette der Kaiser. Man erfuhr „nur noch das, was die Thorheit oder Kühnheit der „Tyrannen nicht verbergen wollte, oder das, was die „Geschichtsschreiber vermutheten."

Bei den Regierungen des neuern Europa's ist die Schwierigkeit, von der Dyonis spricht, eben so

groß, oder vielleicht noch größer, als unter den römischen Kaisern, außer den parlamentarischen Debatten Englands, die von Zeit zu Zeit einen Zipfel des Schleiers lüften, welcher über die Verhandlungen der Mächte unter sich gebreitet ist, waren die Archive der Regierungen, und sind es noch, was die äußere Politik betrifft, wie ein Heiligthum, zu dem jeder Zutritt verboten ist. Doch dieser bergende Schleier wird allmählig durchsichtiger, Dank sei es der Begründung einiger Repräsentativ-Verfassungen. Die Archive öffnen sich höchstens für eine Vergangenheit, der die Zeit die größte Wichtigkeit geraubt hat. So haben z. B. einige Schriftsteller in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten nur die Fächer des 19ten Jahrhunderts durchsuchen dürfen, um daraus die Grundsätze der Regierung und der Politik Ludwigs XIV. gründlich zu studiren.

Was Lemontey, Mignet, Capefigue, in Bezug auf Ludwig XIV. erst über ein Jahrhundert nach seinem Tode vermochten, das, und sogar noch mehr, thue ich schon jetzt in Bezug auf Napoleon. Diese Fähigkeit, deren Ausübung ein glücklicher Zufall mir erlaubt, kömmt dem Menschengeschlechte theuer zu stehen. Damit ein Mensch unserer Generation eine solche Freiheit erlangte, war die Vernichtung einer veralteten Regierungsform nöthig, und ihr Ersatz durch Regierungsorganisationen einer andern Ordnung; es war dazu die Entthronung des alten Herrscherhauses erforderlich, dem eine neue Familie folgte, und dann die Vertreibung der neuen Familie und Wiedereinsetzung der alten, damit die Verschiedenheit der Interessen zwischen den wechselsweise gefallenen Gewalten

die Quellen minder unzugänglich machte, aus denen die Geschichte die einzig wahre Erklärung der Ereignisse und Thatsachen schöpfen kann, von denen die Völker nur die Außenseite erblicken. Die politische Correspondenz, die Handschriften aller Art, in welche ich Einsicht hatte, wären unter einer ununterbrochenen Reihenfolge von Königen desselben Geschlechtes für Jahrhunderte in den Fächern des auswärtigen Departements begraben geblieben.

Indeß habe ich diese kostbaren Mittheilungen nicht ohne Mühe erlangt. Große Schwierigkeiten boten sich mir in dem Augenblicke, als das Testament des Kaisers mir die hohe Pflicht auferlegte, der ich mein Leben geweiht habe. Damals suchte die Restauration, noch in ihrer Gährung begriffen, Napoleon vergessen zu machen, und so viel als von ihr abhing, alle Spuren seiner Regierung zu verwischen.

Sie hatte seine Bildsäulen zerbrochen, seine Altäre gestürzt, und den Cultus seines Andenkens in die Herzen zurückgedrängt. Die Säule des Platzes Vendome, von ihrem Gründer verwaiset, zeigte auf ihrem, der Krone beraubten, Gipfel eine Fahne, die in andern Zeiten glorreich war, jetzt aber sich vielleicht schämte, über Siegen zu schweben, die ihr nicht angehörten. In jenen Tagen einer rasenden Exaltation und selbst von 1822 bis 1828 hätte ich von heftigen oder schwachen Ministerien nichts erlangt; ich hütete mich daher wohl, etwas zu fordern. Die einzigen Dokumente zu meiner Disposition waren außer denen, welche sich in Folge meiner Aemter in meinen Händen befanden, nur die, welche die Gewalt der Dinge öffentlich gemacht hatte, so wie jene selten zuverlässigen Memoiren,

von Personen herausgegeben, die zu wenig wichtig sind, um verschwiegen sein zu müssen, und die folglich von wichtigen Dingen nur unbestimmte und unvollkommene Kenntnisse erlangten, und im Allgemeinen das unwillkürliche Echo der Lüge oder des Irrthums sind. Solche Materialien waren sehr unzureichend für die Art von Arbeit, welche der Kaiser von mir erwartet hatte. Ich bedurfte anderer, um seiner Absicht zu entsprechen; ich mußte sie da suchen, wo sie damals existiren konnten. Ich wendete mich an die meisten Männer, welche unter seiner Regierung Ministerien im Innern oder diplomatische Posten im Auslande bekleidet hatten. Viele Portefeuilles wurden mir geöffnet. Gestützt auf die Dokumente, die ich selbst besaß, und auf die Reichthümer, deren Depot mir anvertraut wurde, konnte ich mich der Vollziehung des kaiserlichen Mandates mit dem Vertrauen hingeben, in dieser neuern Geschichte der Wahrheit näher zu kommen, als vor mir irgend ein französischer Schriftsteller, selbst für weit entferntere Zeiten, vermochte. Nach fünf bis sechs Jahren angestrengter Bemühung war der erste Theil meines Werkes, welcher den Zeitraum vom 18. Brûmaire bis zum Frieden von Tilsit umfaßte, beinahe vollendet, als die Gewalt der öffentlichen Meinung, gewaltiger als der königliche Widerstand, in das Ministerium Carls X. einige weise Männer brachte, durch welche die ältere Linie hätte gerettet werden können, hätte sie es gewollt. Ich glaubte in dem neuen Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von La Ferronays, einen aufgeklärten Minister, Freund seines Vaterlandes, frei von heftigen Leidenschaften, wie von beleidigenden Vorurtheilen er-

kannt zu haben; ich hatte mich nicht getäuscht. Ich unterhielt ihn von der Arbeit, mit der ich beschäftigt war, von den Hülfsquellen, die ich mir verschafft hatte, und denen, die ich noch ohne die Regierung erlangen könnte, deren Hülfe ich aber jedenfalls vorzöge. Die Lage war einfach. Es lag in der Gewalt keines Menschen, das Erscheinen des Werkes zu verhindern. Seiner Natur, wie meinem persönlichen Charakter nach, mußte es natürlicher Weise im nationellen Sinne geschrieben sein. Für einen guten Bürger bleibt Frankreich stets Frankreich, mag es nun Republik, Kaiser- oder Königreich sein. Das Königreich der Bourbons hatte also kein Interesse daran, daß das Werk, mit dem ich beschäftigt war, Lücken oder Unwahrheiten enthielte, welche der Sache schädlicher sein mußten, als dem Verfasser. Herr von La Ferronays sah dies ein; er glaubte, daß er die Archive seines Ministeriums ohne Gefahr einem Schriftsteller öffnen könne, der schon einen großen Theil der Akten besaß, die sie enthielten, und besonders einem Manne, der sein Leben unter den Geschäften dieses Departements hingebracht hatte. Man begreift, von welchem Werthe diese Erlaubniß für mich war. Sie lieferte mir selbst für den schon vorgeschrittenen Theil meiner Geschichte nützliche Aufklärungen und wichtige Berichtigungen.

Von diesem Augenblicke an war ich Herr meines Stoffes, auf sicherem Boden befestigt, und konnte einige Aenderungen in der Form meiner frühern Arbeit vornehmen und dieser eine neue Farbe verleihen. Wenn die strenge Wahrheit, welche mit Recht von den neuern Schriftstellern gefordert wird, die beredten Deklamationen nicht mehr gestattet, welche die Schriftsteller des Alter-

thums in den Mund ihrer Helden legen, schien es mir für diese uns untersagte Freiheit ein glücklicherer Ersatz, der mir durch die große Sammlung der Originale geboten wurde, die mir zu Gebote standen. Ich habe eine reiche Ernte in der starken Correspondenz gehalten, die durch ein Vorrecht, auf welches ich stolz bin, bisher nur mir anvertraut wurde, und nach diesen Dokumenten, den einzigen aufrichtigen, welche existiren, nach den Briefen der Kaiser, Könige und ihrer Minister und besonders nach denen Napoleons, habe ich die Erzählung der Ereignisse abgefaßt, die sie vorbereiten oder erklären. Als ein bescheidener Geschichtsschreiber verstecke ich mich soviel als möglich hinter jene hohen Personen. Ich erzähle nur, indem ich die handelnden Personen in Scene bringe, und natürlich steht fast immer der Kaiser Napoleon im Vordergrunde des Schauplatzes. Wegen der Beleidigungen der Restauration durch die Revolution von 1830 gerächt, strahlt jetzt seine große Gestalt nach allen Richtungen, sie glänzt aufs Neue auf der Höhe der Säule; sie füllt einen gewaltigen Raum in den Gallerien von Versailles; seine Person allein, bei verschiedenen Compositionen angebracht, giebt einer Menge von Gemälden Werth, welche die bloße Kunst des Malers der Aufmerksamkeit des Publikums nur schwach empfohlen haben würde. Ich benutzte einen ähnlichen Kunstgriff bei meinem Werke; unter den Schutz des Kaisers verberge ich mich; ihm leihe ich Worte, so oft eine Aeußerung von ihm die Thatsachen bestätigen oder ihren Charakter bestimmen kann; ich begleite ihn zu dem Werke jedes Tages; ich folge ihm mit den Ministern in sein Kabinet, und da eben ist er nicht am wenigsten interessant

zu beobachten. Ohne Unterlaß handelt er, spricht er, dictirt er Briefe und schickt Noten, welche für die ministeriellen Depeschen als Grundlage dienen; ohne Unterlaß citire auch ich die einen und die anderen, weil in ihnen seine Gedanken und der wahre Ausdruck seiner Politik liegt. Ich glaube nicht, daß es irgend ein Buch giebt, in welchem der Fürst, der Beamte, der Krieger, welcher der Gegenstand desselben ist, so lebendig erscheint, als Napoleon in dem meinigen.

Es steht zu vermuthen, daß diese große Biographie, deren Elemente die gegenwärtigen Schriftsteller vorbereiten, einst ein Talent erster Größe reizen wird, und ich selbst wünsche, daß Napoleon einen Geschichtsschreiber finden möge, der seiner wahrhaft würdig ist; aber dieser Geschichtsschreiber, zu welcher Zeit er auch erscheinen möge, hat keine Entdeckungen mehr zu machen, und er darf nur aus meinem Werke die Kenntniß der Verhandlungen schöpfen, welche den wahren Charakter der politischen Ereignisse begründen. Alles, was von ihm abhängen wird, ist, ein Kunstwerk zu schaffen, in welchem die Thatsachen in glücklicherem Lichte dargestellt, das Ganze besser geordnet, die Details verschönert, und das Interesse der Erzählung durch die Form, sowie durch die Erhabenheit des Styls gesteigert ist. Ich habe in Ermangelung anderen Verdienstes wenigstens das eines zuverlässigen Erzählers und treuen Citators. In einer Geschichte, wie die Napoleons, und zu einer Zeit, die seiner Regierung so nahe steht, hat diese Art von Verdienst auch ihren Werth, und ich strebe nach keinem anderen. Etwas spät zu dieser schönen Aufgabe berufen, welche ein gan=

zes Leben erfordert hätte, gedrängt durch die Drohungen des Alters und die Ungewißheit der Tage, die mir noch zugezählt sind, beeile ich mich, diesen zweiten Abschnitt herauszugeben, der zwölf Jahre von der Regierung Napoleons umfaßt.

Einer von den Gründen, welche mich auch noch bewegen, die Herausgabe dieses zweiten Abschnittes nicht zu verschieben, ist, daß er eine Menge Fragen enthalt, die sämmtlich, um mit der Sprache des Tages zu reden, von zuckender Wirklichkeit sind. Fragen, deren gegenwärtiger Zustand erst dann gewürdigt werden kann, wenn man weiß, wie sie in früherer Zeit von zwei großen Männern, Alexander und Napoleon, berathen wurden. Dies sind namentlich die Fragen über Polen und die Türkei. In der Politik ist die Kenntniß der früheren Ereignisse ein unerläßliches Element, um sich eine genaue und richtige Meinung der Ansichten zu bilden, welche den Gang der Mächte leiten, und nur, wenn man den Conflict ihrer gegenseitigen Ansprüche zwanzig bis dreißig Jahre früher in seiner Nacktheit erblickt, kann man mit einer Art von Gewißheit beurtheilen, in welchem Grade diese Ansprüche noch bestehen, oder in welchem Sinne und Verhältnisse sie sich modifizirt haben können.

Von allen Gegenständen, die noch jetzt in der politischen Welt verhandelt werden, ist vielleicht nicht ein einziger während der Dauer des französischen Kaiserreiches unter den Kabinetten der ersten Ordnung nicht berührt worden; aber in Wahrheit fehlte damals viel, daß diese Fragen in Frankreich einen Theil der Allgemeinheit bildeten. Die Meisten wurden nur von einer kleinen Anzahl Menschen verstanden, oder selbst

nur von den Agenten, welche mit ihrer Verhandlung beauftragt waren. Es schien, als ließe man dem Kaiser die Sorge, für alle Welt zu denken und zu überlegen. Da von ihm allein die Handlung abhing, überließ man ihm auch das Urtheil. Außer seinen Ministern der auswärtigen Angelegenheiten hatte der Rest seiner Umgebung von allgemeiner Politik keine Idee. Als ich 1829 die ersten sechs Bände dieser Geschichte erscheinen ließ, gestanden mir übrigens sehr aufgeklärte Männer, die unter dem Kaiser Posten zunächst dem Throne bekleidet hatten, ganz offen, daß sie, ehe sie mich lasen, die verschiedenen Fragen nicht deutlich verstanden, von denen sie doch oft gehört hatten, wie z. B. die Neutralität zur See. Diese Frage, die seitdem bei Gelegenheit des amerikanischen Vertrages über die 25 Millionen in die beiden Kammern kam, wurde dadurch von allen Wolken befreit, mit denen feindliche Leidenschaften sie lange verhüllt hatte. Die Art und Weise, wie sie von den Commissionen der Kammern und den ausgezeichnetesten Rednern aller Partheien beurtheilt wurde, hat den Kaiser für die ungerechten Anklagen gerächt, welche die Böswilligkeit sowohl im In= als Auslande gegen ihn erhob, indem sie darthaten, daß das berühmte Continentalsystem, der Text so vieler Schmähungen, von seiner Seite nur eine Vertheidigungswaffe gewesen sei, die legitimste Ausübung des Rechtes der Repressalien.

Eben so wird es mit den meisten andern Fragen sein, wegen welcher man den Kaiser in der ersten Zeit nach seinem Sturze tadelte oder schmähte. Wir sind zum Beispiel überzeugt, daß nach einer aufmerksamen Verfolgung der langen Streitigkeiten mit Pabst Pius VII.

die Vorurtheile, mit denen der Kaiser bisher verfolgt wurde, auffallend geschwächt werden müssen.

Da wo die Gegenwart die Vergangenheit nicht rechtfertigt, erklärt sie dieselbe wenigstens. So bietet zum Beispiel der fürchterliche Krieg, dessen Schauplatz Spanien jetzt ist, einen Vergleichungspunkt, um den spanischen Krieg von 1812 bis 1814 zu beurtheilen.

Wie ich bereits in der Vorrede zu den sechs ersten Bänden sagte, ist es mir nicht möglich, dem Vorwurf zu entgehen, daß ich mehr der Lobredner als der Geschichtsschreiber Napoleons war. Dieser Vorwurf, begründet oder nicht, war unumgänglich, und ich sehe nur ein Mittel, darauf zu antworten. Da ich die Fehler des Kaiser nicht verhehlen werde, so oft ich in sei- Handlungen Fehler zu erkennen glaube, und da ich auf der andern Seite nur da loben werde, wo wir die Handlungen lobenswerth scheinen, ist es die That und nicht ich, die man der Partheilichkeit zeihen kann.

Verzeichniß

der hauptsächlichsten Personen, welche in den politischen Angelegenheiten von dem Frieden von Tilsit, 1807, bis zu dem Kriege mit Rußland, 1812, eine Rolle spielen.

England. König Georg III. Der Prinz-Regent. Die Minister der auswärtigen Angelegenheiten: Herr Canning, und der Marquis von Wellesley. Auswärtige Gesandte: Herr Adair, Gesandter zu Wien, später bevollmächtigter Minister in Konstantinopel.

Oesterreich. Kaiser Franz II. Minister der auswärtigen Angelegenheiten: Graf von Stadion, Graf von Metternich. Auswärtige Agenten: Graf von Metternich, Gesandter in Paris; Fürst von Schwarzenberg, ebendaselbst; Graf von Saint-Julien, ebendaselbst; der Graf von Stahremberg, Gesandter in London.

Spanien. Haus Bourbon. König Karl IV. Günstling und Premierminister, der Friedensfürst. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Cevallos. Agenten der auswärtigen Angelegenheiten: Marquis von Azzara, Gesandter zu Paris; Ysquierdo, persönlicher Agent des Friedensfürsten.

Die napoleonische Dynastie. König Joseph. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Cevallos; Marquis von Alange.

Frankreich. Kaiser Napoleon. Minister der auswärtigen Angelegenheiten: Herr von Champagny, Herzog von Cadore; Herr Maret, Herzog von Bassano.

Auswärtige Agenten, General Andr'ossy, Gesandter in Wien; der Graf Otto, ebendaselbst; der Graf Narbonne, ebendaselbst; Caulaincourt, Herzog von Vicenza, Gesandter zu Petersburg; der General Lauriston, ebendaselbst; der Graf Rochefoucauld, Gesandter in Holland; Baron Durant von Mareuil, Minister zu Neapel; der Graf Delaforet, Gesandter zu Madrid; Alquier, Minister in Rom, dann zu Stockholm; Bignon, Minister in Carlsruhe und dann in Warschau.

Preußen. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. Der Kanzler, Baron von Hardenberg. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Golz. Auswärtige Agenten: der General von Krusemark, Minister zu Paris.

Rußland. Kaiser Alexander. Kanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Romanzof. Auswärtige Agenten: Fürst Kurakin, Gesandter in Wien, dann in Paris; der Graf v. Stackelberg, Gesandter in Wien; der Graf von Strogonof, Minister in Madrid; Nowosilzof, geheimer Agent in Wien.

Dänemark. König Friedrich IV. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Graf von Bernstorf.

Schweden. König Karl XIII. Der königliche Prinz Bernadotte. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Baron von Engeström. Auswärtige Agenten: Lagerbielke, Minister zu Paris; Stading, Minister in Petersburg.

Neapel. Joachim Napoleon. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Herzog von Gallo.

Baiern. König Maximilian Joseph. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Graf v. Montgelas.

Brief

an Herrn Ambrosius Firmin Didot, über den Nachdruck im Auslande.

Von

M. Bignon.

Verclives, den 5. October 1837.

Mein Herr!

Sie haben mir in Ihrem Briefe vom 30. September eine Nummer der Zeitschrift für öffentlichen Unterricht beigelegt, welche die Schritte erwähnt, die unser Kabinet bei mehreren Staaten Deutschlands gemacht hat, um in Uebereinstimmung mit denselben das Prinzip des literarischen Eigenthumes aufrecht zu halten, und durch gegenseitiges Verbot des Nachdrucks diesem Eigenthume sichere Bürgschaft zu verleihen. Zu gleicher Zeit fordern Sie mich auf, die Ideen, die wir in unsern frühern Gesprächen über den ausländischen Nachdruck aufgestellt haben, schriftlich aufzusetzen, namentlich aber von dem, was den belgischen Nachdruck betrifft. Ich sehe nichts Unpassendes darin, mein Herr, Ihren Wunsch zu erfüllen. Das Gespräch ist ein endloses Feld, auf dem der Geist sich einen freien

Aufschwung giebt, oder der abenteuernde Gedanke sich in der ganzen Fülle seiner Unabhängigkeit entwickelt. Bei dem tête à tête giebt es keinen Zwang, keine Fesseln, besonders für die Sprache. Da kann man ungestraft kühn und kriegslustig sein; die Kriegserklärungen sind ohne Folgen für den Frieden der Staaten. Wir haben sie daher auch Belgien nicht erspart. Je mehr ich über diesen Gegenstand nachgedacht habe, desto mehr habe ich mich in der Ansicht bestärkt, die uns gemeinschaftlich ist. Was wir im vertraulichen Gespräch aufstellten, ist meine eigene Ueberzeugung geworden, und ich fürchte mich keineswegs, sie öffentlich zu bekennen. Ich willige selbst um so lieber dazu ein, da der belgische Nachdruck, so ernst er auch ist, doch keine isolirte Frage bildet, indem sie sich mit einer Menge anderer eben so wichtiger Fragen verschlingt, deren Lösung mit jedem fliehenden Tage schwerer wird, weil man binnen Kurzem, da man es versäumte zur rechten Zeit einzuschreiten, in das lebendige Fleisch wird schneiden müssen, und weil die Zuflucht zu heroischen Mitteln unerläßlich wird. Die Nothwendigkeit wird ärgerlich sein, und es ist die Pflicht eines guten Bürgers, wie Sie selbst bei mehreren Gelegenheiten das Beispiel gegeben haben*), sie der Aufmerksamkeit der Regierung zu empfehlen, welche sie nicht vorauszusehen scheint, oder wenigstens nichts thut, um sie zu verhin-

---

*) Note über das literarische Eigenthum und Unterdrückung des Nachdrucks im Auslande, besonders in Belgien, von Ambrosius Firmin Didot, Mitglied des Manufacturrathes, und ehemaligem Mitgliede der Handelskammer; Paris, 1836.

Antwort auf die Fragen, welche der Handelskammer von Paris vorgelegt worden sind, von demselben; März, 1831.

dern. Diese Betrachtung ist für mich ein Grund mehr, ohne Zögern Ihrer Aufforderung zu entsprechen. Ich gehe daher an das Werk, und will versuchen, so gut ich es vermag, meine Erinnerungen zu sammeln, und die neuen Bemerkungen hinzuzufügen, die während der Prüfung selbst sich mir aufdringen. Da ich in diesem Augenblicke mit der Herausgabe des historischen Werkes beschäftigt bin, dessen Manuscript ich Ihnen in wenigen Tagen zusenden werde, kann ich dieser Nebenarbeit nicht die Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmen, wie es zu einer andern Zeit geschehen sein würde. Jedenfalls aber werde ich keines der Argumente auslassen, welche bei der Frage wesentlich oder entscheidend sein können.

Als vergangenes Jahr eine von der Regierung ernannte Commission einen Bericht über die Maßregeln erstattete, welche gegen die stets wachsende Geißel des ausländischen Nachdrucks zu ergreifen wären, las ich mit der lebhaftesten Theilnahme den aus dem allgemeinen Gesichtspunkte glänzend geschriebenen und sehr gut gedachten Bericht; aber ich verhehle Ihnen nicht, daß die Schlüsse mir zu unbestimmt, und deren Anwendung kaum ausführbar schienen. Wenn ich seitdem neuer Motive bedurft hätte, um mich in dieser Ansicht zu bestätigen, so würde ich sie eben in diesem Artikel der Zeitschrift für öffentlichen Unterricht finden, welchen Sie mir übersendeten. Dieser Artikel ist zwar offenbar in der Absicht geschrieben, von den Verhandlungen, die unser Ministerium angeknüpft hat, einigen Erfolg hoffen zu lassen; meiner Meinung nach aber bietet er den stärksten Beweis, daß die Ansichten der Commission, denen das Departement für auswärtige Ange-

legenheiten sich anzuschließen für Pflicht hielt, zu keinen befriedigenden Resultaten führen werden, wenigstens nicht in der nächsten Zeit. Auf dem Gebiete der Allgemeinheit und der Theorie arbeitend, hat die Commission das Ziel verfehlt, indem sie es überschritt, und die Reihenfolge von Conventionen, die sie abzuschließen vorschlägt, ist einer jener Pläne, welche mehrjährige Ausdauer erfordern, und deshalb fast immer ohne Ausführung bleiben. Wenn das Ministerium des öffentlichen Unterrichts in dieser Beziehung Zweifel hegen kann, so theilt doch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten sie gewiß nicht. Weshalb, wird man sagen, scheint dann dieses letztere Ministerium eine Illusion zu theilen, von der es doch nicht getäuscht werden kann? Ich sehe nur eine Ursache, und diese ist ganz einfach. Im Allgemeinen vermeidet die Diplomatie die Schwierigkeiten; sie liebt die Vertagungen sehr und sucht fast nie die kürzesten Wege auf; man deutete ihr einen langen Weg, vielleicht ohne Ausgang, an, und sie betrat ihn auf die Gefahr hin, niemals davon loszukommen. Nach der Zeitschrift des öffentlichen Unterrichts hat unsere Regierung sich nach Deutschland gewendet. Man hat ihr geantwortet, daß über die Frage der Presse und des Buchhandels, sowohl für das Ausland als für das Inland, in Preußen schon ein Plan ausgearbeitet sei, der in längerer oder kürzerer Zeit dem Bundestage vorgelegt werden sollte. Nach dieser Antwort wartet unsere Diplomatie. So weit sind wir jetzt. Ich will gegen den in Preußen ausgearbeiteten Plan und die größere oder geringere Thätigkeit des Bundestages bei der Berathung des Gegenstandes nichts sagen; ich gebe die günstigsten

Hypothesen zu; ich beseitige die Hindernisse; ich kürze die Verzögerungen ab; ich nehme an, daß der preußische Plan Alles enthält, was der französische Buchhandel wünschen kann; ich gebe selbst zu, daß dieser Plan von dem Bundestage berathen, angenommen und in ein Gesetz umgewandelt wird. Was hat Frankreich durch die Annahme dieses Gesetzes gewonnen? Nichts, durchaus nichts! In ganz Deutschland giebt es nicht eine einzige Druckerei, welche französische Werke nachdruckt. Später werde ich die Hypothese untersuchen, wenn eine dort errichtet werden sollte. Jetzt verschwendet daher unser Ministerium ganz nutzlos mündliche und schriftliche Noten, um dem Uebel da abzuhelfen, wo es nicht existirt. Der Sitz ist nicht so weit entfernt. Man sollte meinen, daß man die Augen schließt, um es nicht da zu erblicken, wo es sich wirklich befindet. Will man das Ziel erreichen, so ist bei jeder Sache Offenheit erforderlich. Für die französischen Autoren, Drucker und Buchhändler giebt es nur einen gefährlichen Widersacher, und dieser ist in Belgien; dort muß man ihn verfolgen, bekämpfen, vernichten. Dies ist der Hauptpunkt der Frage, und ich scheue mich nicht, zu sagen, daß diese Frage bisher noch nicht aus ihrem wahren Gesichtspunkte betrachtet wurde. Niemand hat, wie es zweckmäßig gewesen wäre, bezeichnet, was die Stellung Belgiens, in Bezug auf Frankreich, Specielles und Ausnahmsweises hat. Wenn man dieses Königreich den anderen Staaten gleichstellt, macht man ein unpassendes Zugeständniß, gegen welches der gesunde Verstand, die Vernunft und die Gerechtigkeit protestiren.

Frankreich, England, so wie die andern nordischen

Staaten, Deutschland, Italien, Spanien, bilden große Massen zahlreicher Völkerschaften, welche durch Verschiedenheit ihrer Idiome von einander getrennt sind; sie stehen eben dieser Verschiedenheit wegen unter einander auf dem Fuß vollkommener Gleichheit. Wenn man in einem oder mehreren dieser Länder für das moralische Bedürfniß der Bevölkerung eine Schrift nachdruckt, die in einem anderen Staate herauskam, so ist die Gegenseitigkeit Recht; es findet hier ein Austausch Statt, der selbst für das allgemeine Interesse der Menschheit nützlich ist. Dies ist auch der Austausch in Bezug auf mechanische Empfindungen, neue Werkzeuge und neue Maschinen, welche die Fabrikation verschiedener Producte beschleunigen oder verbessern. In Bezug dieser mehr oder minder erfindungsreichen Schöpfungen ist es in allen Ländern dem Erfinder möglich, ein Patent der Einführung zu erhalten, um persönlich aus dem neuen Verfahren, dessen Urheber er ist, Nutzen zu ziehen; würde ihm aber auch diese Gunst nicht gewährt, so dürfte er sich darüber nicht beklagen. Alle Völker können daher in dieser Beziehung gegenseitige Anleihen bei einander machen und ohne Ungerechtigkeit, weil sie einander alle wieder borgen. Das er= und verborgen rechtfertigt sich durch das große Prinzip der Gegenseitigkeit. Daß aber neben einem mächtigen Volke, in welchem die Pflege der Wissenschaften auf den höchsten Punkt gediehen ist, ein Völkerstamm von einigen Millionen Seelen, welcher dieselbe Sprache spricht, diese Identität benutzt, um die wissenschaftlichen und literarischen Producte des Nachbars an sich zu reißen und dessen Ausbeutung sich anzueignen; daß er die Ausgaben um billigen Preis

verdoppelt, verdreifacht, verhundertfacht, um überall damit Handel zu treiben, wo er Abnehmer findet, und so den ursprünglichen Verfassern und Verlegern die Frucht ihrer Arbeit zu entziehen, das ist eine wahre Räuberei, gegen die Intelligenz, die Einbildungskraft unternommen; denn die Seeräuberei, die mit Gefahr verbunden ist, setzt doch wenigstens Muth voraus; hier aber ist es der Raub des Privateigenthumes, der lacedämonische Raub, wenn man will, weil ihn in Belgien keine Strafe unterdrückt; es bleibt aber doch stets Raub in der strengsten Bedeutung des Wortes. Die Thatsache ist so von der oben erwähnten Commission qualificirt worden. Was heut ein französischer Verleger bezahlt hat, und vielleicht um einen sehr hohen Preis, weil die Art und das Verdienst des Werkes ihn erforderten, dessen bemächtigt sich morgen ein belgischer Buchhändler durch den Ankauf eines einzigen Exemplares, um es durch Nachdruck unter den hundert Millionen der europäischen Bevölkerung, und sogar der beiden Welttheile, bei denen Schriften in unserer Sprache der Aufnahme gewiß sind, zu verkaufen. Ohne Widerrede muß die Eigenliebe des Verfassers sich dadurch geschmeichelt fühlen, daß durch den belgischen Nachdruck sein Name in andern Ländern verbreitet wird, in die er ohne denselben vielleicht nie gelangt sein würde; und in dieser Beziehung bin ich meines Theils über die besondere Vorliebe nicht böse, mit welcher er die Ausgaben der sechs ersten Bände meiner Geschichte von Frankreich vervielfältigte; aber diese ausschließliche, gewaltsame Wegnahme des ausländischen Absatzes ist doch im Grunde immer ein trauriger Umstand für die französischen Schriftsteller

und Buchhändler. So arbeitet der Künstler, der in Paris eine Medaille gravirt, nicht für sich selbst; der Falschmünzer, der sie in Brüssel und Lüttich zu Tausenden nachmacht, raubt ihm den Ertrag seines Fleißes. Ist es denn unmöglich, diesen Falschmünzer zu erreichen?

Jeder Staat ist der Person und dem Eigenthume seiner Bewohner Schutz, Bürgschaft und Sicherheit schuldig. Wenn die Unterthanen eines benachbarten Staates die Person oder das Eigenthum der Bürger antasten, so ist die Pflicht der Regierung, dafür Genugthuung zu fordern, zu erlangen, oder sie ihnen selbst zu verschaffen. Wenn ein Belgier mein Feld verheert, mein Korn stiehlt oder meine Heerden wegtreibt, so ist die Regierung mir mit gewaffneter Hand Genugthuung und Strafe schuldig. Wie sollte sie es nicht auch dem Dichter, dem Moralisten, dem Geschichtschreiber, dem Romantiker sein, den die belgische Presse der Frucht seiner Nachtwachen beraubt? Ist denn das unkörperliche Eigenthum weniger achtungswerth, weniger heilig, als das materielle oder Grundeigenthum? Ein solcher Unterschied wäre unbillig und albern; das Gedicht, welches ich schreibe, die Fabel, welche ich erfinde und entwickele, die Schrift, von welcher Art sie auch sei, die mich tiefe Beobachtungen und angestrengte Bemerkungen kostet, sind für mich ein Feld, das ich bebaue, ein Gut, das ich ausbeute. Zum Lohn für mein Nachdenken und meine Anstrengung muß ich dadurch das Brot meines Alters, die Erziehung meiner Söhne, die Aussteuer meiner Töchter finden. Welches Eigenthum können denn die Regierungen vertheidigen, wenn sie das der Intelligenz und des Genies nicht vertheidigen? Wenn es unter den ehemaligen absoluten

Regierungen nicht geschah, weil damals selbst der Gedanke Sklave war, und nur unter Bevollmächtigung und ausdrücklicher Erlaubniß der Macht zu Tage gefördert werden konnte, so haben die politischen Erschütterungen, welche die Völker befreiten, dem Gedanken seine Unabhängigkeit wiedergegeben, und durch diese Thatsache allein den Grundsatz des Eigenthumes für den Schriftsteller geheiligt, und dieser Grundsatz, der nothwendiger Weise allen freien Regierungen gemeinsam sein muß, kann in Belgien nicht verkannt werden. Geschah es ehedem, so kann es jetzt nicht mehr geschehen. Die Argumente, auf welche sich die ausländischen Nachdrucker stützten, haben das Gewicht verloren, welches sie in früherer Zeit hatten.*) Wir erlauben uns bei dieser Gelegenheit eine Anekdote zu erzählen, die uns hier an ihrer Stelle zu sein scheint.

Marmontel erzählt uns in seinen Memoiren, daß er auf seiner Reise nach Aachen in Lüttich eines Morgens einen anständig gekleideten Mann zu sich eintreten sah. Der Fremde sagte zu ihm: „Mein Herr, ich bin Ihnen große Verpflichtungen schuldig, und ich komme, Ihnen dafür zu danken; ich heiße Bassom-

*) Ungeachtet der gerechten und kräftigen Vorstellungen, welche der französische Buchhandel damals machte, brachte die öffentliche Meinung, welche in Frankreich der literarischen Censur feindlich ist, das Handelsinteresse zu Gunsten der Freiheit der Wissenschaften zum Schweigen, welche in Holland und der Schweiz eine sichere Zuflucht fanden, wo Jeder ohne Furcht politische, religiöse und philosophische Grundsätze bekennen konnte, die damals in Frankreich verpönt waren. — Anmerkung des Herausgebers, der Schrift entlehnt, die er 1836 über das literarische Eigenthum und den Nachdruck verlegte.

pierre und bin Verlagsbuchhändler; ich drucke Ihre Werke und habe davon in Deutschland einen starken Absatz; ich habe schon vier starke Auflagen von Ihren moralischen Erzählungen veranstaltet, und bin bei der dritten Auflage Ihres Belisar. — Wie, mein Herr, sagte Marmontel, Sie stehlen mir so die Frucht meiner Arbeit und rühmen Sich dessen noch gegen mich? — Ei, erwiderte Bassompierre, Ihre Privilegien erstrecken sich nicht bis hierher. Lüttich ist ein freies Land, wir haben das Recht Alles zu drucken, was gut ist, und darin besteht unser Handel."

So sprach einst ein lütticher Buchhändler. Sollte der belgische Buchhandel noch so denken? Sollte Belgien, welches eine französische Provinz war, dessen gegenwärtige Regierung auf denselben Grundsätzen beruht, wie die in Frankreich, auch behaupten, daß das litararische Eigenthum ein lokales Privilegium ist, welches es antasten darf, da es dies ohne Gewaltthat kann und ohne seine Grenzen zu überschreiten? Sollte es, wie der lütticher Bassompierre, glauben, daß sein Territorium ein freies Land ist, wo man ohne Gewissensbisse das literarische Eigenthum Frankreichs an sich reißen kann? Wir gestehen offen, es erscheint uns sonderbar, daß in diesem neuen Staate, der uns seine Existenz verdankt, die Regierung sich nicht verpflichtet hielt, gegen uns das zu beobachten, was die strenge Pflicht gegen jedes Nachbarland erfordert. Dieser Staat wird nebeneinander oder wechselsweise durch zwei Partheien gelenkt, die liberale und die katholische Parthei. Für eine, wie für die andere müssen die Grundsätze des Rechtes werthvoll sein, denn durch die Gewalt dieser Grundsätze und mit unserer Hülfe,

schüttelten sie ein Joch ab, welches Beiden gleich lästig wurde. Gewiß denken die belgischen Liberalen und Katholiken wie wir, und mit den Publicisten*) aller Länder: daß kein Herrscher seinen Unterthanen erlauben darf, die Lehren des natürlichen Rechtes zu verletzen; daß die Nationen diesem Gesetze eben so unterworfen sind, wie die Einzelnen; daß das, was ein Mensch dem andern schuldig ist, auch eine Nation der andern erweisen muß; daß alle verpflichtet sind, das Recht zu schützen; daß das Recht der Vertheidigung jeder Nation angehört, wenn man sie oder ihre Rechte angreift; daß einem Bürger Unrecht zufügen, den Staat beleidigen heißt, welcher den Bürger schützen muß; und daß der Herrscher die jenem zugefügte Beleidigung rächen muß**).

---

*) Wolf, Grotius, Vatel ꝛc.

**) Zu den oben angegebenen Grundsätzen könnte man noch mehrere in demselben Sinne hinzufügen, wie zum Beispiel: Eine Nation ist Herrin ihrer Handlungen, doch nur so lange, als sie die Rechte einer andern nicht verletzen. Jede Nation hat, wie jeder Mensch, das Recht, sich gegen Verletzungen zu schützen; das nennt man das Recht der Sicherheit; — das Recht, keine Ungerechtigkeit zu dulden, ist ein Zweig von dem Rechte der Sicherheit; — wenn das Uebel geschehen ist, so befugt dasselbe Recht der Sicherheit den Beleidigten, eine vollständige Genugthuung zu verfolgen, und dazu die Gewalt anzuwenden, wenn es nöthig ist; — wenn die Nation oder deren Lenker die Handlung des Bürgers, der die Beleidigung beging, gut heißt, so macht sie dieselbe zu ihrer eigenen Angelegenheit; — der Beleidigte muß dann die ganze Nation als den wahren Urheber der Beleidigung betrachten. — Es giebt einen anderen Fall, wo die Nation im Allgemeinen der Vergehen ihrer Mitglieder schuldig ist, wenn sie nämlich durch ihre Sitten die Bürger gewöhnt und berechtigt, die Ausländer zu plündern. — Die

Wie kömmt es nun, daß eine Regierung, welche solche Grundsätze anerkennt — und es ist unmöglich, daß die belgische Regierung dies nicht thut — nicht aus eigenem Antriebe schon durch ein Gesetz die auffallende und tägliche Rechtsverletzung untersagt, welche ein Theil ihrer Bevölkerung sich zu Schulden kommen läßt? Bisher konnte der Nachdrucker sagen: Alles, was durch das Gesetz nicht verboten ist, ist erlaubt. Diese Rechtfertigung darf ihm nicht gelassen werden. Die Gerechtigkeit befiehlt der belgischen Regierung, unter Strafe der Cofiscation und des Schadenersatzes, den Nachdruck jedes französischen Werkes zu verbieten, welches in Frankreich nicht der öffentlichen Behörde verfallen ist, und ohne vorherige Befugniß des Verfassers und Verlegers. Wenn es dies Gesetz nicht selbst erläßt, so hat Frankreich das Recht, es von ihm zu fordern. Uns kömmt es nicht zu, unserer Regierung anzudeuten, welcher Mittel sie sich bedienen muß, um ihrer Forderung vollen Nachdruck zu geben. Unter zwei Nationen, deren eine ihre Abhängigkeit militairischen Expeditionen verdankt, welche die andere vielleicht über hundert Millionen kosteten, giebt es wohl Arrangements zu treffen und Rechnungen zu ordnen. Hieße es nun wohl von Seiten Frankreichs die Grenze seiner Rechte überschreiten, wenn es den Vortheil seiner Lage benutzt und als bestimmte und unverletzliche Bedingung aufstellt, daß die belgische Regierung die gesetzgebenden Maßregeln annehmen muß, welche fähig sind, das literarische und

---

Prinzen oder die Fürsten der bestohlenen Unterthanen können sich dafür an die ganze Nation halten. — „Alles dies ist aus Vatel entlehnt.“

geistige Eigenthum der französischen Schriftsteller gegen jeden Schaden von Seiten des Auslandes zu sichern? Wir wollen glauben, daß diese Regierung gutwillig dazu bereit sein würde. Die Namen der Partheien, deren vereinter oder getrennter Einfluß die Regierung leitet, die achtungswerthen Namen von Katholiken und Liberalen wären, usurpirte und lügenhafte Titel für Männer, welche zögern wollten, die Vorschriften des natürlichen Gesetzes durch eine strenge Straffälligkeit zu heiligen. Wir wollen daher von ihnen diese nothwendige Sanction erwarten; wenn sie aber noch einige Zeit zögern, die Intiative zu ergreifen, so sollte Frankreich seine Forderung verfolgen, und zwar mit einer Kraft des Willens, welche keinen Widerstand duldet. Man wird sagen, das hieße Zwang brauchen! Wir bestreiten dies nicht. Allzuhäufig, und man könnte dafür zahlreiche Beispiele anführen, mußte man gewisse Völker durch Zwang zu der Erfüllung ihrer moralischsten Pflichten bringen. Das ist kein Mißbrauch der Gewalt, sondern im Gegentheil ihr reinster Gebrauch, ihre legitimste Anwendung. Man muß auch gestehen, daß es für die französische Regierung zu demüthigend wäre, die Unmöglichkeit anzuerkennen, das Eigenthum seiner Bürger und zwar das Edelste, das Heiligste jeder Art von Eigenthum, gegen eine abscheuliche Antastung zu schützen.

In dem Augenblicke, wo eine nothwendige Reform in dieser Beziehung in Belgien eintritt, wird man ohne Zweifel das Murren der Klasse hören, welche sich dieser traurigen Art von Spekulation hingiebt, aber wir glauben, daß sie sich selbst täuscht; der Nachtheil, den sie fürchtet, wird weit weniger

groß sein, als sie sich einbildet. Giebt man selbst zu, daß eine gewisse Verminderung des Gewinnstes für eine Industrie Statt finden wird, so liegt doch in diesem Wechsel ein reicher Ersatz zum Vortheil Belgiens, im Allgemeinen und in mehrfacher Beziehung, in literarischer, in moralischer und ich darf selbst sagen in pekuniärer.

Zunächst wird Belgien in literarischer Beziehung dadurch gewinnen.

Giebt es jetzt eine belgische Literatur? Mit wenigen Ausnahmen muß die Antwort verneinend ausfallen. Wir kennen gewiß in diesem Lande Literaten und Gelehrte, die wohl fähig wären, interessante und nützliche Werke zu schreiben; aber jede Mühe fordert ihren Lohn, und da der belgische Buchhändler ohne Geldopfer Alles nachdrucken kann, was in Frankreich erscheint, hütet er sich wohl, dem Schriftsteller, seinem Landsmanne, das geringste Honorar für seine Schriften zu bieten, die er herausgeben möchte. Zufrieden, auf Kosten der ausländischen Literatur zu leben, tödtet er zugleich den Keim der inländischen Literatur, und entzieht so den verdienstvollen Männern, welche Belgien hervorbringen könnte, jede Möglichkeit, in geistigen Arbeiten den Genuß des Ruhmes und eine ehrenvolle Existenz zu finden.

Belgien wird in moralischer Beziehung dabei gewinnen.

Es ist nicht gleichgültig für eine Nation, ob sie einen guten oder schlechten Ruf hat. Kein Land kann Gefallen daran finden, als ein Nest der Piraten oder als ein Zufluchtsort der Flibustier zu gelten. Hat man das Unglück, einen schlechten Ruf zu erwerben,

so verdient dieser wohl einige Anstrengung, um sich mit der öffentlichen Meinung wieder auszusöhnen, und gewiß wird der verständigere Theil der belgischen Buchhändler sich zuerst über die Aufhebung des schmachvollen Handels freuen, der sie in den Augen aller anderen Völker herabsetzt; für die Nationen, wie für die Individuen ist ein Ruf der Rechtschaffenheit und der Ehre eine wichtige Sache, und selbst ein wahrer Reichthum.

Ich habe bisher die Sprache der Gerechtigkeit und der Moral geredet; ich scheue mich nicht, nun auch die des Vortheiles zu reden und den pekuniären Gesichtspunkt zu betrachten. Ist es wahr, daß in Bezug auf den neuen Buchhandel die Einführung eines gleichmäßigen Gesetzes für Belgien und Frankreich, Belgien einen großen Schaden zufügen würde? Wir glauben es nicht. Was fordern wir von der belgischen Presse? Sich die Ausplünderung der lebenden Schriftsteller zu versagen, auf den Raub des neuen Eigenthumes zu verzichten, auf den Diebstahl der Werke, welche kürzlich aus dem Gehirn der Autoren entsprangen und eben erst ihr Portefeuille verließen. Die Zahl der französischen Bücher, welche öffentliches Eigenthum geworden sind, verhält sich wie Hunderte zu Tausenden. Alle diese Bücher kann Belgien eben so nachdrucken wie Frankreich. In dem Augenblicke, wo ein gemeinsames Gesetz für beide Nationen Statt findet, erhält Belgien einen Markt von 33 Millionen Seelen mehr. Frankreich, welches Belgien jetzt verschlossen ist, hat dann keine Schranken mehr für dasselbe. Zwischen dem beiderseitigen Buchhandel wird der Kampf gleich sein; der, welcher das

Meiste und das Wohlfeilste producirt, wird die größere Menge von Abnehmern haben. Um so schlimmer in diesem Falle für den französischen Buchhandel, wenn er die Concurrenz nicht auszuhalten vermag. Aber, werden einige belgische Buchhändler einwerfen, eben an neuen Werken finden wir unsern Gewinn. Von jeder Last befreit, finden wir es bequem, den französischen Verleger des Gewinnes zu berauben, den er machen sollte, um uns zu bereichern, indem wir eure Buchhändler und eure Autoren zu Grunde richten. Dieses naive Geständniß ist nicht einmal eine Wahrheit. Es ist nicht ausgemacht, daß diese Art von Diebstahl der belgischen Presse das beste Einkommen gewährt, wenigstens ist sie nicht die sicherste; mehr als ein Spekulant wurde dadurch betrogen. Oft ist es vorgekommen, daß ein französisches Werk, von dem man sich einen großen Erfolg versprach, in Belgien mehrmals nachgedruckt wurde, wodurch sich dann die Nachdrucker einander schadeten und gleich schlechte Geschäfte machten. Ihre Geschichte ist die von Banditen, welche sich unter einander erwürgen und sich die Beute ihrer Opfer streitig machen. Nimmt man dagegen an, daß der belgische Buchhandel, ehe er ein Werk herausgiebt, eben so wie der französische, mit dem Verfasser unterhandeln muß, so verfolgt er auch einen regelmäßigen Gang, jeder handelt nach seinem Rechte, und die Verrechnungen, die jetzt Statt finden, erneuern sich dann nicht mehr.

Der Theil des belgischen Buchhandels, über den wir uns zu beklagen haben, ist von so derber Art, daß er vielleicht nicht zögern wird, die strengen Vorwürfe nachzudrucken, die wir hier an ihn richten. Er

kann dann wenigstens sehen, daß wir mit dem Oelzweig in der Hand erscheinen, ehe wir den Krieg beginnen. Wir ziehen das Bündniß dem Kriege bei Weitem vor. Unsere Vorschläge sind vernünftig und wir wünschen deren Annahme; wir wünschen dies um so lebhafter, da, wenn unsere Forderung heut so freundschaftlich und gemäßigt ist, morgen die Pflicht gebietet, sie ungestüm und unwiderstehlich zu machen.

In der That habe ich bis jetzt nach der Hypothese der Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung der Dinge geurtheilt. Obgleich diese Lage sehr ungünstig für uns ist, so ist sie doch noch erträglich*). Aber dieser gegenwärtige Zustand ist nur temporär und morgen oder übermorgen kann er ganz anders sein.

Nicht ohne Grund hat man gesagt, daß die Eisenbahnen dazu bestimmt sind, das Ansehen der Welt umzugestalten. Diese Behauptung wird täglich wiederholt; die Wahrheit wird geahnet, aber noch hat man nicht die ganze Ausdehnung der Entwickelung ermessen, welche sie empfangen soll. Was die Eisenbahnen an Vortheilen bieten, ist so in die Augen springend, daß man es ohne Mühe begreift; nicht so leicht erkennt man den Einfluß, den sie auf die politische Oekonomie

---

*) Nein, sie ist jetzt nicht mehr erträglich. Die belgischen Nachdrücke werden in Frankreich mit einer Leichtigkeit eingeführt, die unserm Handel sehr nachtheilig ist. Der französische Buchhandel hat die Aufmerksamkeit der Regierung auf diesen Gegenstand gelenkt, und um kräftige Maßregeln gebeten, damit wenigstens unser eigenes Gebiet nicht von dem belgischen Nachdruck überschwemmt wird, welcher besonders im Norden Frankreichs den Verkauf der Originalausgaben hemmt.

(Anmerkung des Verlegers.)

im Allgemeinen üben, und welche Erschütterung, welche heftigen Stöße, sie den Handelsverbindungen beibringen werden. Durch seine Lage als Insel hat England, vermöge seiner Dampfschiffe, den Vortheil schneller Verbindungen nach Außen, ohne davon irgend einen der Nachtheile zu verspüren, welche sich für die Nationen des Continents zeigen. Frankreich und Belgien werden zuerst diese harte Prüfung zu überstehen haben, und es ist sonderbar, daß weder das eine noch das andere denkt, sich darauf vorzubereiten*). Das Erwachen wird furchtbar sein, wenn sie in ihrer gegenwärtigen Lage einschlafen sollten, ohne vorauszusehen, daß an dem Tage, wo durch die Verbindung der Eisenbahnen die Linie fällt, welche sie jetzt trennt; daß an dem Tage, wo ein Verbindungspunkt zwei innere Linien eines jeden Landes mit einander in Verbindung bringt, daß an diesem Tage die Räder der Eisenbahnwagen alle Gesetze der Douanen zertrümmern, und ihnen in der gegenseitigen Gesetzgebung unmittelbare Veränderungen befehlen. Das einzige augenscheinliche Mittel, das Uebel zu mindern, wird sein, so viel als möglich die Gesetze in beiden Staaten gleich zu machen, sonst würden die Eisenbahnen, statt zu dem Wohlstande zu führen, eine Ursache des gegenseitigen Verderbens für verschiedene Industriezweige in einer oder der andern Gegend werden. Jetzt reicht eine Abthei-

*) In diesem Augenblicke beschäftigt man sich in Belgien damit, die Abgaben auf französische Gewebe zu verringern. Wenn eine Eisenbahn zwischen beiden Ländern im Gange ist, werden noch ganz andere Maßregeln, als die Verminderung der Abgaben, erforderlich sein.

lung Douanirs hin, einen Wagen zu durchsuchen, der zwanzig Reisende trägt, aber wie sollen sie Hunderte, ja Tausende in einem Tage durchsuchen? Ich lasse das unberücksichtigt, was die anderen Handelszweige betrifft; bleiben wir bei dem Buchhandel stehen. Was geschieht? Kaum ist ein Werk von einigem Werthe in Paris herausgekommen, so sind auch schon tausende von Exemplaren eines belgischen Nachdruckes in Frankreich eingeschmuggelt. Es giebt kein so strenges Verbot, keine so störende Aufsicht, keine so kleinlichen Nachsuchungen, eine solche Art der Einführung zu hindern. Frankreich, das Innere von Frankreich, und selbst die entferntesten Punkte, werden so eine Beute des belgischen Buchhandels, und vielleicht würde die Störung, die daraus für eine Masse von Geschäften hervorgeht, selbst für die Regierung nicht ohne Gefahr sein. Um die verderblichen Folgen zu verhindern, müßten augenblicklich außerordentliche Maßregeln ergriffen werden. Man muß entweder von Belgien in Bezug auf den Buchhandel und die Presse fordern, daß es dieselben Grundsätze, dieselben Gesetze anerkennt, oder es ist um unsern Buchhandel geschehen; es ist selbst um unsere Literatur geschehen, denn die Autoren würden eben so getroffen, wie die Buchhändler; die Schriftsteller müßten ihre Federn zerstoßen, die Drucker müßten ihre Pressen zerbrechen, die Fabrikanten ihre Papiermühlen zerschmettern. Man müßte zwei Drittel jener thätigen Arbeiter, welche durch die literarischen und wissenschaftlichen Produkte leben, mit denen das französische Genie die Welt bereichert, auf die Straße werfen, dem Elend überliefern. Eine Menge anderer Professionen würden in dasselbe Verderben mit fort-

gerissen werden, von dem des Lumpensammlers an, dessen merkwürdige Statistik Herr Daru im Jahr 1827 gab, bis zur industriösen Kunst der Nachfolger des Alde, Manuce und Etienne.

Eine Hülfsquelle bliebe freilich den französischen Schriftstellern: nach Belgien auszuwandern, sich in Brüssel oder Lüttich niederzulassen*), oder, ohne aus Paris zu gehen, das Eigenthumsrecht ihrer Werke an brüsseler Buchhändler zu verkaufen. Das ist der Zustand, in welchen die Wissenschaften in der Hauptstadt versetzt würden, welche bis jetzt in dieser Beziehung die Hauptstadt der civilisirten Welt war. Kann die französische Regierung es dulden, daß die Wissenschaften zu einem solchen Grade der Erniedrigung sinken, und darf sie, aus dem rein materiellen Gesichtspunkte betrachtet, zugeben, daß einer der fruchtbarsten Zweige des allgemeinen Reichthumes untergehe? Nein! wahrlich, das kann sie nicht! Die Nothwendigkeit selbst würde ihr zum Gesetz werden, und im Guten oder Bösen würde sie sich gezwungen sehen, mit Gewalt und durch schmerzliche Mittel, Belgien das zu entreißen, was sie auf sanfteren Wegen, und als eine bloße Handlung der Gerechtigkeit, erlangen mußte, welche jene Macht anständiger Weise nicht hätte verweigern

*) Das schlug die Familie des lütticher Buchhändlers, von dem wir oben sprachen, Marmontel vor. Bleiben Sie bei uns, sagte zu dem reisenden Schriftsteller eine der Töchter dieses Buchhändlers; Sie schreiben ganz nach Ihrem Belieben, und was Sie heute schreiben, ist morgen gedruckt. — Marmontel fügt hinzu, um mich für seine Diebereien zu entschädigen, schenkte Bassompierre mir eine kleine Ausgabe von Molière; sie kostet mich 10,000 Thaler.

können. Es scheint uns, als ob weder das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, noch das des Handels, noch das der auswärtigen Angelegenheiten, dieser Frage die ganze Wichtigkeit beigelegt haben, die sie verdient. Die Zeit ist gekommen, sich ernsthaft damit zu beschäftigen, denn später, und dieser Augenblick kann nicht mehr sehr fern sein, würde die Regierung ihre Unvorsichtigkeit bereuen. Die Schwierigkeit gehört nicht zu denen, welche man vermeiden kann. Wird sie nicht nicht ohne Zögern durch Unterhandlungen gehoben, so werden die Ereignisse sie bald grell hervorheben. Die einzige Lösung in Bezug auf den Buchhandel ist die Verschmelzung des belgischen mit dem französischen Gesetze.. Diese muß entweder durch gütliche Uebereinstimmung oder mit Gewalt bewirkt werden. Die Alternative ist erzwungen. Gegen den Despotismus der Nothwendigkeit ist kein Widerstand möglich. Eine friedliche Uebereinkunft ist das, was wir am aufrichtigsten wünschen, aber wir wiederholen es, wenn Belgien zögert, so muß die Aufforderung sich in Zwang verwandeln, und der Zwang wäre bei dieser Gelegenheit nur die gerechte Anwendung der ewigen Grundsätze des Menschenrechtes.

Ist diese Art von Erfolg einmal erlangt, so fühle ich wohl, daß das literarische Eigenthum Frankreichs neuen Gefahren ausgesetzt sein kann. Es ist möglich, daß der Nachdruck aus Belgien vertrieben, in Holland, seinem ehemaligen Vaterlande, Wurzel schlage, daß er ohne so weit zu gehen, sich in einigen Kantonen der Schweiz niederlasse, nicht in denen, in welchen die französische Sprache üblich ist, denn auf diese wären die in Bezug auf Belgien erwähnten Grundsätze ebenfalls anwendbar, aber in den deutschen Kantonen oder

in den deutschen Städten am Ufer des Rheins. Dieser Gefahr muß man sich aussetzen. Wenn wir in Frankreich die deutschen Werke nachdrucken, können wir den Deutschen das Recht nicht verweigern, französische nachzudrucken. Die Gegenseitigkeit ist vollkommen; und da wir nicht wollen, daß zu unserm Nachtheil die Gerechtigkeit verletzt werde, dürfen wir sie zu unserm Nutzen eben so wenig verletzen. Uebrigens wäre diese Gefahr nur gering im Vergleich zu der gegenwärtigen Lage. Durch die alleinige Thatsache schon, daß die Unternehmungen des französischen Nachdruckes in Länder verwiesen sind, in denen die französische Sprache nicht die Volkssprache ist, müßten dieselben zu französischen Arbeitern ihre Zuflucht nehmen. Sie würden minder gut drucken, und wären zu viel beträchtlicheren Ausgaben gezwungen, als die französischen und belgischen Buchdrucker, welche, denselben Gesetzen unterworfen und gemeinsame Sache machend, mit Vortheil gegen sie ringen können, oder doch nur wenig von ihrer Concurrenz zu fürchten haben.

Das, mein Herr, sind in der Kürze die klaren und bestimmten Punkte, auf welche, meiner Meinung nach, die Frage über den ausländischen Nachdruck sich beschränken müßte, wie ich es schon im Anfange dieses Briefes andeutete. Für Länder, welche die gleiche Sprache reden, fordern Gerechtigkeit und Nothwendigkeit eine übereinstimmende Gesetzgebung; für Länder von verschiedenen Sprachen giebt es unbegränzte Freiheit der Handlungen und unbeschränkte gegenseitige Unabhängigkeit. Als praktischer Mensch, und ein Feind unnützer Thesen, nahm ich die Thatsachen, wie sie sind, und ging gerade auf das Ziel zu, indem ich die Schwierigkeit nur

als zwischen Belgien und Frankreich bestehend darstellte. Ich hatte nur zweierlei im Auge: das Gerechte und das Mögliche.

Gewiß, der Plan, welchen die Commission des vorigen Jahres aufstellte, der Plan, welcher bezweckt, eine allgemeine Verbindung zwischen allen Regierungen zum Schutz für das literarische Eigenthum zu begründen, wäre der Gerechtigkeit in der weitesten Ausdehnung angemessen. Unglücklicher Weise ist die Ausführung dieses Planes lang und schwierig. Man muß sich daher nur an eine mögliche Ausführung halten und an eine unmittelbare gerechte Anwendung.

Im Interesse des literarischen Eigenthums verlangt die Gerechtigkeit, daß für alle Länder, welche dieselbe Sprache sprechen, eine übereinstimmende Regel und ein einziges gleiches Gesetz begründet wird. Ich nehme zum Beispiel Frankreich, Belgien und die französische Schweiz. Wenn in Bezug auf den Buchhandel die Gesetzgebung in diesen drei Ländern nicht gleich ist, so wird dasjenige der drei, welches keine Autorrechte bezahlt, sich auf Kosten der beiden andern bereichern, und eine schwache Bevölkerung kann zum Nachtheil der wahren Eigenthümer, als ein rechtlich erworbenes Gut die literarischen Werke einer Bevölkerung von dreißig bis vierzig Millionen benutzen. Hier ist das, was gerecht ist, auch möglich. Diese Bevölkerung von dreißig bis vierzig Millionen ist befugt, ihr literarisches Eigenthum gegen Raub und Plünderung zu sichern, und zu diesem Zwecke den Ländern, welche mit ihr eine Sprache reden, die Bedingungen aufzudringen, unter denen sie an der Benutzung des Eigenthumes Theil nehmen können. Ihr gutes Recht ist außer allem Zweifel, und

es kömmt ihr daher zu, es geltend zu machen, entweder durch Unterhandlungen oder auf irgend eine andere Weise. Das liegt in dem Gebiete des Möglichen, wie des Gerechten. Ganz gewiß rathen wir nicht zu dem Kriege, und wir werden auch nicht nöthig haben, dieses äußerste Mittel zu ergreifen, obgleich hierin der Grund zu dem gerechtesten aller Kriege, dem Vertheidigungskriege, läge.

Handelt sich es um Länder von verschiedenen Sprachen? In Bezug auf diese Länder kann das literarische Eigenthum nur noch durch diese Verschiedenheit selbst geschützt werden, welche für jedes derselben den Nachdruck in einer ihr fremden Sprache schwieriger macht. In der That kann es auch noch außerdem, aber nur in besondern Fällen, durch Specialconventionen gesichert werden, die beiden Partheien nützlich sind, und welche das allgemeine Interesse aller Völker fordert. Es giebt im Buchhandel große Unternehmungen, die blos mit der größten Vorsicht zu wagen sind; es sind die, welche bedeutende Kosten fordern, wie Ihr Haus deren viele unternommen hat; zum Beispiel: die neue Ausgabe des Thesaurus graecae linguae.*)

(* Um diese wichtige literarische Unternehmung zu sichern, wurde dem Herrn Didot in Deutschland ein Privilegium ertheilt, und zwar durch den König von Baiern, den König von Sachsen, den König von Hannover, den König von Würtemberg, den Großherzog von Baden, den Kurfürsten von Hessen-Cassel, den König von Dännemark als Herzog von Holstein und Schleßwig, den Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, den Großherzog von Meklenburg-Schwerin, den Großherzog von Oldenburg, die Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, den Herzog von Anhalt-

Um starke Summen, zuweilen mehrere hunderttausend Franks, auf ähnliche Unternehmungen zu verwenden, muß man vorher die Gewißheit erlangt haben, daß nicht etwa ein Nachdruck um geringen Preis alle Berechnungen über den Haufen wirft, und dem, der den Muth hat, sie zu unternehmen, so wie dessen Mitarbeitern den Preis für ihre langen Anstrengungen und für ihre Aufopferungen zum Besten der Künste und Wissenschaften zu rauben. Hierin liegt für die aufgeklärten Regierungen die Gelegenheit, Gerechtigkeit und eine gute Verwaltung zu zeigen, indem sie solchen Unternehmungen das Privilegium ausschließlichen Verkaufes auf ihrem Gebiete gewähren. Sonst müßte man für immer auf jede große Unternehmung der Art Verzicht leisten. Abgesehen von dieser ganz freiwilligen Ausnahme, behält jedes Idiom gegen die

---

Bernburg, den Landgrafen von Hessen-Homburg, den Fürsten von Schaumburg-Lippe.

Andere Staaten zeigten sich zwar geneigt, das von Herrn Didot erbetene Privilegium zu gewähren, glaubten es aber verschieben zu müssen, bis ein Gesetz der Gegenseitigkeit zwischen Frankreich und diesen Staaten bestände.

Als Heinrich Estienne ein treffliches Werk herausgab, erhielt er für sich und seine Erben gleichfalls Privilegien, und zwar vom Kaiser Maximilian II. für ganz Deutschland, Ungarn, Böhmen ꝛc. von der Königin Elisabeth für England, und von den erlauchten Prinzen und Herren, Friedrich, Pfalzgrafen am Rhein, August Herzog von Sachsen, und dem Markgrafen von Brandenburg, für deren Staaten. Merkwürdig ist es, daß drei Jahrhunderte auseinander dasselbe Werk bewies, wie das literarische Europa eines mächtigen Schutzes bedurfte, damit große und wichtige Unternehmungen möglich waren, welche als literarische Denkmäler die Zeit ehren, welche sie hervorbrachte.

(Anmerkung des Verlegers.)

andern seine unbegränzte Freiheit. Dieser Gränzen setzen zu wollen, hieße das Unmögliche verlangen. Es ist in der That, ausgenommen den Fall einer allgemeinen Uebereinkunft, die nie Statt finden wird, unmöglich, Deutschland zu hindern, italienische Werke nachzudrucken, oder Italien englische, wenn es ihnen gut schiene. Diese Unmöglichkeiten sind moralisch unbesiegbar, was aber Belgien und Frankreich betrifft, steht das Gerechte neben dem Möglichen. Das glaube ich auf die augenscheinlichste Weise dargethan zu haben.

In dem Augenblicke, in welchem ich diesen Brief schließen wollte, haben die Zeitungen den Beschluß des Bundestages in Frankfurt bekannt gemacht, welcher unter dem neunten November den Nachdruck deutscher Werke in allen Staaten des deutschen Bundes verbietet. Dieser große Schritt des Bundestages, der für das literarische Eigenthum so wichtig ist, bestätigt mein System vollkommen; er thut das Grundprincip dar, auf welches ich mich stützte, nämlich die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit gleicher Gesetzgebung da, wo gleiche Sprache herrscht. „Aber," wird vielleicht ein sinnloser Nachdrucker sagen, „die Lage ist nicht gleich; Belgien und Frankreich sind nicht verbündete Staaten." — Der Ausdruck des Widerspruches allein reicht schon hin, die Unhaltbarkeit desselben zu beweisen. Es ist wahr, Belgien und Frankreich sind nicht durch ein Band der Conföderation vereinigt; wohl aber besteht zwischen ihnen ein Band von einigem Gewichte, das Band eines Protectorates, das Recht der That, welche den belgischen Staat unabhängig erhält, nachdem sich dessen Unabhängigkeit begründet hat. Wäre

es nicht unsinnig, wenn Frankreich mit allen seinen Mitteln dahin gewirkt hätte, an seinen Grenzen einen Staat zu begründen, den es durch seinen mächtigen Schutz deckt, um ihm die Freiheit zu gewähren, gegen das Eigenthum der Bürger Frankreichs ungestraft eine fortgesetzte Räuberei zu üben? Uebrigens ist es gar nicht nöthig, hier die Titel Confoderation, Protectorat oder Alliance in Anspruch zu nehmen. Wir fordern von Belgien nur die Befolgung der natürlichen Rechtsvorschriften, welche jeder Staat von seinen Nachbarn fordern darf, wie wir dies oben dargethan haben. Diesen Achtung zu verschaffen, besitzen wir das Recht, besitzen wir die Macht; es ist Zeit, auch den Willen zu haben.

Ich übergebe Ihnen, mein Herr, diesen Beitrag meiner Ansichten über den ausländischen Nachdruck. Die Frage scheint mir so auf ihr wahres Gebiet verwiesen zu sein. Das Uebel ist ernst, die Krise furchtbar. So viel von mir abhängt, habe ich das Heilmittel angedeutet. Jetzt kömmt es der periodischen Presse, unsern ausgezeichneten Schriftstellern aller Art, zu, das Werk zu vollenden; sie mögen meinen Gründen noch treffendere, bestimmtere hinzufügen, oder die meinigen unterstützen, indem sie ihnen noch mehr Schärfe, noch grellere Farben verleihen. Die Gerechtigkeit der Sache ist erwiesen, unser gutes Recht unbestreitbar; wir müssen ohne Unterlaß den Triumph desselben verfolgen. Man darf sich nicht verhehlen, daß bei der bald zur Thatsache erhobenen Hypothese einer Eisenbahnverbindung zwischen Paris und Brüssel, die Frage über den belgischen Nachdruck für alle Autoren, alle Papierfabrikanten, alle Schriftgießer, alle Drucker,

alle Buchhändler Frankreichs, so wie für alle Industriezweige, die mit den genannten in Verbindung stehen, eine Frage ist, welche über Leben und Tod entscheidet.

Nachschrift.

Eine der Zeitschriften, welche der Bemerkungen Erwähnung that, die man so eben gelesen hat, meint, daß sogar die Vernichtung des belgischen Nachdruckes nur ein Palliatif gegen die Geißel sein würde, die unsern Buchhandel vernichtet. Es ist wahr, und wir selbst haben es erkannt, daß der Nachdruck, aus Belgien vertrieben, sich sehr gut nach anderen Staaten flüchten könnte, und besonders nach Holland, wo er ehedem gedieh, und von wo aus er ungestraft seine literarischen Räubereien fortsetzen könnte. Gewiß würdigen wir diese böse und fast unvermeidliche Möglichkeit; wir haben sie vorausgesehen und bezeichnet; aber man muß doch gestehen, daß die Verpflanzung des Nachdrucks, — die Nothwendigkeit, neue Anstalten für denselben zu bilden, — die Schwierigkeit, gute und billige Arbeiter und Correctoren zu bekommen, — den Kreis seiner Arbeiten nothwendig verengern, die Zahl der nachgedruckten Werke bedeutend vermindern müßte, und daß folglich auch der Schade geringer würde, den der Nachdruck jetzt den französischen Autoren und Buchhändlern zufügt. In der weniger günstigen Lage, welche durch die Ortsveränderung herbeigeführt würde, thäte er uns vielleicht zehn Mal geringeren Schaden, als bei der jetzigen freien Ausübung in Brüssel und

Lüttich. Das wären doch immer neun Zehntheile, die wir gewonnen hätten; und fänden wir auch nur ein Drittel oder ein Viertel Gewinn, so hätte unser Buchhandel sich dazu schon immer Glück zu wünschen. Das ist also der erste Punkt, der vor allen Dingen erreicht werden muß, und das ist der specielle Zweck, den ich mir steckte, indem ich die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit einer identischen Gesetzgebung für alle Länder von gleicher Sprache darthat, denn ohne diese Gesetzesgleichheit kann eine Stadt, ein Flecken, unter Begünstigung der gleichen Sprache das literarische Eigenthum von 30 bis 40 Millionen Menschen ausplündern.

Ist es nun unmöglich, diesen Vortheil zu erreichen? Wenn das Mittel existirt, sind wir weit entfernt, es zurückzuweisen. Wir gehören nicht zu denen, welche meinen, daß das Beste Feind des Guten sei; wir würden mit Freuden das Beste annehmen, welches uns das Journal andeutet, dem wir hier antworten. Dieses Beste, sagt es, fände sich in der Erreichung der Absichten, welche die Commission ausgesprochen hat, die im vergangenen Jahre von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts niedergesetzt wurde: Es wäre eine Uebereinkunft aller Regierungen zur Beschützung des literarischen Eigenthumes. Der Gedanke ist schön, die Absicht edel und groß. Wir haben selbst den nämlichen Wunsch in den bestimmtesten Ausdrücken ausgesprochen, und wir wiederholen gern, daß der Plan der Regierungscommission mit der Gerechtigkeit in der weitesten Beziehung übereinstimmt; — aber ist dieser Plan auch ausführbar? — Das haben wir mit der größten Aufrichtigkeit gefragt, und wir fanden, daß

die Ausführung, wenn auch nicht ganz unmöglich, doch wenigstens sehr schwierig ist, und unfehlbar eine gewisse Anzahl von Jahren erfordert. Kann unser Buchhandel diese Zögerung ertragen und das Ziel abwarten? Schon befindet er sich durch den Verlust des auswärtigen Absatzes, sogar durch die Einschmuggelung der belgischen Nachdrucke in einer sehr peinlichen Lage. Was soll nun erst an dem Tage aus ihm werden, der Paris und Brüssel durch eine Eisenbahn verbindet? Die Aussicht ist furchtbar, die Krisis nahe, und eben dieser Krisis muß man zuvorkommen. Denkt man, daß man bis dahin den allgemeinen Vertrag wird zu Stande gebracht haben, auf den man so viele Hoffnung setzt, den man als das einzige specifische Mittel betrachtet? Das wäre eine reine Täuschung. Ein ähnlicher Vertrag fordert die freie Zustimmung aller Theile; werden aber auch alle die Beweggründe dazu haben? Indem wir sie dazu auffordern, machen wir ihnen das Anerbieten der Gegenseitigkeit; das ist ganz vortrefflich, aber die Gegenseitigkeit läßt sich nicht aufzwingen; um sie anzunehmen, müssen die Staaten, denen man sie vorschlägt, durch eine gewisse Solidarität des Vortheiles zur Annahme bewogen werden. — Ohne nun sehr weit zu gehen, laden wir zum Beispiel die holländische Regierung unter dem Verspechen der Gegenseitigkeit ein, den Nachdruck französischer Werke in ihren Staaten zu verbieten. Ihre Antwort ist, wie ich glaube, nicht schwer zu errathen. Wozu sollte sie eine Verpflichtung ohne allen Ersatz übernehmen, eine Verpflichtung, durch die sie viel verlieren und nichts gewinnen kann? Sie wird es uns freistellen, in Frankreich die holländischen

Werke nachzudrucken, so viel wir wollen, fest überzeugt, daß wir diese Erlaubniß nicht mißbrauchen. Indeß will ich gegen die Zukunft kein Vorurtheil erwecken; ich sa e nicht, daß wir deshalb auf jede Hoffnung verzichten müssen, einst noch durch Unterhandlungen, welcher Art sie auch sein mögen, selbst von Holland günstige Zugeständnisse für das literarische Eigenthum zu erlangen. Ich liebe es nicht, die Grenzen des Möglichen zu verengern, besonders für eine unendliche Zeit; aber die Lage unsers Buchhandels verträgt solche Verzögerungen nicht. Indem ich mich mit diesem Gegenstande beschäftigte, habe ich die Frage ganz anders verstanden. Ich sehe auf einem besonderen Punkte den Brand in seiner ganzen Gewalt, und dahin die nächste Hülfe zu bringen, halte ich für dringend nothwendig. Das „Alles oder Nichts" scheint mir keine gute Ansicht zu sein. Zu viel, oder mehr als das wollen, was vernünftigerweise ausführbar ist, gilt meiner Meinung nach fast eben so viel, als ob man gar Nichts wollte. Ich fürchte, daß der allgemeine Vertrag, mit dem man uns schmeichelt, dem allgemeinen Frieden gleichen werde. Auf jeden Fall müßte man darauf zu lange warten. Ich verlange weniger, aber ein sicheres, nahes Resultat. Für ein gegenwärtiges Uebel habe ich ein gegenwärtiges Heilmittel aufgesucht; gegen ein ungeheuer großes Uebel ein Mittel, welches wenigstens das Uebel und dessen verderbliche Folgen wesentlich mildert, wenn es dasselbe auch nicht ganz zu heben vermag.

Das war der Zweck meines Briefes, und ich glaube ihn erfüllt zu haben.

Erstes Kapitel.

Aeußere Politik.

Verschiedene Gestaltung der französischen Macht vor und nach dem Frieden von Tilsit. — Erfüllung der Verträge von Tilsit. — Lage und Benehmen Spaniens im Jahre 1806. — Convention zwischen Frankreich und Spanien vom Jahre 1807, wegen der Theilung Portugals. — Eroberung Portugals. — Aufbruch des Hauses Braganza nach Brasilien. — Zwistigkeiten in der königlich spanischen Familie. — Erheuchelte Temporisation Rußlands gegen Schweden. — Frankreich und Rußland. — Rußlands Anliegen, das ottomanische Reich zu theilen. — Frankreich und Oesterreich. — Convention über die Rückgabe der Mündung von Cottaro an Frankreich und der Festung Braunau an Oesterreich. — Der Zutritt Oesterreichs zu dem Continentalsystem. — Frankreich und England. — Befehle des Conseils vom 11. November 1807. — Decret aus Mailand vom 17. December. — Frankreich und die vereinigten Staaten. —

Von dem 18. Brumaire bis zu dem Frieden von Tilsit, hat die Größe Frankreichs in stets wachsender Progression eine Vergrößerung erhalten, welche wunderbar und excentrisch war, welche aber durch den Charakter der Vertheidigungskriege, die man führte, gerechtfertigt wurde, und deren Befestigung nicht unmöglich

gewesen wäre. Von da ab schien das Kaiserreich sich zwar noch zu vergrößern, aber es verlor an Intensität, was es an Grundgebiet gewann. So gut wie Napoleon beurtheilte Niemand, was in einer unendlichen Vergrößerung Dauerndes liegen konnte; er unterschied vortrefflich das, was in der französischen Macht permanent werden mußte, von dem, was nur seiner Regierung angehören konnte. „Nach mir," sagte er mit Recht, „nach mir der Rhein, die Alpen und die Pyrenäen." — Das waren in der That die Eroberungen Frankreichs, das Andere war die Eroberung des Mannes. Weshalb hat er sich nicht mit dieser schönen Gränze begnügt? Wer in der Politik das Mehr kann, kann nicht immer das Weniger. Nach der Ordnung der Ereignisse, die wir auseinander entspringen sahen, ist es nicht gewiß, daß es in seiner Macht lag, Frankreich in den Gränzen zurückzuhalten, in welche es, seiner Meinung nach, zurücktreten wird, wenn er nicht mehr ist. Da er zehn Mal den Antrag zu den bedeutendsten Verzichtleistungen gemacht hat, unter der einzigen Bedingung, daß England ähnliche Opfer bringe, dieses aber sich zu diesen Geständnissen nicht geneigt zeigte, schloß er aus den Weigerungen dieser Macht, daß er Alles bis zum Extrem treiben müsse, um durch die Gewalt zu entreißen, was er durch Verhandlungen nicht erlangen konnte. Dennoch setzte er sich Schranken. Ungeachtet seines Vertrauens in sich selbst, und obgleich er in Tilsit den Gedanken an die eventuelle Theilung*) der Türkei fassen konnte, trat

---

*) Gleich zu Anfang dieses Bandes mache ich mir es zur Pflicht, einen allzuumfassenden Ausdruck zu berichtigen, den ich

er doch von diesem Plane zurück, besonders mit der Ausdehnung, welche der Artikel VIII. des Allianstraktates ihm gab. Klug und vorsichtig in dieser Beziehung lehnte sein Geist Erwerbungen ab, welche ferne Kriege nach sich ziehen konnten, Kriege, die noch gefährlicher zu werden drohten, als die, ans denen er siegreich hervorgegangen war, deren Gefahren er aber dennoch erkannte. Europa schien ihm auch ohne die Türkei ein Feld, das zu seinen beabsichtigten oder zufälligen Eroberungen umfassend genug war.

Der größte Vortheil, den Napoleon sich von dem Frieden von Tilsit versprochen hatte, wurde realisirt, indem jeder Verkehr zwischen Rußland und England aufhörte. Dem Beispiele Rußlands wird Oesterreich bald folgen. Aber überdies hatten Napoleon und Alexander sich gegenseitig noch ein anderes Ziel gesteckt, nämlich in die Continentalallianz der Eine Portugal, der Andere Schweden zu ziehen. Mit anderen Wor-

---

auf den letzten Seiten des vorhergehenden Bandes brauchte. Ich sagte, daß eine der Ursachen von dem Verderben Napoleons sein würde, daß er Rußland nicht die Existenz und nicht einmal die Integrität des ottomanischen Reiches opfern wollte. Der Grund dieser Behauptung ist wahr, die Worte sind es nicht. Als ich mich so ausdrückte, antwortete meine Sprache mehr den Gedanken Napoleons als seinen Handlungen. Obgleich er nur widerstrebend einer, wenn auch nur theilweisen Zerstückelung der Türkei beistimmte, ist es dennoch zu wahr, daß er 1808 durch den Erfurter Vortrag, den ich bald anführen werde, dem Kabinet von St. Petersburg für die Zugeständnisse in Italien und Spanien, die Fürstenthümer Moldau und Wallachei abtrat. Da hatte er also wenigstens momentan die Integrität des türkischen Reiches geopfert, und meinem Ausdrucke mangelt, buchstäblich genommen, die Genauigkeit.

ten: auf den wahrscheinlichen Fall des Widerstandes dieser beiden Regierungen, versprachen sie sich beiderseitig einen Theil der Beute, der Eine von Schweden, der Andere von Portugal.

Wenigstens sollte von Seiten Frankreichs und Rußlands nicht, wie von Seiten Englands gegen Dånnemark, der Angriff den Charakter grausamer Ueberrumpelung und einer unvorhergesehenen Gewaltthat tragen. Es wurde den Höfen von Lissabon und Stockholm eine Frist gesetzt, um sich zu entscheiden, ob sie gegen die Herrscher zur See dem Cotinentalsystem beitreten wollten oder nicht. Man forderte sie auf, zwischen dem Kriege und dem Frieden zu wählen. Napoleon ließ ihn an Portugal erklären, und wiederholte dem Gesandten dieser Macht in Gegenwart des diplomatischen Corps die Kriegserklårung mit lauter Stimme, indem er hiuzufügte, daß das Haus Braganza durch seine Wahl sein Urtheil selbst aussprechen würde. Auf jeden Fall rüsteten sich Frankreich und Rußland zum Kriege.

Auf dem Wege Frankreichs lag Spanien. Ist das ein Verhångniß? Ist es ein Hinderniß? Wir müssen hier auf das zurückkehren, was seit einiger Zeit zwischen den beiden Staaten vorgefallen war. Mitten unter den vielfåltigen Ereignissen des Krieges mit Preußen konnte ich nur in zwei Worten den Plan des långst beabsichtigten Abfalles des spanischen Kabinets erwähnen, dessen unglücklicher Ausbruch Napoleon gerade auf dem Schlachtfeld von Jena in die Ohren tönte. Schweigen und jeden Unwillen verbergen, war damals das, was sich für den Kaiser ziemte.

Er schien in der That nichts zu sehen, nichts zu verstehen, und als Pfand des vollsten Vertrauens auf Sr. Allerkoth. Majestät, forderte er, wie wir bereits erwähnten, die Sendung eines Chors von 15,000 Mann an die Elbe. Da statt eines servilen Hofes bald eine stolze Nation in Spanien den politischen Schauplatz einnehmen wird, ist es wichtig, zu erfahren, wie stufenweis die Veränderung vorgeht, welche Reihenfolge von Ereignissen den Kaiser in falsche Berechnungen stürzt, und wie er durch Gemeinheiten des Kabinets von Madrid selbst zu beweinenswerthen Unternehmungen verlockt wird.

Seit der Niederlage von Trafalgar, wo die spanische Marine unter dem tapfern Admiral Gravina unserm Bündnisse so ehrenvoll treu blieb, war dies Kabinet anfangs entmuthigt durch ein so großes Mißgeschick, und dann wieder so sehr angespornt durch den Sieg bei Austerlitz, in einen Zustand von Kälte versunken, der an Haß gränzte. In der That unterwarf das französische Bündniß es furchtbaren Prüfungen. Wäre der spanische Hof nicht so schwach gewesen, welch ein Gefühl hätte dann die Vertreibung der Bourbons aus Neapel, der Sturz eines brüderlichen Thrones, in ihm erwecken müssen? In Ermangelung eines unmöglichen Widerstandes hätte eine achtungswerthe Betrübniß diesen Hof in den Augen des Kaisers ehren können. Aber so viel Erhebung ist dem Charakter dieses Hofes fremd. Was antwortete der Bruder des entthronten Herrschers auf die officielle Bekanntmachung der Thronbesteigung des Königs Joseph Bonaparte? „Sr. Majestät,“

sagte der Minister Cevallos *), „werden nie ohne Theil„nahme sehen, was den allgemeinen Plan des Kaisers „befördern kann."

Wie muß man einen Fürsten beklagen, dem seine Minister solche Worte leihen. Diese Erniedrigung der Gefühle erklärt sich übrigens durch eine noch traurigere Ursache: Die beiden Höfe von Madrid und Neapel haben wenig Sympathie für einander; die Familienbande sind geschwächt, selbst zerrissen durch weibliche Intrigue**), und die Feindschaft der beiden Königinnen ist so groß, daß die, welche auf dem Throne bleibt, fast einen Genuß in dem Untergange der Nebenbuhlerin findet.

Das Uebermaß der Demüthigung, zu welcher die Schwäche sich selbst verdammt, erweckt in einer herabgewürdigten Macht ein um so bitteres Gefühl, je tiefer

---

*) Mai 1806. Der Graf von Torreno sagt: nach der Vertreibung des Königs Ferdinand von Neapel, hätte der König Karl IV., sein Bruder, sich lange Zeit geweigert, der Einsetzung des neuen Königs seine Zustimmung zu geben, und Napoleon, durch diese unerwartete Festigkeit verletzt, hätte gesagt: „Wenn Karl IV. meinen Bruder nicht als König von Neapel anerkennt, so wird sein Nachfolger es thun." — Die vorgebliche Weigerung, diese Aeußerung, und Alles, was der Graf von Torreno darüber sagt, sind Chimären, ganz ohne den Schatten eines Grundes.

**) Der Briefwechsel der Königin von Neapel mit ihrer Tochter, der Prinzeß von Asturien, ist als eine der Veranlassungen zu dem Mißverständniß betrachtet worden, welches zwischen dem jungen Prinzen und dem Friedensfürsten sich zeigte. Wenn die Papiere des Prinzen von Asturien versiegelt werden, wird man darin die Lösung des Briefwechsels der Mutter und der Tochter finden.

sie in ihren eigenen Augen gesunken ist. Das Verlangen nach Rache kann dann die Stelle des wahren Muthes ersetzen; aber zum Gelingen muß die Gewandtheit der Ausführung sich mit der Kraft der Mittel vereinigen. Die eine wie die andere fehlte dem Friedensfürsten; er wußte weder seine Absicht zu erreichen, noch sie zu verbergen; er war ein falscher Verbündeter, und besaß nicht einmal die Geschicklichkeit, seine Falschheit zu verhehlen.

Ein russischer Minister, Herr von Strogonof, der kürzlich über England und Lissabon nach Spanien gekommen war, bereitete eine Annäherung der beiden Höfe der Halbinsel vor. England ist bereit, diese beiden Höfe zu unterstützen, wenn in dem Augenblicke, wo die französischen Streitkräfte im Norden beschäftigt sind, eine combinirte Armee von Portugiesen und Spaniern in die südlichen Provinzen Frankreichs einbricht. In dieser Absicht ist schon eine zahlreiche Flotte, unter dem Befehl des Admiral Saint-Vincent, in der Nähe von Lissabon erschienen. Portugal unternimmt einige Rüstungen, über welche Spanien sich zu beunruhigen scheint. Diese Aeußerung von Furcht ist eine köstliche Erfindung, zu welcher der Friedensfürst sich Glück wünscht. Er seinerseits hebt Rekruten aus (Juni 1806), complettirt die Regimenter und organisirt die ganze Armee neu. Die Feinde Frankreichs haben die Gewißheit, daß die Unterstützung für sie bestimmt ist; aber provisorisch scheint Spanien seine Streitkräfte nur zu vermehren, um seine Gränzen und seine Küsten besser vertheidigen zu können. Der Friedensfürst beschränkt sich nicht auf diese Vertheidigungsgedanken; seiner Meinung nach genügte es für Spanien nicht, bei

sich oder im Innern in Sicherheit zu sein, sondern es mußte auch daran denken, Gibraltar wiederzunehmen und Portugal zu erobern. — Dies war seine Sprache gegen die französische Gesandtschaft. Dieses Spiel wurde geschickt durch die zahlreichen Freunde des spanischen Kabinets unterstützt; der russische Gesandte, Herr von Strogonof, stellte sich überrascht, und der portugiesische zeigte eine lebhafte Besorgniß. Der Friedensfürst eifert, in einem Gespräche mit den Gesandten von Frankreich und Preußen, gegen Preußen und Rußland, und doch schrieb der preußische Agent, Herr Henri, nach den Versicherungen des Friedensfürsten, seinem Hofe, daß die Rüstungen Spaniens zum Zwecke hätten, eine Diversion in Frankreich zu machen, sobald Napoleon durch die Unternehmungen im Norden beschäftigt sei.

Man hat seitdem behauptet*), der Grund, welcher den Friedensfürsten zu dem Entschluß bewog, sich den Feinden Frankreichs anzuschließen, sei die Spanien gewordene Kenntniß der geheimen Artikel des Vertrages, welchen Herr d'Oubril abschloß, gewesen. Diese Artikel beabsichtigten, wie wir gesehen haben, Spanien die balearischen Inseln zu entreißen, um sie den Bourbons von Neapel im Austausch für Sicilien zu geben. Diese Annahme ist irrthümlich. Erst am zwanzigsten Juli wurde der Vertrag**) in Paris geschlossen, dessen geheime Bestimmung jene Artikel enthielten; überdies war eine ziemlich lange Zwischenzeit erforderlich,

*) Namentlich der Marquis von Lucchesini.

**) Man weiß, daß der Kaiser von Rußland diesen Vertrag nicht ratificirte.

wenn von Petersburg oder London aus von diesem Vertrage die geringste Nachricht nach Madrid kommen sollte. Am ersten Juli aber schon wurden in Madrid die Befehle bekannt, welche der Friedensfürst zur Reorganisation und Verstärkung der Armee in die Provinzen schickte. Die Annahme eines neuen Systemes in Spanien ging daher der Thatsache voraus, die man als Beweggrund dazu bezeichnet.

Diese plötzlichen Rüstungen mußten die Aufmerksamkeit des französischen Geschäftsträgers in Madrid auf sich richten. Um diesen Agenten zu beruhigen, suchte der Friedensfürst ihn zu überreden, daß die Vorbereitung, über die er sich wunderte, die Folge eines französischen Impulses, und zwar eines Impulses von sehr hoher Hand wären, so zu verstehen gebend, daß er nur den directen Weisungen des Kaisers gehorche. Mit seinen Verhandlungen mit England und seinen Streitigkeiten gegen Preußen beschäftigt, wollte Napoleon seine Gedanken nicht auf das richten, was in Spanien gesonnen wurde, denn er sah in diesen insurrectionellen Schritten eines treulosen Verbündeten, oder vielmehr eines empörerischen Unterthanen, nur eine Gelegenheit, anderweitig seinen Gehorsam pünctlicher und fruchtbringender für Frankreich zu machen.

Die Krisis nahte; der Kaiser hatte Paris verlassen, und sich nach Mainz begeben; die Unterhandlungen mit England waren abgebrochen; die preußische Armee bedrohte die französischen Gränzen. Für Spanien war der Augenblick zum Handeln gekommen; die Proclamationen waren bereit; am fünften October waren sie unterzeichnet, doch erst am vierzehnten ausgegeben. Der Friedensfürst erweckte die alten Erinnerun-

gen der Monarchie. Besonders waren es Pferde, welche der Armee des Königs mangelten; er forderte sie von Andalusien und Estremadura; er erinnerte an die Dienste, die in dieser Beziehung Philipp V. erwiesen wurden; er fordert die großen Grundbesitzer auf, Regimenter oder wenigstens Compagnien von Leuten zu bilden, die in der Behandlung der Pferde gewandt sind, um zur Vertheidigung des Vaterlandes verwendet zu werden, so lange die gegenwärtige Gefahr dauert. — „Kommt, meine theuren Landsleute,“ sagt er, „Euch unter das Banner des besten der Herrscher zu sammeln. Ich werde Euch mit Dankbarkeit empfangen!“ *)

Bei diesem Aufruf an die Spanier fragt man sich, welche neue Gefahr es ist, von der Niemand, den Friedensfürsten ausgenommen, auch nur einen Schein erblickt. Wer ist der Feind, den man zu bekämpfen Anstalt treffen muß? Die Proclamation nennt ihn nicht. Wer ist es nun, wenn es nicht Frankreich ist? Nahm man gegen die Engländer, gegen Gibraltar so viel Cavallerie in Anspruch? In diesem Sinne wäre die Proclamation abgeschmackt. Handelt es sich um Portugal? So wäre die Proclamation emphasisch und lächerlich. Im Bezug auf Frankreich herrschte wenigstens keine Abgeschmacktheit, wenn auch Falschheit. Was in der Bekanntmachung vom Vierzehnten noch dunkel sein konnte, erklärte ein Cirkular vom folgenden Tage. Durch dieses zweite Actenstück forderte man die Geistlichkeit und die Behörden auf, alle Mittel anzu-

*) Der Günstling verspricht seine Dankbarkeit für die Dienste, die man dem Könige leisten wird.

wenden, den Nationalenthusiasmus zu erwecken, um mit Ruhm die sich öffnenden Schranken zu betreten. Besonders empfahl man ihnen, den edlen Muth des Adels anzuspornen, weil es sich um dessen Vorrechte so wie um die der Krone handelte.

Welches Land außer Frankreich konnte durch seine Grundsätze die Adelsvorrechte gefährden? Zweifel ist unmöglich, und doch schmeichelt sich der Friedensfürst, die französische Legation zu hintergehen. Napoleon, sagte er, würde den Tag bestimmen, an welchem der erste Schuß gethan werden sollte. Die Lage des französischen Agenten in Madrid war schwierig. Dieser Agent, Herr von Vandeul*), war noch sehr jung, benahm sich aber wie ein Mann von gereifter Erfahrung. Hätte er zu glauben geschienen, daß Frankreich durch die spanischen Rüstungen bedroht werde, so hätte er offizielle Erklärungen verlangen, und wenn diese nicht genügten, seine Pässe fordern müssen; so einen übereilten Ausbruch herbeiführend, welcher dem Kaiser vielleicht nicht zugesagt hätte. Er begnügte sich daher mit mündlichen Erklärungen, und ließ so dem spanischen Kabinet die Reue und dem Kaiser Napoleon die Bestrafung oder Verzeihung offen.

Nicht in Spanien allein verrieth sich die geheime Absicht des Friedensfürsten. Die spanischen Agenten im Auslande hatten nicht alle eine kluge Zurückhaltung zu beobachten verstanden. In Paris selbst suchte die Gesandtschaft Sr. Kath. Majestät die Zahlung der Summen zu verzögern, welche die französische Regierung zu fordern hatte, und gab offen zu verstehen,

*) Jetzt Mitglied der Deputirtenkammer.

daß ihr Gebieter bald Repressalien üben und Forderungen machen könne.

Wenn aber auch die Zurüstungen in Spanien vorsichtiger betrieben worden wären, hätten doch die Räthsel unter der Regierung Napoleons bald ihre Lösung finden müssen. Der Friedensfürst war in der Wahl der Tage nicht glücklich gewesen. Der verhängnißvolle Zufall, welcher machte, daß Europa an demselben Tage die Nachricht von den kriegerischen Proclamationen Spaniens und dem Siege bei Jena erhielt, ließ keinen Zwischenraum zwischen der Thorheit und der Reue. Sogleich fand eine lächerliche Metamorphose Statt. Ganz Spanien glaubte sich berufen, Frankreich zu bekämpfen, und ganz Spanien betrog sich. Es war wunderbar, den Friedensfürsten sich offen über den Sieg Sr. Kaiserl. Majestät freuen zu sehen; zu hören, wie er gegen die Anhänger aller andern Systeme als des französischen eiferte. Der Mensch, der so gegen Alles seine Gesinnungen verläugnen muß, ist jetzt ganz der Gnade Napoleons Preis gegeben. Der Kaiser berief daher auch ein spanisches Corps in die Reihen der französischen Armee, und forderte außerdem, daß die Anstrengung Spaniens ausschließlich der Marine gewidmet würden; besonders verlangte er, daß Spanien sich allen Maßregeln der Continalblockade gegen die britischen Inseln ohne Rückhalt anschließen sollte. Die Lage des Friedensfürsten ist so, daß ihm die Weigerung unmöglich wird.

Der Ehrgeiz des Günstlings erblickte mehrere Klippen vor sich. Seit einiger Zeit bemerkte man einige Abnahme an der Gesundheit des Königs. Um sich zugleich außerhalb gegen Frankreich und im Innern

gegen den Thronerben zu sichern, dachte der Friedensfürst daran, sich auf eine solche Höhe zu erheben, daß er jeder Rache unzugänglich sei.

Den Würden, mit denen er bekleidet ist, fehlt nur noch eine. Er ist schon Generalissimus der Landarmeen, und darf nur noch zum Großadmiral von Spanien und Indien ernannt werden. Diese Würde wird ihm, mit den Ehren und Vorrechten eines Infanten, übertragen, und mit denselben Ausdrücken, wie früher dem Infanten Don Philipp, Oheim und Schwiegervater des Königs. Diesem neuen Titel fügte der König noch den einer Durchlauchtigen Hoheit hinzu. Indem der König den Friedensfürsten durch ein neues Band an seine Familie fesselte, schien er ein Vergnügen darin zu finden, die Allmacht zu legitimiren, die er in die Hände desselben legte. In Bezug auf Frankreich ist die Berechnung des Friedensfürsten richtig. Durch das Uebermaß seiner Erhöhung zeigt er, was man mit seiner Hülfe von Spanien erlangen kann, so wie, auf welche Schwierigkeit man stoßen würde, wenn man, statt seine Dienste anzunehmen, ihn stürzen wollte. In Madrid, wo man sich schon seit langer Zeit über nichts mehr hätte wundern sollen, sah man mit Staunen diese unerhörte Vermehrung der Gunstbezeigungen, die erschöpft zu sein schienen. Der hohe Adel zeigte einigen Unwillen, doch die Höflinge der Macht zollten Beifall; die Civil- und Militairbehörden wünschten dem neugeschaffenen Infanten Glück, und die Residenz Aranjuez, die bald seine Erniedrigung sehen wird, ward ihm zu Ehren illuminirt.

Ein anderer Versuch wird von dem Friedensfürsten in Bezug auf den Prinzen von Asturien gemacht.

Dieser letztere ist seit mehrern Monaten verwittwet. Seine erste Vermählung war ein Grund zu Mißhelligkeiten, die zweite konnte ein Grund zur Annäherung werden. Der Friedensfürst faßt die Idee, Ferdinand mit der Schwester seiner eigenen Frau zu verheirathen. Die Verbindung hatte nichts Ungleiches; denn als Tochter eines Infanten und als Nichte des Königs, konnte die Prinzeß auf den ersten Rang Anspruch machen; doch das ist nicht das Hinderniß. Der bloße Gedanke, der Schwager Godoi's zu werden, empört den Prinzen von Asturien, und der Antrag wird zurückgewiesen. Von da ab mußte die einzige Sorge des Günstlings sein, sich gegen die Gefahren eines Regierungswechsels zu sichern.

Die Personen, welche Ferdinand umgeben, sind fast alle dem Friedensfürsten verdächtig. Er ersetzt sie durch andere, die er sich ergeben und an sein Glück gefesselt wähnt. Er thut noch mehr; schon mit den Graden bekleidet, welche ihm die Herrschaft über das ganze Königreich sichern, läßt er sich auch noch die ertheilen, die zwar weniger glänzend sind, aber in den königlichen Residenzen eine besondere Macht verleihen. Der König überträgt ihm die Inspection und das Generalcommando seines Militairhaushaltes. — Dadurch unumschränkter Gebieter im Palaste geworden, fühlte er sich auf den Todesfall des Königs im Stande, eine Kapitulation zu dictiren, welche seine Person und sein Vermögen sicherte. Um in den Kompagnien der Garde du Corps noch eine größere Stütze zu finden, eilt er, denselben eine neue Organisation zu geben und die Disciplin unter ihnen herzustellen. Diese Veränderungen sind an und für sich selbst löblich, und

würden einen nützlichen Einfluß üben, wenn die Zeit sie befestigen könnte; unvollendet aber vermehren sie nur den Haß, gegen den er kämpft.

Diese Lage des Friedensfürsten in Spanien, wo er wahrhaft König war, jeden Tag aber aufhören konnte, es zu sein, erklärt im Voraus seine Gefälligkeiten für den Kaiser Napoleon, und die Natur der Abkommen, welche bald zwischen beiden Reichen getroffen werden sollen. Sogleich nach seinem unbesonnenen Schritte hat der Friedensfürst erkannt, daß bei einem Manne wie Napoleon die Heuchelei ohne Erfolg sein wird. Alle seine augenblicklichen Handlungen bitten um Gnade für die des vorhergehenden Tages; der Kaiser war zu gewandt, um einen Menschen zurückzuweisen, den die Gewalt der Dinge ihm rückhaltslos überlieferte. Er that mehr, als ihm Nachsicht zeigen; er bemächtigte sich seiner, indem er seiner Eitelkeit schmeichelte. Der französische Gesandte, Herr von Beauharnais, hatte geglaubt, dem spanischen Günstlinge den Titel einer Durchlauchtigsten Hoheit versagen zu müssen. Von Tilsit aus befahl Napoleon, dem Friedensfürsten alle Titel zuzugestehen, welche der königliche Wille ihm verlieh. So war Spanien der Gnade des Kaisers preisgegeben, sobald er dessen gegen Portugal bedürfen würde. Nach den Bestimmungen des Friedens von Tilsit muß das Schicksal dieses letzteren Reiches bald entschieden sein. Annahme des französischen Systems oder Krieg ist die Alternative, welche dem Kabinet von Lissabon gestellt wurde. Es wird den Krieg wählen. Napoleon sieht dies voraus. Auf seiner Rückkehr von Tilsit nach Paris, sendet er von Dresden aus, wo er einen Augenblick Halt macht,

die ersten Worte eines abzuschließenden Vertrages, um im Fall der Noth die Anstrengungen der beiden Mächte zu vereinigen.

Der Antrag kann nicht zurückgewiesen werden; auch jeder andere Minister als der Friedensfürst würde gezwungen gewesen sein, ihn mit größerer oder geringerer Hingebung zu unterzeichnen; aber jeder andere würde zuerst an seinen König und an sein Vaterland gedacht haben. Der Friedensfürst dachte nur an den Friedensfürsten; er hielt seine Stellung für hoch genug, um in das Abkommen zwischen beiden Nationen auch die Festsetzung seines persönlichen Interesses zu mischen. Die französische Regierung kann nicht anders, als mit Eifer eine Gelegenheit ergreifen, welche ihr für ihre spätern Absichten, wie sie auch sein mögen, ein Mittel mehr zu einem sicheren Erfolge ist. Die Natur eines Vertrages mit solchen Clauseln gestattet nicht die Benutzung der gewöhnlichen Gesandtschaft Spaniens in Frankreich. Der Friedensfürst bedarf eines Unterhändlers, der ganz ihm angehört. Die Wahl ist schon im Voraus getroffen. Ein Mann, der in Paris mit allen andern als mit politischen Angelegenheiten beschäftigt zu sein schien, der Naturforscher Yzquierdo, ist sein Hauptunterhändler mit der französischen Regierung geworden. Die Wissenschaft dient der Intrigue zum Schleier. Yzquierdo befindet sich überall; er ist in Thätigkeit bei Herrn von Champagny, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten; bei dem Prinzen von Benevent, der es nicht mehr ist; bei dem General Duroc, welcher, ohne Minister zu sein oder gewesen zu sein, von dem Kaiser mit gewissen Unterhandlungen vertraut gemacht wurde. Durch Yz-

quierdo's Hände gehen alle Verhandlungen von irgend einer Wichtigkeit zwischen Frankreich und Spanien. Jetzt wo es sich darum handelt, gegen Portugal die bei dem Tilsiter Frieden festgesetzten Maßregeln in Ausführung zu bringen, beredet Frankreich mit diesem vertrauten Agenten des Friedensfürsten, den Theil, den Spanien an der Unternehmung haben soll, und setzt durch ihn die Bedingungen fest, welche es als Preis seiner Theilnahme zugesagt bekommen sollte. Nach wiederholten und dringenden Fragen wurde der Hof von Lissabon am 12. August durch Frankreich aufgefordert, dem Continentalsysteme beizutreten, die englischen Waaren zu confisciren, und die in Portugal ansässigen Engländer als Geißeln arretiren zu lassen. England den Krieg zu erklären, wäre für diesen Hof schon eine peinliche Nothwendigkeit, allein er würde sich dennoch mit der Zustimmung Englands dazu entschließen, wenn diese Kriegserklärung nicht von den andern Maßregeln hätte begleitet werden sollen, welche die französische Regierung forderte. Der Prinz Regent macht vergebens den Vorschlag dazu; für den Kaiser war er unzuläßlich. Der Zweck des Krieges ist verfehlt, wenn dadurch nicht die augenblickliche Vollziehung der Maßregeln erreicht würde. Der Bruch ist daher vollständig; die Gesandtschaften von Frankreich und Spanien haben Lissabon verlassen. Obgleich das Haus Braganza noch auf dem Throne sitzt, ist doch Portugal in gewisser Beziehung ein erledigter Staat, ein disponibles Land. Man wird es als solches behandeln.

Seit einigen Jahren vertheilt Napoleon Fürstenthümer und Königreiche. Weshalb sollte der Friedensfürst, der seit acht Jahren alle Hülfsquellen Spaniens

zu seiner Verfügung stellt, nicht auch eine solche Gunst erlangen können? Sie wären ebensowohl ein Lohn der geleisteten Dienste, als auch ein Pfand der noch zu leistenden. Ein unabhängiges Fürstenthum sicherte ihm im Augenblicke der Gefahr ein Asyl. An dem Tage, an welchem er aufhören würde, unter dem Namen Karls IV. Spanien zu beherrschen, konnte er, als ein von Frankreich anerkannter und geschützter Fürst, Madrid mit Ehren verlassen, und sich auf Besitzungen zurückziehen, wo er die Rache des neuen Königs nicht zu fürchten hatte. Worte der Art sind zwischen Yzquierdo und General Duroc gewechselt worden. Der Plan hatte beiden Theilen zugelächelt. Der Grundsatz ist angenommen, man wird sich also wohl über die Anwendung verständigen.

Es ist ein eigenthümlicher Charakterzug des Kaisers, der ihm oft verderblich war, daß er jede Art von Vortheil erschöpfen und aus jeder Lage die Möglichkeit ziehen wollte. So verfährt er auch in Bezug auf Portugal. Dieses Königreich bietet eine Bevölkerung von 2,800,000 Seelen. Die Beute ist schön. Napoleon würde davon nichts umsonst weggeben, und der schönste Theil wird Frankreich bleiben. Dieser Theil gebührt ihm nicht nur auf der spanischen Halbinsel, sondern er wird ihn auch auf der italienischen nehmen.

Ein Vertrag, geschlossen zu Fontainebleau am 27. October 1807, zwischen Don Eugenio Yzquierdo und dem General Duroc, theilt das Königreich Portugal in drei Theile. Der erste, aus den Provinzen zwischen dem Duero und dem Minho gebildet, und mit der Stadt Porto, wird dem Könige von Hetrurien, als Ersatz für seine italienischen Provinzen, gegeben; er sollte dafür

den Titel eines Königs von Oberlusitanien annehmen. Der zweite Theil umfaßt das Königreich Algarbien, welches der Friedensfürst unter dem Titel eines Fürsten von Algarbien erhalten sollte. Die Bestimmung des dritten Theiles wird unentschieden gelassen, und bis zum allgemeinen Frieden in Reserve behalten. Auf den Fall, daß die drei Provinzen, aus denen dieser Theil besteht, nämlich die von Beira, von Tras-los-Montes und Estremadura, bei dem allgemeinen Frieden dem Hause Braganza zurückgegeben würden, sollten sie das Lösegeld für Gibraltar, Trinidad und andere Colonien sein, welche die Engländer den Spaniern und ihren Verbündeten abgenommen hatten. Nach dieser Clausel, und besonders wegen dessen, was Gibraltar betrifft, dessen Rückgabe sich kaum erwarten läßt, kann man annehmen, daß Napoleon Herr dieser drei Provinzen*) zu bleiben gedachte, um darüber nach seinen Ansichten und den Umständen zu verfügen.

Obgleich bei dieser Verhandlung der Friedensfürst nur an sich selbst gedacht hätte, wäre doch auch der Vortheil Spaniens nicht vernachlässigt gewesen, wenn man alle Punkte dieses Vertrages gewissenhaft erfüllt hätte. Das Königreich Lusitanien und das Fürstenthum Algarbien wurden unter den Schutz des Königs von Spanien gestellt**). In Ermangelung legitimer Erben in

*) Mehrere Schriftsteller behaupten, daß der Kaiser die Absicht gehabt habe, daraus ein Königreich für seinen Bruder Lucian zu bilden, den er seit längerer Zeit unbeachtet gelassen hatte, zu dem ihn aber ein Familiengefühl zog, das stets kräftig auf ihn wirkte. Wir werden später einige merkwürdige Mittheilungen über diesen Halbwillen des Kaisers machen.

**) Artikel VII.

diesen Ländern fiel das Recht der Investitur an Sr. Kath. Majestät unter der Bedingung*), sie weder unter ein einziges Oberhaupt zu vereinigen, noch mit Spanien zu verbinden. Die portugiesischen Kolonien sollten zwischen Spanien und Frankreich getheilt werden (Artikel VIII.). Um dem Stolze des spanischen Hofes zu schmeicheln, verpflichtete sich die französische Regierung (Artikel VI.), den König entweder bei dem allgemeinen Frieden, oder höchstens drei Jahr später, als Kaiser beider Amerika anzuerkennen.

In dem Geiste Napoleons war der Gedanke an eine Unternehmung und der an die Mittel zur Ausführung stets eins. In dem Augenblicke, wo der Vertrag**), den wir so eben anführten, geschlossen wurde, ordnete eine andere Convention und von demselben Bevollmächtigten unterzeichnet, die Basen eines Abkommens über die Eroberung und Besitznahme von Portugal. Ein französisches Corps von 25,000 Mann

---

*) Artikel VI.

**) Der Minister Cevallos erklärt in seiner Flugschrift, daß dieser Vertrag ohne sein Wissen unterzeichnet worden. „Wenn der Friedensfürst," sagt bei dieser Gelegenheit Herr von Pradt in seinen Memoiren über die spanische Revolution, „die Kenntniß dieses Vertrages seinem Minister entzogen hatte, so that dies auch Napoleon in Bezug auf den seinigen, denn der Fürst Talleyrand nahm daran keinen Theil." — Die Versicherung ist klar und bestimmt, aber ein Wort genügt, sie zu vernichten. Um jene Zeit war Napoleons Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht mehr Herr von Talleyrand, sondern Herr von Champagny, und dieser letztere hatte volle Kenntniß der Verhandlungen zwischen Yzquierdo und General Duroc, welche selbst Herrn von Talleyrand nicht unbekannt waren.

Infanterie und 3000 Mann Cavallerie sollte, im Verein mit mehreren spanischen Divisionen, agiren, welche ungefähr eine gleiche Streitkraft bildeten; außerdem sollte in Bajonne zum 20. Novbr. noch ein anderes Corps von 40,000 Mann zusammengezogen werden, bestimmt, in Spanien einzurücken, wenn die Engländer Hülfstruppen nach Portugal senden oder Spanien bedrohen sollten (Artikel VI.).

Als der Kaiser diese Verträge unterzeichnen ließ, und denselben solche Clauseln hinzufügte, war er da nicht schon entschlossen, das Werk Ludwigs XIV. neu zu beginnen, und einen seiner Brüder anf den Thron von Spanien zu setzen? In dieser Beziehung sind die Autoritäten vielfach für die Affirmative gewesen. Ein Memoirenschreiber versichert, die Mittheilung gleich nach dem Vertrag in Tilsit von dem Herrn von Talleyrand erhalten zu haben; ein anderer behauptet, die Absicht des Kaisers von dem Kaiser selbst zu wissen. Eine Menge anderer endlich stützen die Vermuthung auf keinen besondern Umstand, sondern stellen sie als eine Thatsache dar, die ohne Zweifel ist. Wir wollen die Aufrichtigkeit dieser Versicherungen nicht unbedingt bestreiten, aber wir dürfen glauben, daß man nach dem Ereignisse einigen Worten des Kaisers und des Herrn von Talleyrand eine zu große Ausdehnung gegeben hat, indem man als bestimmten Beschluß nahm, was nur noch eine Hypothese war. Daß der Kaiser oder Herr von Talleyrand, in Bezug auf Spanien große Schwierigkeiten voraussehend, in ihre Privatgespräche gewisse mehr oder minder bedeutungsvolle Aeußerungen über diese oder jene Möglichkeit mischten, begreift man leicht. Daß aber im voraus ein Plan, ein fester

Plan entworfen war, glauben wir läugnen zu dürfen, und man wird die Beweggründe dafür bald beurtheilen können. Während der Vertrag vom 27. October in Fontainebleau noch verhandelt wurde, begannen beide Partheien, über die Grundlage einig, schon die Ausführung. Am 17. desselben Monats ging die Armee der Gironde, unter Befehl des General Junot, über die Bidassoa; am 19. November betrat sie das portugiesische Gebiet. Zwei Straßen führen nach Lissabon, die eine über Abrantes, die andere über Ponte-Murcella; die über Abrantes war die kürzeste aber die schwierigste, doch der General Junot zog sie vor. Der Marsch war schwierig; Fußsteige, oft kaum gangbar, besonders für das Fuhrwerk und die Artillerie; Berge, öde Steppen, Bergbäche, übergetretene Flüsse, waren der einzige Feind, den man zu bekämpfen hatte, aber dieser Feind verursachte große Anstrengungen und sogar Verluste, die um so fühlbarer waren, da der Ruhm des Kampfes sie nicht ersetzte. Bei Abrantes am 24. November angelangt, schrieb der General Junot an den portugiesischen Premierminister: „In vier Tagen bin „ich in Lissabon; meine Soldaten sind außer sich, noch „keinen Schuß gethan zu haben; zwingen Sie sie „nicht dazu, denn ich glaube, Sie thäten Unrecht.“

Diese scheinbare Gleichgültigkeit über das, was der Hof von Lissabon thun könnte, ermangelte der Gewandheit nicht. Es giebt nichts Kühneres, als die Bewegung der französischen Armee; diese Armee bestand meistens aus einer Jugend ohne Kraft und Erfahrung. Indem ihr abenteuerlich-gesinnter Feldherr sie auf ein Gebiet führte, welches durch die Natur seines Bodens, durch vortheilhafte Positionen und starke Festungen so

leicht zu vertheidigen war, zeigte er eine Kühnheit, die nur mit einem kriegserfahrnen Heere erlaubt gewesen wäre; aber damals schritten die berühmten Namen*) Jena und Friedland vor unsern Phalangen her. Der Wiederschein von den Siegen ihrer ältern Brüder sicherte unsern Conscribirten einen Erfolg, der der alten Soldaten von Austerlitz und Marengo würdig war.

Statt an eine Vertheidigung zu denken, welche die Niederlage der portugiesischen Regierung, wenn auch nicht hindern, doch noch ehrenvoll machen konnte, hatte sie sich allmälig zu Zugeständnissen entschlossen, die unfruchtbar blieben, weil sie unvollständig waren und zu spät erfolgten. Am 22. October**) hatte sie, in Uebereinstimmung mit dem Londoner Kabinete, ihre Häfen dem Handel Englands geschlossen erklärt. Am 8. November befahl sie, die geringe Anzahl der englischen Unterthanen, die sich noch in Portugal befanden, genau zu bewachen, und zugleich schickte sie den Marquis von Marialva nach Paris mit dem Auftrage, dem Kaiser Geldopfer anzutragen, und eine Vermählung des Prinzen von Beira***) mit einer von den Töch-

---

*) „Magna fortuna populi romani est; magnum et terribile nomen; recenti ruina Hannibalis, Philippi, Antiochi, prope attoniti erant.“ Titus Livius.

Groß ist das Glück des römischen Volkes, groß und schrecklich ist sein Name; durch den plötzlichen Untergang Hannibals, Philippus und Antiochus waren sie fast bestürzt worden.

**) Durch einen in London an demselben Tage unterzeichneten Vertrag machte das britische Kabinet sich anheischig, die Sperrung der Häfen zu dulden, wenn Frankreich nichts weiter verlangte.

***) Dieser Prinz war neun Jahr alt.

tern des Großherzogs von Berg in Vorschlag zu bringen. Kaum glaubte man am 25. November in Lissabon, daß die französische Armee in Alcantara angelangt sei, als man die Briefe des commandirenden Generals Junot aus Abrantes empfing. Da blieb der königlichen Familie nur eine Alternative. Sie mußte dazwischen wählen, Gefangene der Franzosen zu werden oder in Brasilien zu herrschen. Dieser letztere Entschluß wurde durch den britischen Gesandten, Lord Strangford *), und dem Commandeur der englischen Escadre, Sidney Smith, kräftig unterstützt. Dieser erklärte, er würde nicht dulden, daß die portugiesische Flotte in die Gewalt der Franzosen fiele. Die Reise nach Brasilien wurde schnell beschlossen. Am 27. November begab die königliche Familie sich an den Einschiffungsplatz. Nur eine Person zeigte bei dieser Gelegenheit eine edlere Gesinnung; dies war die alte Königin, wegen Geisteszerrüttung von der Welt geschieden, welche seit sechszehn Jahren zum ersten Male hier den Augen des Volkes sich zeigte. „Wie?“ sagte sie, „wir sollten das Königreich verlassen, ohne gekämpft zu haben!“

Gezwungen, einem Entschlusse zu weichen, den sie nicht billigte, suchte sie ihn wenigstens durch eine muthige Haltung zu adeln. „Nicht so schnell,“ rief sie ihrem Kutscher zu; „nicht so schnell! Man möchte glauben, daß wir fliehen!“

---

*) Dieser Minister schrieb am 29. Novbr. an den Minister Canning, daß der Prinz-Regent seinen Plan ausgeführt habe, sich aus seinem Königreiche zurückzuziehen, in welchem er nur noch der Vasall Frankreichs sein könnte.

Das Lebewohl des Volkes und der königlichen Familie war rührend. Der Prinz=Regent antwortete durch Thränen, die beredter waren als Worte, durch Zeichen der Anhänglichkeit, welche ihm von allen Seiten zu Theil wurden. Acht Schiffe, drei Fregatten und eine Menge von Transportfahrzeugen nahmen den Hof und die Personen auf, welche ihm folgen konnten. Die Emigration stieg nicht über 15,000 Seelen. Da man seit einiger Zeit darauf gefaßt war, hatten die Familien, die daran dachten, nach dem Beispiele des Hofes alle Güter veräußert, über die sie verfügen konnten. Man war der Meinung, daß die Flotte die Hälfte des baaren Geldes, welches im Königreich im Umlauf war, mit sich nahm. Acht und vierzig Stunden hielt ein conträrer Wind die Flotte vor Anker zurück. Am 29., in dem Augenblicke, wo sie durch die englische Escadre segelte, von der sie mit zwanzig Kanonenschüssen begrüßt wurde, schien eine Sonnenfinsterniß den Abergläubischen die Bestätigung der Nachricht des Moniteurs zu sein: „Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren.“

Die Zukunft wird den Moniteur und die Sonnenfinsterniß Lügen strafen.

Obgleich der Prinz=Regent vor seiner Abreise eine provisorische Regierung eingesetzt hatte, überschwemmten Banden von Menschen ohne Beschäftigung die Stadt und erfüllten sie mit Schrecken. Die Ankunft der Franzosen wurde selbst von denen gewünscht, die ihnen früher den kräftigsten Widerstand hätten entgegensetzen mögen. Die Franzosen ließen sich nicht lange erwarten.

An demselben Tage, an welchem die königliche

Familie sich entfernte, erschien Junot mit seiner Avantgarde bei Sacavem, einem Dorfe zwei Stunden von Lissabon. Ueberzeugt von der Nothwendigkeit, die Gemüther durch eine schnelle Ueberraschung zu betäuben, zog er gleich am 30.*) in die verlassene Stadt ein. An der Spitze von nur wenigen Bataillonen, welche nur 1500 Mann stark und von den Anstrengungen noch ganz erschöpft waren, nahm er die Hauptstadt so friedlich in Besitz, als wäre er in eine französische Stadt eingezogen; er eilte nach Belem, ließ durch portugiesische Fahrzeuge auf einige Schiffe der königlichen Flotte schießen, und zwang sie so, in den Hafen zurückzukehren. Die Schnelligkeit des französischen Generals war eine Wohlthat für die Einwohner. Die Räuber, welche die öffentliche Ruhe bedrohten, verschwanden. Der Pöbel, zur Plünderung geneigt, wurde zur Unthätigkeit verurtheilt. Die Anarchie hatte nicht den Triumph eines einzigen Tages.

Die spanische Division des General Karaffa, welche unter den Befehlen des commandirenden Generals stand, wurde mit den französischen Divisionen cantonnirt. Die beiden andern Divisionen bemächtigten sich des Königreichs Alentejo und Algarbien. Don Francesco Maria Solano, welcher sie commandirte, nahm sein Hauptquartier in Setubal, einem Hafen fünf Stunden von Lissabon.

So war der Vertrag in Bezug auf Portugal eben so schnell ausgeführt, als beschlossen, wenigstens in den Clauseln, die die Besitznahme dieses Königrei=

---

*) 167 Jahre, genau auf den Tag, nach dem Umsturz der spanischen Herrschaft. (General Foy.)

ches durch die französischen und spanischen Truppen betrafen; aber in eben diesem Augenblicke war der spanische Hof Zeuge von Auftritten, deren Einfluß die Stipulation dieses Vertrages anfangs hemmen und bald vernichten sollten.

Wenn der gränzenlose Ehrgeiz des Friedensfürsten, wenn die allmälige Anhäufung aller höchsten Würden auf sein Haupt, und aller einflußreichen Posten, irgendwo eine gerechte Mißbilligung erwecken mußten, so war es bei dem muthmaßlichen Thronerben, dessen Rechte durch eine so furchtbare Concurrenz gefährdet werden konnten. Der Haß war von beiden Seiten aufrichtig und unverhehlt. Als der Prinz von Asturien dem seinigen freien Lauf ließ, indem er mit Verachtung eine Verbindung zurückwies, bei der freilich die Anforderungen des Ranges beobachtet waren, die aber eine Verwandtschaft zwischen ihm und dem Friedensfürsten veranlaßt hätte, fühlten die Rathgeber des jungen Prinzen, daß dieser nach einer solchen Kriegserklärung eines hohen Beistandes gegen den Mann bedürfe, der mächtig genug geworden war, ihm selbst den Thron streitig zu machen*); und diesen Beistand konnte er nur in dem Kaiser Napoleon finden. Daher entsprang der dem jungen Prinzen eingegebene Plan, den Kaiser um eine Prinzeß aus seiner Familie zur Gattin zu bitten. Ein besonderer Umstand begünstigte die Entwickelung

*) Während der plötzlichen Krankheit des Königs hatten die Freunde des Friedensfürsten den Plan zu einer provisorischen Regentschaft entworfen, welche ihm anvertraut werden sollte, und die Königin hatte diesen Regentschaftsplan zu billigen geschienen.

dieses Gedankens. Der französische Gesandte in Madrid war damals ein Graf von Beauharnais. Man weiß, daß die Familie der Beauharnais, unterstützt durch die Kaiserin Josephine, auch darnach strebte, sich berühmt zu machen, indem sie sich, wie die der Bonaparte's, auf königliche Zweige pfropfte. Dieser Gedanke des Gesandten leuchtet aus seiner ganzen Correspondenz hervor. Ueberall Lob für den Prinzen von Asturien, überall Ausfälle gegen den Friedensfürsten. Uebertreibung zeigt sich bei dem einen, wie bei dem andern. Der Kaiser setzte daher auch nur wenig Glauben darin, und ohne auf die Lobsprüche, die dem Thronerben ertheilt wurden, zu achten, suchte er aus dem Friedensfürsten Vortheil zu ziehen, da dieser der gegenwärtige Besitzer der Macht war, und der, von welchem allein Frankreich unmittelbar sichern Nutzen erwarten durfte. Cevallos, Escoiquiz und zwanzig andere Schriftsteller, die jene abschrieben, suchten den Glauben zu erwecken, Napoleon habe diese Forderung des Prinzen von Asturien veranlaßt. Napoleon war so weit noch nicht. Die alten Dynastien suchten von selbst in seiner Verwandtschaft eine Bürgschaft für die Zukunft, die er ihnen nicht immer gewährte*). Der französische Gesandte in Madrid konnte einen Plan unterstützen, der seinen persönlichen Absichten schmeichelte; aber die Ansichten des Gesandten und die Napoleons waren in dieser Beziehung so wenig übereinstimmend, daß der Kaiser den Herzog von Aremberg mit der Nichte Jo=

---

*) Wie wir eben erst zeigten, bat der Hof von Lissabon bei seinen letzten Anträgen für den Prinzen von Beira um eine von den Töchtern des Großherzogs von Berg.

sephinens, Fräulein Tascher, vermählte, eben der, welche die Beauharnais auf den Thron von Spanien zu setzen wünschten; und die Nachricht dieser Verbindung war ein Hinderniß für den Prinzen von Asturien. Weit entfernt, die Schritte seines Gesandten zu billigen, die mit seinen Ansichten nicht übereinstimmten, bezeigte Napoleon ihm in sehr strengen Ausdrücken seine Unzufriedenheit. Am 7. October schrieb er an seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten: „Lassen Sie „Herrn von Beauharnais wissen, daß ich mit Unwil„len seine Depesche in Bezug auf den Briefwechsel „mit den Agenten des Kronprinzen sehe; daß mir das „erbärmlich vorgekommen ist*); daß diese Intriguen „meines Gesandten unwürdig und nur dazu geeignet „sind, ihn in Lagen zu bringen, die ihn compromit„tiren müssen."

Wenn Napoleon später an eine Tochter Lucians dachte, um sie zur Gemahlin Ferdinands zu machen, so war es nur eine jener Eventualitäten, wie er deren viele zugab, indem er sie aber stets den großen Interessen seiner Politik unterordnete. In eben dem Augenblicke, wo das Benehmen des Gesandten in Madrid gemißbilligt wurde, richtete der Prinz von Asturien einen Brief an den Kaiser, datirt aus dem Escurial vom 11. October, in welchem er seinen Schutz gegen die egoistischen Betrügereien anrief, welche seine

---

*) Diese Sprache des Kaisers zeigt, wie weit Herr Toreno von der Wahrheit entfernt ist, wenn er den Verbindungen der Freunde Ferdinands mit Herrn von Beauharnais eine so hohe Wichtigkeit beilegt, da doch eben diese Verbindungen in den Augen Napoleons nur elende, seines Gesandten unwürdige Intriguen waren.

vielgeliebten Verwandten umgaben, und um die Ehre bat, sich mit seiner erlauchten Familie verbinden zu dürfen, indem er ihm die Versicherung gab, daß er in ihm stets den dankbarsten und ergebensten Sohn finden würde. Das Datum dieses Briefes allein beweist, daß keine Antwort darauf erfolgen konnte. Er kam in dem Augenblicke nach Paris, wo der Vertrag vom 27. October unterzeichnet werden sollte. Die eigennützigen Zugeständnisse des Friedensfürsten gewährten in der Wirklichkeit mehr, als Ferdinand ihm in Hoffnungen bot. Den gegenwärtigen Vortheil mußte die Klugheit erfassen, dabei jedoch die Bitte des jungen Prinzen in Reserve behalten, um davon bei späteren Gelegenheiten Gebrauch zu machen.

Derselbe Irrthum stürzte den Prinzen von Asturien wie den Friedensfürsten ins Verderben. Jeder glaubte, sich des Kaisers versichert zu haben, und Jeder wurde deshalb unternehmender und kühner. Beide irrten, und Beide täuschten sich über ihre politische Wichtigkeit. Sie glaubten für Napoleon fast Nothwendigkeiten zu sein, und waren doch in seinen Augen weiter nichts als Werkzeuge, die sich eben durch ihre Nebenbuhlerschaft seiner Discretion ergaben.

In dem Vertrauen, welches täuscht, wagte Ferdinand, unter der Leitung ungeschickter Rathgeber, die verwegensten Pläne zu entwerfen.

Godoy seinerseits war schneller, die Unbesonnenheit seines Nebenbuhlers zu benutzen, und zögerte nicht, einen kühnen Streich gegen die Person des jungen Prinzen zu wagen, wo nicht mit der Hoffnung, ihn seiner Rechte auf die Krone zu berauben, doch wenigstens in der, ihn über die zukünftige Haltbarkeit seiner Rechte

zu beunruhigen, um ihn dadurch zu beherrschen und in größerer Abhängigkeit zu halten. Am 30. October wurde der Prinz von Asturien, der Empörung und des Hochverraths angeklagt, verhaftet.

„Mein ältester Sohn, der muthmaßliche Erbe des „Thrones,“ schrieb Karl IV. an den Kaiser Napoleon, „hatte das furchtbare Complott geschmiedet, mich zu „entthronen; er war sogar so weit gegangen, das Le„ben seiner Mutter antasten zu wollen. — Das Ge„setz, welches ihn zur Thronfolge berief, muß vernich„tet werden. Einer seiner Brüder wird würdiger sein, „dessen Stelle einzunehmen, in meinem Herzen wie „auf meinem Throne.“

Dies war der erste Ausdruck des väterlichen Zornes, vielleicht auch der erste Gedanke des Günstlings, aber die Anwendung der Strafe hätte ihre Gefahren gehabt. Ohne gerade so zu sein, wie Karl IV. ihn schilderte, war doch das Verbrechen des jungen Prinzen wahr. Vielleicht ließ seine Unerfahrenheit ihn nicht den ganzen Ernst desselben erblicken. Seiner Meinung nach waren die Zurüstungen, die in seinem Namen getroffen wurden, ausschließlich gegen den Friedensfürsten gerichtet gewesen. Briefwechsel, Denkschriften, Patente, Briefe an einen fremden Herrscher, alle Papiere, deren man sich bemächtigt hatte, mußten durch ihre Abfassung selbst mehr einen Vertheidigungsplan gegen den Günstling, als einen Angriffsplan gegen die königliche Gewalt verrathen. Die Denkschriften von seiner Hand waren nur die Wiederholungen des öffentlichen Geschreis gegen den gebietenden Minister; der Brief an den Kaiser nichts, als eine Bitte um Beistand gegen dieselbe Person; der dem Herzog von In=

fantado zugesendete Befehl, das Obercommando der Truppen zu übernehmen, die Bezeichnung des Grafen Florida Blanca als Chef des Conseils, waren nur eventuelle Vorsichtsmaßregeln in einer Zeit, wo die Gesundheit des Königs Besorgnisse erweckte, die glücklicher Weise verschwunden waren. — So erklärte der Prinz von Asturien Alles.

Die historische Wahrheit verpflichtet uns, zuzugestehen, daß da, wo solche Mittel gegen die Männer angewendet werden, welche mit Recht oder Unrecht das Vertrauen des Herrschers genießen, der Thron und selbst das Leben der Könige der ernstesten Gefahr ausgesetzt sind. Die Rechtfertigung des jungen Prinzen hatte nichts Unwahrscheinliches, aber sein Charakter entsprach der Rolle nicht, die er hatte spielen wollen. Sein Gegner wußte dies; er fühlte den Vortheil, ihn durch eine Verzeihung herabzuwürdigen, und diese Verzeihung erflehte der Prinz von Asturien von dem König und der Königin in Briefen, welche seine Unterwerfung und Reue darthaten, in denen er die Strafbaren bezeichnete, und sich die Schwäche selbst, die ihn zu deren Anklage bewog, als Verdienst anrechnete *). So groß war der Haß der spanischen Nation gegen den Günstling, daß sie ein solches Benehmen des jungen Prinzen entschuldigte. Der Tag, an welchem der Prinz von Asturien die Freiheit wieder erhielt, war ein Tag allgemeiner Freude. Der Volksjubel, der von allen Seiten erschallte, hätte Karl IV.

---

*) „Ich habe die Strafbaren benannt, und bitte Ew. Majestät, mir zu verzeihen, und Ihrem dankbaren Sohne zu erlauben, Ihnen die Füße zu küssen.“ (Brief von 5. Novbr.).

und die Königin belehren sollen, aber sie wurden dadurch nur in der Antipathie gegen ihr eigenes Blut, gegen den Sohn, der nach ihnen herrschen sollte, bestärkt.

Wenn die königliche Verzeihung den Fehler des Prinzen von Asturien vergessen machte, so wurde das Verfahren gegen die Strafbaren, die er selbst bezeichnet hatte, fortgesetzt, und unter ihnen muß man besonders seinen Lehrer nennen, den Canonicus Escoiquiz, und seinen innigsten Vertrauten, den Herzog von Infantado. Die Rathgeber des jungen Prinzen zu erreichen, wäre für den Günstling ein ungeheures Resultat gewesen; nichts wurde gespart, dies zu erreichen; Versprechungen, geheime Drohungen, Ernennung anderer Richter, Alles blieb unnütz. Einer der Richter, Don Eugenio Cavallero, der fast auf den Tod krank lag, ließ sich nach dem Tribunal tragen, um zu dem Urtheil der Freisprechung mitzuwirken. Die Worte, durch welche er die Unschuld der Angeklagten verkündete, waren die letzten, die er sprach; sie wurden von seinen Collegen mit Enthusiasmus wiederholt. Am nächsten Tage wurde der Sarg dieses ehrwürdigen Richters mit einem Pompe des Triumphes umgeben; — sein Leichenbegängniß zeigte jene Pracht, die sich nicht gebieten läßt — die Huldigungen eines ganzen Volkes, durchdrungen von seinem Muth und von der Achtung für sein Andenken. Diese Art der Protestation gegen den Willen des Hofes war in einer unumschränkten Monarchie die Handlung eines freien Volkes.

Während man sich in Madrid so die Gewalt durch feindlichen Ehrgeiz streitig macht, wird das spanische Gebiet den französischen Armeen zu der Inva-

sion in Portugal geöffnet, von allen Seiten besetzt, fast ohne Wissen der Regierung, welche das Uebel erst in dem Augenblicke erkennen wird, wo die Heilung unmöglich geworden ist.

Der schon so betrübende Anblick des spanischen Hofes im Jahre 1807 sagte nur zu sehr die Katastrophen voraus, welche den jüngern Zweig der Familie der Bourbons erwartete, der bald momentan aus der Reihe der regierenden Häuser verschwinden sollte. Ehe er selbst fällt, arbeitet er am Sturze eines benachbarten Thrones, und theilt nominell die Besitznahme mit Frankreich.

Der Artikel V. des Allianzvertrages von Tilsit war schon zum Theil erfüllt*). Aufgefordert, sich gegen England zu erklären, hatte der Hof von Lissabon sich geweigert, dies zu thun, und diese Weigerung kostete ihn seine europäischen Staaten. Was Dänemark betrifft, so hatte die eigennützige Barbarei Englands gesorgt. Durch die eben so grausamen als unverdienten Gewaltthaten, welche die Entführung der dänischen Flotte vorbereiteten und begleiteten, hatte England es übernommen, diese Regierung und dieses harmlose Volk nicht nur zu einem regelmäßigen Kriege gegen sich zu treiben, sondern zu einem Kriege, der durch die tiefste und gerechteste Gehäßigkeit und Verzweiflung vergiftet wurde. Im Bezug auf Schweden war noch keine Maßregel getroffen. Man mußte entweder diese

*) Durch diesen Artikel sind die beiden Kaiser übereingekommen, die drei Höfe von Kopenhagen, Stockholm und Lissabon aufzufordern, ihre Häfen den englischen Schiffen zu schließen.

Macht bewegen, mit der englischen Regierung zu brechen, oder sie selbst feindlich behandeln.

In dieser Beziehung konnten die Absichten Rußlands nicht zweifelhaft sein. Man weiß, ob es verlangt, die schwedischen Kanonen von Finnland aus nicht mehr in seiner Hauptstadt hören zu können. Dennoch nimmt es die Formen eines nicht sehr dringenden Ehrgeizes an, und sucht dem Schein nach nur auf fremden Antrieb zu thun, was es selbst am meisten wünscht. Napoleon ließ sich durch eine verstellte Langsamkeit nicht täuschen, und forderte, getrieben von Ungeduld, zu sehen, was der unmittelbare Schluß aller Häfen des baltischen Meeres in England bewirken würde, das Kabinet von Petersburg zur Thätigkeit auf. Diese Rücksicht, jetzt für ihn die erste von allen, macht ihn der alten Politik von Frankreich ungetreu, welche stets die Schutzwehr Schwedens gegen Rußland zu verstärken trachtete.

Die vorläufigen Mittheilungen waren der Regierung durch den russischen Minister in Stockholm schon gemacht. Die Expedition ist nicht ohne Schwierigkeiten; die Jahreszeit ist nicht günstig; einige Monate mußten auf die Vorbereitungen verwendet werden. Im Jahre 1808 wird Rußland die Frucht seiner Allianz mit Napoleon pflücken, aber es ist nicht die, welche ihm am meisten am Herzen liegt, denn es ist überzeugt, daß sie ihm nicht mehr entgehen kann. Alle seine Wünsche, alle seine Gedanken richten sich nach der Seite der Türkei. Schon hat man mehr als ein Mal den General von Savary davon unterhalten, den Adjutanten Napoleons, der provisorisch bei dem Kaiser Alexander residirte. Das Ansuchen wurde viel lebhafter bei der Ankunft des Gesandten, des Herrn von Cau-

laincourt, betrieben, der später unter dem Namen des Herzogs von Vincenza bekannt werden wird.

Der Empfang dieses Gesandten entsprach den Gesinnungen, welche die beiden Herrscher für einander zeigten. Alle Eindrücke von Tilsit schienen in der Seele Alexanders noch lebhaft zu sein; er rief sich die kleinsten Umstände der verschiedensten Erinnerungen zurück; er sprach mit dem größten Vergnügen von den Augenblicken, die er mit dem Kaiser Napoleon zugebracht hatte; er wollte dieselbe Vertraulichkeit mit seinem Gesandten beibehalten, und nur an den Tagen der Etiquette etwas von Schranken wissen.

„An diesen Tagen," *) sagte er zu Herrn von Caulaincourt, „mögen Sie den Gesandten machen, so viel Sie wollen; außerdem kennen Sie den Weg nach meinem Kabinet, und ich werde Sie jederzeit mit Vergnügen sehen."

In einem solchen Benehmen liegt Zartgefühl; es war auch Gewandtheit, und besonders gegen einen geraden und redlichen Charakter, wie der des französischen Gesandten. Die Frage wegen der Moldau und Wallachei wurde der Stoff zu dem täglichen Gespräche. Hörte man den Kaiser Alexander, so war diese Frage in gewisser Beziehung gelöst; es hatte von Seiten des Kaisers Napoleon eine wirkliche Zustimmung Statt gefunden, nach welcher man nicht mehr zweifeln durfte. „Die ersten Worte über diese beiden Provinzen, so wie „über eine dritte, sind nicht von mir," sagte der Kaiser; „der Kaiser Napoleon hat sie ausgesprochen. Er „selbst hat sein Loos bezeichnet, indem er sich gegen

*) Brief des Herrn von Caulaincourt vom 22. Novbr.

„die Türken, durch die Absetzung des Sultan Selim, „als frei betrachtete.“

Diese wenigen Worte enthüllen genau, was in Tilsit vorgegangen war. Bei der ersten Nachricht von der Revolution in Constantinopel, und während man noch unterhandelte, zeigte der Kaiser Napoleon sich erkaltet für das Interesse der ottomanischen Pforte. Worte wurden ausgetauscht, Hoffnungen von der einen Seite berechtigt, von der andern Seite angenommen. Man sagt, selbst Napoleon habe schriftlich eine bedingte Erklärung gegeben; aber es hat kein Vertrag Statt gefunden, und nichts ist abgeschlossen worden; nichts ist, selbst in Worten, zugestanden worden. Man hatte sich getrennt, der Sinn der beiden Kaiser verfolgte, wie ihre Personen, eine entgegengesetzte Richtung. Die Einbildungskraft Alexanders ergriff Alles, was seinen Absichten schmeichelte, und führte es weiter aus. Napoleon dagegen suchte die mündlichen Zugeständnisse, die er gemacht hatte, zurückzunehmen; er suchte sie nichtig zu machen, ohne sie zu widerrufen oder anzuerkennen. Und das Mittel, zu dem er greift, ist, eine Art des Ersatzes zu fordern, welcher schwer oder gar unmöglich zu erfüllen fällt. Dies ist die Lage der Dinge bei der Ankunft des Herrn von Caulaincourt in Rußland.

Der Ausgangspunkt des Kaiser Alexander war die Unterhaltungen in Tilsit; auf den Geist dieser Gespräche berief er sich. Für ihn lag darin Alles. Für Napoleon war es nicht eben so. Selbst angenommen, daß er in diesen Gesprächen, wie man sagt, seinen Theil selbst bezeichnete, so dachte er durch diese rein eventuelle Bezeichnung nicht gebunden zu sein. Er

hielt sich an Handlungen weit mehr als an Worte; er hielt an den bestimmten Festsetzungen des Vertrages und nicht an Hypothesen, die gegenseitig, aber ohne bestimmte Verpflichtungen ausgesprochen worden waren. Da dieser Streit dazu bestimmt ist, sich in den folgenden Zeiten zu erneuern, sehe ich kein besseres Mittel, alle leicht zuerfassenden und begreifenden Umstände anzugeben, als indem ich hier die Substanz der Instructionen gebe, welche Napoleon seinem Gesandten ertheilte.

Napoleon weiß, mit welchem Eifer der Kaiser Alexander den Besitz der Moldau und Wallachei wünscht. Es läge darin wenigstens die scheinbare Verletzung des Friedens von Tilsit. Diesen Einwurf macht er, aber das ist es nicht, was ihn zurückhält. Hier sein Urtheil: „Wenn die Verletzung Statt fand, so konnte sie nicht zum Vortheil einer einzigen der contrahirenden Partheien erfolgen. Sie mußte für Frankreich in einem Theile der preußischen Staaten bestehen, deren Rückgabe dieser Vertrag stipulirt, einem Theile, der an Volkszahl, an Hilfsquellen und Reichthümern den beiden türkischen Provinzen gleichkam. Auf diese Weise würde der Verbündete Frankreichs und der Verbündete Rußlands gleichen Verlust erdulden. Preußen freilich würde nur noch zwei Millionen Einwohner zählen.“

Auf diese Weise suchte Napoleon durch Gründe, die mehr spitzfindig als solide waren, sich zu überreden, daß es für den preußischen Hof kein großes Unglück sein würde, die neue Verkleinerung zu erdulden. Vielleicht wäre es sogar bei dem Grade, zu dem dieser Hof herabgestiegen ist, besser für denselben, sogleich

auf den Rang untergeordneter Staaten verwiesen zu werden, als in einer falschen Lage gegen eine Zwitterexistenz kämpfen zu müssen, wo der Schmerz um die verlorene Macht ihn zu gefährlichen Anstrengungen bewog, in der eitlen Hoffnung wieder zu gewinnen, was er verloren hatte.

Indem der Kaiser Napoleon auf Kosten Preußens den Ersatz für die beiden Fürstenthümer forderte, welche Rußland zu bewahren wünschte, kam er den Anträgen zuvor, die man ihm machen würde. Er sah sehr gut voraus, daß man ihm die türkischen Provinzen anbieten würde, die seinen italienischen Staaten zunächst lagen, Bosnien, Albanien und andere. Ohne Zweifel war dies Anerbieten vortrefflich, aber seine Vorsicht lehnte es ab. Die Eroberung wäre schwierig gewesen, der Besitz nicht sehr vortheilhaft; die Folgen des Besitzes fruchtbar an Möglichkeiten aller Art. Auf der andern Seite wäre dies der gänzliche Untergang des ottomanischen Reiches, und diesen Untergang mußten die beiden Mächte bis zu dem Augenblicke hinausschieben, wo die Theilung der gewaltigen Trümmer auf eine für Beide vortheilhaftere Weise Statt finden konnte, ohne fürchten zu müssen, daß eine andere ihnen feindliche Macht sich durch die Erwerbung Aegyptens und der Inseln den reichsten Theil zueignete.

Der Kaiser erklärt, daß dies der stärkste Einwurf gegen die Zerstückelung der Türkei ist. Da es jedoch möglich ist, daß Rußland dabei beharrt, den Thalweg der Donau als Gränze erhalten zu wollen, muß in diesem Falle Frankreich in Preußen einen Ersatz erhalten. Indem der Gesandte die Idee einer augenblicklichen Theilung zu beseitigen suchte, durfte er sich nicht

in zu deutlichen Worten aussprechen, aus Furcht, daß Rußland daran dächte, Oesterreich über diese Frage zur Intervention zu bewegen; er mußte aber daran erinnern, daß es zwischen den beiden Kaisern ausgemacht war, sich mündlich zu verständigen, und nichts in dieser Beziehung, ohne vorherige Zustimmung unter ihnen, zu unternehmen, entweder auf der Reise nach Paris, die der Kaiser Alexander machen sollte, oder auf irgend einem andern Punkte, wo sie es für zweckmäßig halten sollten.

Uebrigens, so lange man von der Theilung der Türkei sprechen wird, soll der französische Gesandte aus diesem Plane den Schluß ziehen: „daß die französische Armee das linke Ufer der Weichsel nicht verlassen könne. Man muß auf jedes Ereigniß gefaßt sein; der Kaiser Napoleon kann nicht entwaffnen, während so wichtige Interessen noch in der Wagschaale liegen. Rußland hält die Festungen am Dniester besetzt; es hat die Moldau und Wallachei inne, und verstärkt dort seine Truppen. Beide Kaiser müssen gleichen Schritt halten."

Durch diesen freimüthigen Ausdruck der Ansichten Napoleons sieht man, daß er, aufmerksam Alles zu benutzen, nichts umsonst hingeben wollte. Auf den Fall, daß die Frage noch einige Zeit unentschieden bliebe, und Rußland die Fürstenthümer nicht räumte, sollte auch das linke Ufer der Weichsel nicht von den französischen Truppen geräumt werden; aber am Ende der Instructionen war sein eigener Gedanke ohne allen Umschweif ausgedrückt: „Was der Kaiser allen Andern vorzieht, wäre, daß die Türken in dem Besitz ihrer beiden Provinzen bleiben könnten."

Dieser letztere Zug berechtigt zu dem Glauben, daß die Ansprüche des Kaisers auf die preußischen Besitzungen nicht ernst gemeint waren, und daß er, indem er sie aufstellte, keinen andern Zweck hatte, als die russischen Ansprüche auf die ottomanischen Besitzungen zu beseitigen.

Diese Mittheilungen, die Napoleon seinem Gesandten in Petersburg auftrug, waren schon dem russischen Gesandten in Frankreich, dem Grafen Tolstoy, gemacht worden. Alexander ist dies lebhaft zuwider; der Gedanke, in Preußen Ersatz für Frankreich zu nehmen, ist eine neue Idee; es ist davon in Tilsit nicht die Rede gewesen. „Wie!" rief er aus, „könnte ich einwilligen, mich so in die Beute „zu theilen, die einem unglücklichen Fürsten abgenom„men würde, welchen der Kaiser gegen Frankreich und „Europa, als aus Rücksicht auf mich in seine Staaten „wiedereingesetzt, schilderte, und der nicht aufhören „kann, mein Alliirter zu sein, so lange er noch nicht „wieder im Besitz dessen gesetzt ist, was der Friede zu„rückgab."

So sprach der Kaiser Alexander. Die Antwort war leicht. Alle Gründe, die er anführte um Preußen zu schonen, konnte Frankreich zu Gunsten der Türkei anführen. Ueberdies war die Lage nicht dieselbe. Der Ersatz in der Türkei für Frankreich war eine zu machende Eroberung, während durch die bloße Nichterfüllung des Vertrages vom Tilsit die Eroberung zu Gunsten Rußlands bereits geschehen war. Was die für Frankreich zu machende Eroberung betraf, so antwortete der Kaiser Alexander: „Meine Truppen sind be„reit." Er setzte noch hinzu: „Der König von Preu-

„ßen werde zunächst in Besitz Alles dessen gesetzt, was „der Kaiser um meinetwillen ihm zurückgeben zu wol= „len gesagt hat.“ Und diesmal fügte er hinzu: „Dann „geschehe, was Gott will!“

Man hätte glauben können, daß dies eine un= überlegte Meinung sei, aber sie war ernst. Man wird sie später wiederholen. Durch diese Sprache des Kai= sers von Rußland und des französischen Gesandten, kann man sehen, an welchen Grad der Freimüthigkeit die Unterhaltungen in Tilsit die beiden Kabinete ge= wöhnt hatten. Vielleicht ging Herr von Romansof noch weiter, als der Kaiser Alexander. Es scheint, als hätte man sich damals in Petersburg etwas über die Aus= dehnung des Widerstandes getäuscht, auf den man, in Bezug auf die Theilung des ottomanischen Reiches, hätte stoßen können. — „Es ist ein verfallendes Reich,“ sagte dieser Minister zu dem Gesandten Napoleons; „was Sie jetzt den Schein haben, uns zu geben, müs= „sen wir vielleicht selbst in kurzer Zeit annehmen, ohne „daß wir die Absicht dazu hätten.“

Der letzte Krieg der Russen gegen die Türken hat gezeigt, daß diese Aeußerung etwas anmaßend war; damals aber schien es, als müßte die Verbindung der beiden Kaiser jedes Hinderniß beseitigen. Es lag et= was Riesenhaftes in den Worten. Es war daher zwi= schen Herrn von Romansof und zwischen Herrn von Caulaincourt die Rede von einer Expedition nach In= dien, ein Plan, dessen Erfolg gesichert sei, wie man sagte, wenn 40,000 Mann Franzosen über Constanti= nopel gehen, jene Gegenden bedrohen, während zu glei= cher Zeit 40,000 Mann Russen den Kaukasus debou= chirten. Rußland versagte seine Mitwirkung nicht;

man hätte nur den Preis bewilligen dürfen, den es darauf setzte. Wir haben schon selbst gefunden, daß Napoleon, indem er Finnland, als Belohnung für die Kriegserklärung gegen England, an Rußland abtrat, ein großes Opfer brachte. Das Kabinet von Petersburg ist weit entfernt, sich damit zu begnügen; es wird keine Ruhe haben, ehe es nicht von Frankreich ein definitives Zugeständniß auf Kosten der Türkei erlangt hat.

Wenn die beiden Kaiser in Tilsit darin übereingekommen waren, an die Höfe von Kopenhagen, Stockholm und Lissabon Aufforderungen, begleitet von Drohungen, ergehen zu lassen, die, im Fall des Widerstandes, augenblicklich verwirklicht werden sollten, so hätten sie natürlich nicht so im Bezug auf eine Macht ersten Ranges, wie der Wiener Hof, verfahren sollen. Gegen diesen Hof durfte die Sprache weder den Charakter noch dieselben Formen haben; aber man handelte mit nicht geringerer Strenge, um es zu denselben Beschlüssen zu bewegen. Es war übrigens vorauszusehen, daß bei der Lage, in welche Europa bald kommen würde, das österreichische Kabinet von selbst den Anforderungen der Nothwendigkeit seine Verbindungen mit England opferte. Es blieben diesem Kabinete noch einige streitige Punkte, und der Kaiser Napoleon seinerseits verlangte nicht mehr, als ihm jede Genugthuung zu gewähren.

Im Grunde sah Oesterreich, welches durch die Wunder der französischen Siege lebhaft betrübt war, mit nicht geringerem Kummer, daß der Ausgang eines solchen Krieges die innige Vereinigung der Kabinete von Berlin und Petersburg herbeiführen mußte. Als der

Kaiser Napoleon, von Berlin und Warschau aus, Oesterreich zu einer nähern Verbindung entgegen gekommen war, besonders in der Absicht, die Integrität des ottomanischen Reiches aufrecht zu erhalten, wurden diese Anträge mit großer Kälte aufgenommen; es ließ sogar die Neigung durchblicken, auf die Integrität des ottomanischen Reiches nicht viel Gewicht zu legen, wenn man sich über diese Frage mit dem russischen Hofe verständigen wollte. Bei dem Anblick einer russischen Armee, welche die Moldau und Wallachei überschwemmte, und einer englischen Flotte, welche durch die Dardanellen ging, um sich Constantinopels zu bemächtigen, schloß der Wiener Hof sich in Gedanken den beiden Expeditionen an, und schien, wie Friedrich II. bei einer andern Gelegenheit, zu sagen: „Ihr spielt unser Spiel; wenn die Asse kommen, theilen wir.“

Die Asse kommen nicht. Diese Zerstückelung, gegen die man nichts gehabt haben würde, wenn man daran mit Rußland und England thätigen Antheil hätte nehmen können, fürchtet man jetzt im höchsten Grade, da man sie als Gegenstand einer Uebereinstimmung betrachtet, der man fremd ist. Man möchte aber wenigstens einiges Licht über ihre Natur und Grundlagen haben. Man erkundigte sich, man fragte, man erhielt keine Antwort und gerieth im Stillen in Angst.

Das österreichische Kabinet hatte während des Krieges, trotz der Versicherung der Neutralität, nicht aufgehört seine Rüstungen zu verfolgen; wenn es sich enthielt, die Bahn zu betreten, so geschah es, weil es auf den Zustand seiner Armee, welche von den Niederlagen bei Ulm und Austerlitz sich noch nicht erholt hatte, nicht genug Vertrauen setzen zu dürfen glaubte. We-

nigstens machte es in seinen Wünschen gemeinsame Sache mit den Feinden in Frankreich. Unter dem Vorwande, die Bewohner der ehemaligen polnischen Provinzen zu zügeln, hatte es den größten Theil seiner Streitkräfte auf der Sehne des Bogens von Gallizien aufgestellt, d. h. auf der Flanke der stattfindenden Operationen. Der russische Gesandte hatte die Schlacht von Eylau wie einen Sieg angezeigt. „Schlagt die Franzosen noch einmal," antwortete man ihm, „und wir werden uns erklären."

Die Ereignisse waren so ausgefallen, daß man dies Versprechen nicht halten konnte. Nun bereute man nicht, daß man sich mit Rußland verbunden, sondern daß man die französischen Anerbietungen zurückgewiesen hatte. „Wer hätte solche Resultate voraussehen können?" sagte der Kaiser Franz II.; „es ist nicht mehr möglich, sich mit diesen Menschen zu schlagen!"

Die so ausgedrückte üble Laune ist eine ziemlich gewandte Schmeichelei. Das fortwährende Steigern der französischen Macht wurde mehr als je ein Grund zur Rüstung. Von dem Augenblicke, als Napoleon und Alexander die Dictatur Europa's begründen und sich aneignen wollten, mußte Oesterreich Maßregeln treffen, seine Unabhängigkeit zu bewahren. Diese Vorsicht von seiner Seite war ganz natürlich. Die Zurückhaltung, die man in seiner Beziehung beobachtete, mußte es beleidigen. Nachdem es die Rolle des Vermittlers hatte spielen wollen, fühlte es sich gedemüthigt, nicht nur dem Abkommen zwischen den beiden Kaisern fremd zu bleiben, sondern sogar von der Natur dieser Uebereinkünfte nichts zu erfahren.

Diese Macht war auch nicht ohne Besorgniß we-

gen des Entschlusses, welchen der Kaiser Napoleon in Hinsicht der Festung Braunau fassen würde. Man wird sich erinnern, daß im Monat März 1806, in dem Augenblicke, wo die französischen Truppen im Begriff standen, Deutschland zu räumen und diese Festung zu überliefern, ein unerwartetes Ereigniß die Besetzung verlängerte und den Rückzug unserer Truppen hemmte. Dieses Ereigniß war die Treulosigkeit, welche, statt den Vertrag von Preßburg zu erfüllen, und die Mündungen des Cattaro unsern Truppen zu überliefern, sie den Russen ausgeliefert hatte, als das französische Corps, welches sie in Besitz nehmen sollte, nur noch zwei Tagemärsche entfernt war.

Wir haben schon früher die Art von Dunkelheit bezeichnet, mit welcher diese verderbnißvolle Handlung bedeckt ist, die wir nicht einem direkten Befehle des österreichischen Kabinets zuschreiben wollen. Aber wenn der Grundsatz auch nicht von dem Kabinete selbst ausging, so wollte es doch bei seinen Agenten mehr einen unpassenden, als einen strafbaren Eifer erblicken. Wie dem auch sei, läßt sich doch nicht genug die ganze Ausdehnung des Einflusses bemerken, den diese besondere Thatsache auf die spätern Ereignisse übte. Welche Verschiedenheit auf der einen Seite in der Stimmung Napoleons, als er zur Unterstützung seiner Ansprüche sich unter der Form von Repressalien befugt sah, hundert tausend Mann im Herzen von Deutschland zu lassen! Welch ein Unterschied auf der andern Seite in den Anordnungen der feindlichen Kabinete, welche mit Recht durch eine so drohende Stellung erschreckt wurden, und deren Zorn gegen ihn eben durch das Böse wuchs, welches ihnen zuzufügen in seiner Macht lag.

Wer kann sagen, daß die Rückkehr der französischen Armee auf den französischen Boden, im Monat März 1806, wie Napoleon seinerseits bereit war, es zu thun, nicht den Verhandlungen mit England eine ganz andere Richtung gegeben und den Krieg mit Preußen verhindert hätte?

Der Treubruch, welche Ursachen man ihm auch zuschreiben möge, ist nichts desto weniger für Oesterreich ganz unbestraft geblieben; jetzt ist es gezwungen, die Auslieferung Braunau's als eine Gunst Napoleons zu erbitten, denn man weiß, daß Baiern die Erwerbung eines für sich so wichtigen Postens dringend sucht. Die Restitution dieser Festung würde daher in Wien eben so große Freude erwecken, als der Gewinn einer Schlacht.

Napoleon hat sich über die Gesinnungen Oesterreichs nicht getäuscht. Ohne durch die Ursachen seiner Unthätigkeit betrogen zu werden, stellt er sich, als wisse er diesem Dank, und obgleich die Vermittelungsanerbieten dieses Hofes ihm verdächtig sein können, hütet er sich doch wohl, ihm ein beleidigendes Mißtrauen entgegen zu setzen. Die schlechte Aufnahme, welche die österreichische Intervention bei Rußland und Preußen fand, hatte einen fühlbaren Contrast gegen das ganz verschiedene Benehmen des Kaisers der Franzosen gebildet. Dieser beharrt in seinem Betragen; er zeigt sich zufrieden mit den Schritten, zu denen in London der österreichische Gesandte, Fürst v. Stahremberg, hatte hinweisen lassen, um das britische Ministerium zu bewegen, wegen des Friedens auf der See in Unterhandlungen zu treten. Ueberzeugt, daß bei der wahrscheinlichen Hypothese der Nutzlosigkeit dieser Versuche der

Wiener Hof geneigt ist, seinen Gesandten zurückzurufen und seine Häfen dem englischen Handel zu schließen, strebt der Kaiser Napoleon darnach, alle die Differenzen zu beseitigen, die noch zwischen den Kabineten von Paris und Wien bestehen. Eine Zusatz-Convention, welche am 10. October in Fontainebleau, zwischen Herrn von Champagny und Herrn von Metternich geschlossen wurde, ordnete die Gränzstreitigkeiten, die bisher unentschieden gelassen worden waren. Der Thalweg des Isonzo wurde als Hauptgränze zwischen dem Königreich Italien und den österreichischen Besitzungen festgestellt; gegenseitige Abtretungen wurden bewilligt, um auf andern Punkten die Linie auszugleichen. Man kömmt über eine Militairstraße, zur Verbindung der Provinzen des Königreichs Italien am rechten Ufer des Isonzo, Istriens und Dalmatiens, gegenseitig überein. Durch den Artikel VI. endlich wird stipulirt, daß die Mißhelligkeiten in Folge des Preßburger Vertrages durch die Rückgabe der Mündungen des Cattaro an Frankreich und durch diesen Vertrag als beseitigt zu betrachten seien, und daß daher der Kaiser Napoleon die Festung Braunau räumen und den österreichischen Truppen übergeben werde.

Die Unterzeichnung dieser Intervention näherte Oesterreich und Frankreich einander auf einige Zeit. Der Fürst v. Stahremberg, der in London seine Friedensvorschläge verfolgte, machte in Folge einer ersten Antwort, die er für genügend zu betrachten beliebte, dem englischen Kabinete bekannt, daß er bevollmächtigt sei, den Gesandten, welchen Sr. britische Majestät nach Paris schicken wollten, um mit allen Krieg führenden Mächten zu unterhandeln, Pässe zu ertheilen. Diese

Erklärung gab Veranlassung zu einer Erwiderung des Herrn Canning, durch welche dieser Minister seine Zweifel über die Vollmacht abgab, nach welcher der österreichische Gesandte handelte, und förmlich den Antrag verwarf, bevollmächtigte Gesandte nach Paris zu schicken; und der Fürst v. Stahremberg forderte daher selbst seine Pässe und verließ London. Der Zweck Napoleons war wenigstens zum Theil erreicht; der Beitritt Oesterreichs zu dem Continental-Systeme vollendete die Ausschließung, welche dem englischen Handel den Continent ganz versperrte.

So richteten sich also alle Gedanken Napoleons auf ein Ziel, oder er hatte vielmehr nur einen Gedanken, den, England so großen Schaden zuzufügen, daß es sich gezwungen sähe, den Vergleichsvorschlägen Gehör zu geben. Nie fand zwischen zwei Kämpfern ein erbitterterer Streit Statt. Die Gewalt des Angriffes wurde nur durch die Kraft des Widerstandes aufgehoben, und der Angriff war auf allen Theilen des Erdballs zu spüren. Auf beiden Seiten behauptete man, in der Diffensive zu sein, obgleich man von beiden Seiten angriff. Erst seit 1806 verließ der Streit das Feld unbestimmter Anklagen, um sich auf positive Thatsachen zu stützen. Da begann, wie wir anderwärts bereits andeuteten, eine Reihenfolge neuer Handlungen, die in frühern Zeiten nichts Analoges hatten. Von dieser Zeit stammt der Anspruch Englands, die Blockade nicht etwa durch Escadren oder Schiffe zu bewirken, welche gezwungen waren, die feindlichen Häfen zu bewachen und die Einfahrt in dieselbe zu verhindern, wie man dies zu allen Zeiten und bei allen Nationen gesehen hat, sondern durch eine bloße Erklä-

rung seines Willens, durch einen Kabinetsbefehl aus Downing-Street oder aus dem Palaste der Königin datirt. Gegen dieses System der Nominal-Blockade hat Napoleon sich mit eben so viel Zorn, als Gerechtigkeit aufgelehnt. Weshalb sollte das, was England Recht ist, es auch nicht für Frankreich sein? Wenn England durch einen Kabinetsbefehl vom 6. Mai 1806 alle Häfen, Flüsse und Küsten, von der Elbe bis zum Hafen von Brest, in Blockadezustand erklären konnte, weshalb durfte dann nicht auch Napoleon, wie er es durch sein Decret aus Berlin in demselben Jahre that, die britischen Inseln in Blockadezustand erklären? Aus Berechnung und nur seines Interesses wegen enthält sich England, die ganzen Küsten Frankreichs als blokkirt zu betrachten; aber die Häfen blockiren heißt, sich das Recht über das Ganze anmaßen. Das Prinzip bleibt dasselbe. Im Kriege müssen die Waffen gleich sein. Was England thut, ist Frankreich ebenfalls zu thun befugt. England beharrt dabei, auf dem Meere das Privateigenthum zu verletzen, ungeachtet der Neutralität der Flagge, welche es deckte. Napoleon hörte deshalb auf, das englische Eigenthum auf dem Lande zu achten. Der Streich war fürchterlich, und die Folgen um so verderblicher für die Engländer, da damals der Sieg jeden Tag das Gebiet vergrößerte, auf welchem die französische Wiedervergeltung ausgeübt werden konnte. Um Frankreich das Uebel zu vergelten, welches es England zufügte, versuchte die britische Regierung mehrere Maßregeln, welche der fremden Schifffahrt und besonders der der Amerikaner mehr schadete, als der Frankreichs selbst.

Durch die Kabinetsbefehle vom 11. November

1807*) unterwarf es die Fahrzeuge aller neutralen, feindlichen und selbst alliirten Mächte nicht nur der Durchsuchung seiner Kreuzer, sondern auch einem gezwungenen Aufenthalt in England und der Bezahlung einer Abgabe, deren Größe es selbst bestimmte. Es ist schwer, es offener zu erklären, daß das Meer in seiner ungeheuren Ausdehnung eine englische Besitzung ist, deren Benutzung nur unter der Bedingung erlaubt wird, daß man dafür dem englischen Schatz eine Abgabe bezahlt, gegen welche man die Befugniß erlangt. Man begreift im Voraus, daß eine solche Erklärung weder in ihrem Prinzipe von Frankreich anerkannt, noch in der Ausübung geduldet werden kann; und das Kabinet von London täuscht sich, wenn es glaubt durch die Abweichung von den gebahnten Straßen der Gewohnheit zu einem Grade von Kühnheit und Gewaltthätigkeit zu gelangen, zu welchem Napoleon ihm nicht folgen kann. Das Betrübendste bei einem Kampfe auf Leben und Tod zwischen zwei Kabineten, ist, daß die Streiche, die sie gegenseitig auf einander führen, sie nicht erreichen konnten, ohne die Nationen zu verwunden, die selbst wider Willen zwischen ihnen drinnen standen. Die Forderungen der einen Partei anerkennen hieß, die Feindschaft der entgegengesetzten Partei erwecken, und nur indem sie den beiderseitigen Verfolgungen entgingen, konnten die Neutralen die Möglichkeit der Schiffahrt und des Handels gewinnen.

---

*) Die Kabinetsbefehle vom **11. Novbr.** bestanden in 2 Decreten, welche zahlreiche Dispositionen enthielten, von denen wir hier nur das Wesentliche mittheilten.

„Da die Amerikaner,“ sagt Napoleon,*) „dulden, daß man ihre Fahrzeuge durchsucht, und das Prinzip annehmen, daß die Flagge die Waare nicht schützt; da sie die abgeschmackten Blockadegesetze Englands anerkennen, indem sie dulden, daß ihre Schiffe, fortwährend angehalten, nach England gebracht, und so von ihrer Bestimmung abgeleitet werden, weshalb dulden sie da nicht auch die Blockade Frankreichs?“ (Wohl zu verstehen, die von Frankreich eingeführte Blockade). „Gewiß, Frankreich wird so wenig durch England blockirt, als England durch Frankreich. Weshalb dulden sie nicht auch die Visitation von französischen Fahrzeugen? Wahrlich, Frankreich erkennt es, daß diese Maßregeln ungerecht und ungesetzlich sind, daß sie die Souveränität der Völker antasten; aber es ist an den Völkern zur Gewalt die Zuflucht zu nehmen, und sich gegen die Dinge auszusprechen, welche sie entehren und ihre Unabhängigkeit gefährden.“

Durch diese Sprache zeigt Napoleon den ganzen und sehr bedeutenden Unterschied, welcher zwischen den Prinzipien Frankreichs und denen Englands Statt findet; daß sich England als Recht anmaßen wollte, was bei Frankreich nur eine Usurpation sein sollte, doch als eine Strafe für die Staaten, welche die englische Usurpation duldeten. Diese Handlungen, welche der Kaiser sich erlaubte, erkannte er selbst als durch Ungerechtigkeit und Barbarei befleckt; er entschloß sich dazu nur, um die neutralen Nationen zu zwingen, ihre Rechte von England anerkennen zu lassen, wie sie wünschten, daß Frankreich sie achten möchte. Seine

*) Brief aus Fontainebleau vom 15. November.

Strenge hatte keinen andern Zweck; ihm lag nichts mehr am Herzen, als bald zu bessern Wegen zurückkehren zu können; er war bereit, dies zu thun, so bald England ihm dazu entweder das Beispiel geben oder das seinige befolgen würde. Das wird der Geist des Decretes sein, welches er im nächsten Monat, auf seiner Reise nach Italien, erläßt, ein Decret, welches zu wichtig ist, um es nicht hier seiner ganzen Ausdehnung nach anzugeben. Hier dies Actenstück, datirt aus Mailand vom 17. December:

„Napoleon, Kaiser ꝛc. ꝛc.

„In Erwägung der Bestimmungen der britischen Regierung vom letzten 11. November, welche die Fahrzeuge der neutralen, befreundeten und selbst verbundeten Mächte Englands nicht nur einer Durchsuchung der englischen Kreuzer unterwerfen, sondern einem gezwungenen Aufenthalt in England und einer willkührlichen Abgabe von so und so viel Prozent der Ladung, welche durch die englische Gesetzgebung bestimmt werden soll;

In Erwägung, daß durch diese Decrete die englische Regierung die Fahrzeuge aller Nationen Europa's entnationalisirt hat; daß es nicht in der Macht irgend einer Regierung liegt, über ihre Unabhängigkeit und ihre Rechte zu verhandeln; daß alle Herrscher Europa's über die Souveränität und Unabhängigkeit ihrer Flagge solidarisch sind; — daß die Engländer, wenn man aus einer nicht zu entschuldigenden Schwäche, die in den Augen der Nachwelt ein Flecken wäre, das Prinzip einer solchen Tyrannei durchgehen ließe und sie durch den Gebrauch billigte, darauf ein

Recht begründen würden, wie sie die Toleranz der Regierungen benutzt haben, das nichtswürdige Prinzip festzustellen, daß die Flagge die Waare nicht beschützt, und ihrem Blockaderechte eine willkührliche Ausdehnung zu geben, welche die Souveränität aller Staaten antastet;

Haben Wir beschlossen und beschließen, wie folgt:

Artikel 1. Jedes Fahrzeug, von welcher Nation es auch sei, welches die Visitation von einem englischen Schiffe geduldet oder sich einer Reise nach England unterworfen, oder irgend eine Abgabe an die englische Regierung bezahlt hat, ist dadurch allein für denationalisirt erklärt, hat die Bürgschaft seiner Flagge verloren und ist englisches Eigenthum geworden.

Artikel 2. Mögen die Fahrzeuge, welche so durch die willkührlichen Maßregeln der englischen Regierung entnationalisirt wurden, in unsern Häfen einlaufen oder in die unserer Alliirten, mögen sie in die Gewalt unserer Kaper fallen, werden sie als gute und redliche Prise erklärt.

Artikel 3. Die britischen Inseln sind auf dem Meere, wie auf dem Lande in Blockadezustand erklärt.

Jedes Fahrzeug, von welcher Art es auch sei und wie beladen, welches aus englischen Häfen oder englischen Kolonien, oder aus Ländern, welche von englischen Truppen besetzt sind, abgeht oder nach englischen Kolonien oder nach Ländern segelt, welche von englischen Truppen besetzt sind, wird als gute Prise erklärt, da es diesem Decrete zuwider handelt; es wird durch unsere Kriegsschiffe oder durch unsere Kaper genommen, und dem Sieger zugesprochen.

Artikel 4. Diese Maßregeln, welche nur eine gerechte Wiedervergeltung für das barbarische System ist, welches die englische Regierung angenommen hat, die so ihre Gesetzgebung der Algiers gleich macht, hören auf, für die Nationen ihre Wirkungen zu haben, welche die englische Regierung zu zwingen wissen, ihre Flagge zu achten.

Sie behalten so lange ihre Bestimmung, als diese Regierung nicht zu den Grundsätzen des Menschenrechtes zurückkehrt, welches die Verbindungen der civilisirten Staaten im Kriegszustande ordnet. Die Bestimmungen dieses Decretes sind aufgehoben und nichtig, sobald die englische Regierung zu den Grundsätzen des Völkerrechtes zurückgekehrt ist, welche auch die der Gerechtigkeit und der Ehre sind.

Napoleon."

Dieses Decret, welches in sich selbst die Darlegung seiner Motive enthält, bedarf keines andern Commentars. Es hat eine Zeit gegeben, wo Schriftsteller ohne Patriotismus, unbekümmert der Habgier des Auslandes auf Kosten ihres Vaterlandes zu dienen, es sinnreich gefunden haben, zu sagen, daß Napoleon, um seine Gewaltthaten gegen England zu rechtfertigen, gezwungen gewesen sei, der Sprache selbst Gewalt anzuthun, und neue Ausdrücke für neue Plackereien ausfindig zu machen. Diese Sprache des Vorurtheils und des Servilismus gehört unserer Zeit nicht mehr an; jetzt prüft man die Prinzipien und die Thatsachen, und urtheilt. Die Thatsachen und die Prinzipien sind hier zu Gunsten Frankreichs. Napoleon stellt den Grundsatz auf, daß alle Staaten für die Unabhängigkeit ihrer Flagge solidarisch sind. Der allgemeine Nutzen

der Nationen fordert diese Solidarität. Wenn eine Regierung Beleidigungen und Demüthigungen ertragen will, die nur sie allein treffen, so steht es ihr ohne Zweifel frei; wenn aber die Rückwirkung der Beleidigungen, die sie erträgt, auch einer andern Macht fühlbar wird, hat diese das Recht, Alles, was in ihren Kräften liegt, zu thun, um sich dieser Rückwirkung zu entziehen. Das ist die gegenwärtige Lage. Napoleon sagt zu den Amerikanern: Ihr duldet die Usurpationen Englands, und folglich erkennt Ihr dessen Ansprüche als rechtmäßig, oder scheint sie doch als solche anzuerkennen; Ihr duldet von dessen Kreuzern die Durchsuchung; Ihr laßt Euch in seine Häfen führen oder begiebt Euch auf seinen Befehl dorthin; Ihr zahlt dort eine Abgabe für die Ladung Eurer Schiffe; Ihr macht Euch dadurch zu den Vasallen, zu den Unterthanen Englands; Ihr seid dadurch in meinen Augen nicht mehr Amerikaner, sondern Engländer; Euer Eigenthum englisches Eigenthum. — Die Thatsache der Unterwerfung der Neutralen unter die despotischen Anforderungen Englands, ist neu; es war daher zu ihrer Unterdrückung ein neuer Ausdruck nothwendig. Fahrzeuge, welche ihre Flagge vor einem eigenmächtigen Willen beugen, können in eben dieser Flagge keine Bürgschaft mehr finden. Napoleon erklärt sie für entnationalisirt. Der Ausdruck ist richtig, wie die Strafe gerecht. Die neutralen Regierungen *) sind in der That strafbar,

*) In einem der indischen Kriege forderte Tippo-Saïb einen französischen Offizier auf, eine Batterie auf einen gewissen Punkt zu stellen, den er ihm andeutete. Der Offizier bemerkte dagegen: „Wenn diese Batterie wirklich den englischen Truppen

daß sie sich nicht alle vereinigen, um sich gleiche Achtung zu erwerben. Wenn die vereinigten Staaten diese Pflicht verletzen, so liegt die Schuld nicht an der Bundesregierung, an den aufgeklärten Oberhäuptern derselben, sondern an der Handel treibenden Bevölkerung, welche die Schritte der Regierung beherrscht, und diese Bevölkerung hat nicht das Recht, sich zu beklagen, wenn sie dafür gestraft wird.

Ein Decret des Kaisers ist keine rein französische Handlung, sondern eine europäische. Das Decret aus Mailand wird allen Regierungen mitgetheilt, die von ihm abhängig sind, und den mächtigeren der Kabinete, die seinem Systeme sich angeschlossen haben. Es wird Gesetz für den ganzen Continent.

Das Land, für welches die Wirkungen am fühlbarsten sein werden, ist Nordamerika. Die Flagge der vereinigten Staaten ist fast die einzige, welche die Hindernisse noch durchbricht, die England und Frankreich wetteifernd gegen die Neutralen aufstellen. Ungeachtet der Angriffe auf die Rechte der Neutralität, waren die amerikanischen Schiffe fast die einzigen, denen ein großer Theil der Häfen von Europa noch nicht verschlos-

---

einigen Schaden zufügen könnte, so würde sie gewiß einem dazwischen befindlichen Corps seiner eigenen Truppen noch weit mehr Schaden thun."

„Ei," erwiderte Tippo-Saïb, „was thut das! Man tödte tausend Sipayen, wenn dabei auch nur ein Engländer getödtet wird."

In dem Kampfe, der zwischen England und Napoleon Statt fand, achteten diese beiden großen Gegner auch nicht auf die, welche sich zwischen ihnen befanden. Die Neutralen sind die Sipayen.

sen war, und ihre Schiffahrt hatte dadurch eine ungewöhnliche Ausdehnung und große Vortheile gewonnen. In der That, die Regierung der vereinigten Staaten, wie ganz Europa, England ausgenommen, möchten die Grundsätze triumphiren sehen, welche Frankreich vertheidigt; und welches Volk könnte die Unabhängigkeit seiner Flagge nicht wollen? Aber mächtige Hindernisse widerstreben ihrer Vernunft und fesseln ihren Willen: Die übermäßige Furcht vor einem Kriege mit den Engländern und die Handelshabgier der amerikanischen Bevölkerung. In der ersten Aufregung des Unwillens, den die Angelegenheit mit der Fregatte Ch'sapeake verursachte, sagte der Präsident Jefferson zu dem französischen Minister: „Wenn England uns nicht Genugthuung giebt, so nehmen wir Canada."

So dachte der Staatsmann; aber er mußte den egoistischen Charakter der Handelsspekulation bekämpfen, welche nur schwer einen augenblicklichen Vortheil dem künftigen Glücke und noch weniger der Würde des Landes opfert. Indem der Kaufmann Kosmopolit ist, bleibt er nur wenig Bürger, und ungeachtet der republikanischen Regierungsform, sind die Berechnungen des Privatvortheiles in den vereinigten Staaten vielleicht noch mächtiger, als in unserm monarchischen Europa. Einige Augenblicke erweckte in der That das Uebermaß und die Barbarei der englischen Beleidigungen einen Unwillen, der eine glänzende Rache herbeizurufen schien; aber dieses vorübergehende Feuer kühlte sich bald ab, und die Bundesregierung, zu sehr überzeugt, in ihren großmüthigen Anstrengungen nicht lange unterstützt zu werden, mußte ihre ganze Gewandtheit aufbieten, den Schein einer Genugthuung zu erlangen,

die ihr genügen könnte; sie hat nicht einmal das erreicht!

Der Streit über das Recht des Zwanges auf offenem Meere bildete stets eine unlösbare Schwierigkeit zwischen den amerikanischen Bevollmächtigten, den Herren Monroé und Pinkney, und dem britischen Kabinete. Dieses Kabinet stützt sich gegen die vereinigten Staaten auf das Uebermaß ihrer Geduld. Von dem Grundsatze ausgehend, daß man einer kriegführenden Macht das Recht nicht streitig machen darf, auf offenem Meere die neutralen Fahrzeuge zu durchsuchen, ob sie Contrebande, Personen oder Eigenthum des Feindes an Bord haben; von diesem falschen Grundsatze also ausgehend, dessen Anwendung die Amerikaner duldeten, zieht die englische Regierung die sehr richtige Folgerung, daß, wenn die Regierung, die so das Recht der Durchsuchung ausübt, dabei Unterthanen findet, die sich ihrer Herrschaft entzogen haben, man sich nicht weigern darf, sie ihr auszuliefern. Wenn die neutrale Flagge die feindliche Person nicht gegen die kriegführende Macht schützt, wie kann sie dann die Unterthanen einer Macht gegen diese selbst beschützen? Die Schwäche der Amerikaner verurtheilte sie, eine solche Argumentation zu hören. Eben diese Schwäche hatte ihre bevollmächtigten Gesandten auch dahin gebracht, in den letzten Tagen des December 1806 mit der englischen Regierung einen Vertrag zu schließen, in welchem sie weder eine Genugthuung für die Vergangenheit, noch eine Versprechung der Modifikation für die Zukunft fordern durfte. Diese letzte Handlung des Zugeständnisses fand die Genehmigung des Präsidenten nicht; er verweigerte daher die Ratifikation, und der Kongreß

genehmigte einstimmig seine Weigerung. Aber ungeachtet der Proclamation des Präsidenten (vom 2. Juli), welche allen bewaffneten englischen Schiffen gebot, die Häfen und die Meere der vereinigten Staaten zu verlassen, ungeachtet des Congreßbeschlusses, welcher später (23. November) allen englischen Fahrzeugen das Einlaufen in die amerikanischen Häfen untersagte, währten die Unterhandlungen in London noch immer fort, oder wenn sie einen Augenblick unterbrochen wurden, so knüpfte man sie doch bald wieder an; so sehr fürchtete die Bundesregierung den Gedanken eines gänzlichen Bruches. Das britische Ministerium rechnete so sehr auf diese Stimmung der Amerikaner, daß selbst während der Verhandlungen des Herrn Canning mit den Herren Pinkney und Monroé die Londoner Zeitungen (17. October) eine Instruction über die Aufsuchung englischer Seeleute am Bord neutraler Fahrzeuge enthielten. Auf die Bemerkung der Bevollmächtigten, daß eine Publication der Art jede Verhandlung unterbrechen müßte, antwortete Canning: „Die Bekanntmachung enthielt in der That die Erklärung der Grundsätze, welche die englische Regierung befolgte, das sei aber kein Grund, nicht mit einer Macht zu unterhandeln, die andere Grundsätze bekennen und andere Gebräuche einführen wolle." Zu gleicher Zeit aber nahm er sich wohl in Acht, die amerikanischen Bevollmächtigten glauben zu machen, daß die britische Regierung jemals auf das Zwangsrecht verzichten werde, welches den Hauptstreitpunkt zwischen beiden Ländern bildet. Während Canning sich in London so wenig bereitwillig zeigte, sendete er nach Amerika einen Agenten, Herrn Rose, um über die Frage wegen der Ché-

sapeake besonders zu unterhandeln; eine lächerliche Sendung, wie mehrere andere, die ihr folgen werden, und die keinen andern Zweck haben, als der Aufregung der Gemüther Zeit zur Beruhigung zu geben.

Da die Frage der Neutralen während des beginnenden Jahres keine bedeutende Veränderung erleiden wird, da ferner viele Interessen neuer Art unsere ganze Aufmerksamkeit fordern werden, scheint es uns zweckmäßig, hier eine Andeutung der Hauptpunkte einzuschalten, welche im Laufe des Jahres 1808 Stoff zu Streitigkeiten zwischen Frankreich und den vereinigten Staaten boten. Die britischen Kabinetsverordnungen vom 11. November 1807 und das französische Decret aus Mailand vom 17. December sind bekannt. Unter dem Gewichte der Hindernisse, welche von beiden Seiten der Schiffahrt der Neutralen entgegengesetzt wurden, werden die Amerikaner sich regen, um die Kette zu zerreißen oder ihr zu entgehen. Nicht Alle werden entkommen, und dann wird der Minister der vereinigten Staaten in Frankreich, Herr von Armstrong, ohne Unterlaß damit beschäftigt sein, Reclamationen zu Gunsten der Fahrzeuge anzustellen, welche in Folge des Kaiserlichen Decretes genommen, und entweder nach französischen Häfen oder nach denen befreundeter Mächte abgeführt worden waren. Er ruft gewisse Bestimmungen des Vertrages von 1800 an, welche seiner Meinung nach durch die neuen Maßregeln der französischen Regierung verletzt wurden; er stellt verschiedene Fragen, über welche er die Erklärung der Regierung erbittet. Auf die Vorstellungen und Fragen dieses Abgeordneten erläßt das französische Ministerium eine Antwort, die keine haltbare Gegenrede möglich macht.

Der Kaiser wendet nur widerstrebend die mörderischen Waffen an, welcher die englische Regierung sich bedient; man kann von ihm nicht verlangen, daß er sich in Schranken hält, wenn man deren Ueberschreitung jener Regierung gestattet; sich den Kabinetsordren vom 11. November unterwerfen, wäre von Seiten der Amerikaner ein Act des Gehorsams gegen England. Er will aber lieber von dem Betragen der Amerikaner Besseres denken; in dieser Ueberzeugung enthält er sich in Bezug auf ihre Fahrzeuge jeder definitiven Maßregel; er läßt sie nur unter Sequester stellen, und behält es sich vor, seine spätern Beschlüsse nach den Schritten zu ordnen, die sie selbst für zweckmäßig erachtet haben würden. Der französische Minister ist außerdem noch bemüht, bemerkbar zu machen, daß besonders gegen die Amerikaner Ausnahmen unmöglich sind. Eine Ausnahme zu ihren Gunsten würde dem englischen Handel alle Straßen des Continents offen lassen. Ihre Sprache, ihre Gewohnheiten und einige ihrer Colonialprodukte wären dieselben, und man hätte daher kein Mittel, die Verläugnung der Flagge und die andern Betrügereien zu erkennen, zu denen amerikanische Spekulanten gewiß ihre Zuflucht nehmen würden, wie sie dies nach zahlreichen Beweisen schon jetzt thäten.

Die Bundesregierung, welche nicht in Abrede stellte, daß die Initiative zu der Antastung des Völkerrechtes England zur Last gelegt werden müßte, hatte überdies damals gute Gründe, im freundschaftlichen Einverständniß mit Frankreich zu bleiben. Der Kaiser seinerseits wäre ganz bereit gewesen, diese Verbindungen selbst durch eine Allianz zu befestigen. Nach diesen gegenseitigen Neigungen wünschte Herr von

Armstrong zu wissen, ob in dem Falle, daß die Engländer Florida angriffen, der Kaiser es nicht übel nehmen würde, wenn die vereinigten Staaten Truppen zu dessen Vertheidigung marschiren ließen; ob, bei der Voraussetzung eines Bündnisses mit ihm, er nicht bereit sein würde, die Abtretung Florida's an die vereinigten Staaten zu begünstigen.

Diese Frage erreichte Napoleon in Bayonne, in dem Augenblicke, wo für Spanien ein neues Schicksal vorbereitet wurde, und seine Antwort war nichts weniger als günstig *). Er ließ Herrn von Armstrong erklären, daß die Amerikaner, da sie mit Spanien Frieden hätten, Florida nicht ohne die Erlaubniß oder Aufforderung des Königs von Spanien besetzen könnten. Die Zeiten werden sich ändern und diese Frage eine andere Richtung nehmen.

Die amerikanische Regierung, welche zwischen England und Frankreich in das Gedränge kam, zog die Lage des Landes in Erwägung. In Folge eines Berichtes an den Senat waren mehrere Pläne in Vorschlag gebracht, nämlich: den Handel durch Kriegsschiffe zu beschützen; ihm die Sorge zu überlassen, sich zu bewaffnen und selbst zu beschützen; den Krieg zu erklären; jeden Handel mit dem Auslande zu hemmen, und endlich einen Embargo auf alle Schiffe und Fahrzeuge in den vereinigten Häfen zu legen. Dieser letztere Plan wurde vorgezogen. Eine supplementarische Akte vom 11. März 1808 entwickelte die ersten Be-

*) „Antworten Sie Herrn von Armstrong, daß Sie nicht wüßten, was er mit der Besitznahme Florida's sagen wollte.“
(Brief aus Bayonne vom 21. Juni 1808.)

stimmungen im Bezug auf diesen Gegenstand. Das amerikanische Embargo wäre bei vollkommener Ausführung für Frankreich weniger ungünstig gewesen, als für England; aber es fehlte viel daran, daß alle Fahrzeuge dieser Nation demselben unterworfen wurden, oder eingewilligt hätten, sich ihm zu unterwerfen. Die Drohung der strengsten Strafen *) war unvermögend gegen den Reiz des ungeheuern Gewinns, welchen der Ungehorsam der Habgier bot. Die vereinigten Staaten hatten in Europa eine schwimmende Kolonie, welche dem englischen Handel auf allen Meeren diente, und in alle Häfen die Produkte Englands oder seiner Kolonien einbrachte. Die Engländer selbst machten sich kein Gewissen daraus, auf ihren eigenen Fahrzeugen die amerikanische Flagge aufzustecken. Wir werden davon einige Beispiele geben. In Rochefort und la Rochelle, wo zu gleicher Zeit funfzehn Fahrzeuge unter Sequester gelegt wurden, mußten die amerikanischen Agenten die Gerechtigkeit dieser Maßregel anerkennen. „Ich bin unterrichtet," schrieb ein Konsul an Herrn von Armstrong (am 18. December 1808), „daß die Papiere der Hälfte dieser Fahrzeuge in London fabricirt wurden; und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die andere Hälfte englische Fahrzeuge sind, welche alte amerikanische Papiere besitzen."

---

*) Ein Gesetz des Congresses sagte, daß jeder Schiffscapitän, der sich den Befehlen des britischen Kabinets vom 11. November unterwerfen, eine Licenz von demselben annehmen oder ihm irgend eine Taxe bezahlen würde, aus den vereinigten Staaten verwiesen und für immer seines Bürgerrechtes verlustig werden sollte. — Das war eines jener Gesetze, die man nicht anwendet, oder die einen Strafbaren unter tausend erreichen.

Wenn ein Konsul der vereinigten Staaten ein solches Geständniß in Bezug auf eine gewisse Anzahl in Frankreich sequestrirter Schiffe ablegt, durften dann wohl in der französischen Regierung Zweifel existiren? Nicht nur in den Häfen von Frankreich erlangt man den Beweis für diese Verfälschungen, sondern auch in spanische Häfen sah man amerikanische Fahrzeuge einlaufen, die aus neutralen Ländern zu kommen behaupteten, und englische Passagiere an Bord hatten. Andere segelten nach Gibraltar und von dort, durch englische Schiffe escortirt, nach dem mittelländischen Meere. Indem wir uns bald mit den Zwistigkeiten des Kaisers Napoleon mit Oesterreich beschäftigen werden, haben wir ebenfalls Gelegenheit, zu bemerken, daß auch auf dieser Seite die amerikanische Flagge dazu diente, um zum Vortheil Englands einen thätigen Handel zwischen Malta und Triest zu verstecken. Wenn sich Thatsachen dieser Art der französischen Regierung auf allen Seiten kundgaben, darf man sich dann über die Strenge der Vorsichtsmaßregeln wundern, die sie anwendet, den Betrug zu unterdrücken, und kann man ihr diese Strenge zum Verbrechen machen?

Obgleich der Präsident Jefferson persönlich einen großen Unterschied zwischen dem Geiste machte, welcher den Kaiser leitete, und dem, welcher das englische Ministerium beseelte, war er doch, als Oberhaupt der Bundesregierung, verpflichtet, beide Mächte auf eine Linie zu stellen. In einer Conferenz mit dem General Turreau bezeugte er sein Bedauern über diese Nothwendigkeit, und gab zu verstehen, daß seiner Meinung nach der Kaiser einen gewandten Streich begehen würde, indem er verspräche, zu Gunsten der Amerikaner seine

Decrete zurückzunehmen, unter der Bedingung, das amerikanische Embargo zu Gunsten Frankreichs aufzuheben. Wenn dieser Rath auch nicht ganz befolgt wurde, so führte er doch später einen Beschluß herbei, der dasselbe Resultat bewirkte. Wie streng auch die Maßregeln sein mochten, die man in Frankreich als Repressalien anwendete, hatten die Amerikaner doch noch viel mehr von Seiten Englands zu leiden. In Folge von Attentaten der britischen Marine, nicht nur gegen Handelsfahrzeuge, sondern auch gegen Schiffe des Staates, und nicht blos auf offenem Meere, sondern auch auf den Küsten und auf dem Gebiete der vereinigten Staaten selbst, war die Unzufriedenheit sehr groß, und verkündete sich durch kräftige Beschlüsse in fast allen Staaten des Bundes. Im Grunde war er so gerecht, daß in jedem andern Lande, wo die Liebe zum Gewinn nicht so sehr das Gefühl der Nationalehre beherrschte, der Krieg augenblicklich erklärt worden sein würde. Dennoch hätte Jefferson, obgleich von der Volksgunst gestützt, die Kriegserklärung nicht wagen dürfen, ohne seine Popularität zu gefährden. Welche Anstrengungen man übrigens auch macht, diesen Krieg zu vermeiden, wird er doch einst ausbrechen. Es ist ein Unglück für die Amerikaner, für Frankreich, für Europa vielleicht, daß er nicht schon früher ausbrach.

Zweites Kapitel.

Innere Angelegenheiten.

Reise des Kaisers nach Italien. — Zusammenkunft Napoleons mit seinem Bruder Lucian Bonaparte. — Adoption des Prinzen Eugen durch den Kaiser. — Vereinigung Toskana's mit Frankreich. — Kanalbau in Frankreich. — Verproviantirung von Paris. — Finanzen. — Sparsamkeit in Anwendung der Civilliste. — Wiederherstellung einer Rechnungskammer. — Thätige Einmischung des Kaisers in alle Geschäfte. — Briefwechsel des Kaisers. — Erschaffung eines neuen Adels.

Ich habe das Decret von Mailand mitgetheilt, ehe ich von der Reise des Kaisers nach Italien sprach, da die Ideenverbindung mich dahin brachte, mich mit diesem Decrete zu beschäftigen, ohne auf den Ort seines Datums zu achten. Napoleon mag immerhin die Hauptstadt wechseln, so giebt es doch keine, von wo aus er nicht seine Blicke ohne Unterlaß auf die einzige Macht richtete, die er nicht zum Frieden zwingen konnte: England.

Im Laufe des Monats August 1807 hatte eine Deputation des Königreichs Italien dem Kaiser zu dem Frieden von Tilsit Glück gewünscht, und ihn eingeladen,

dieses Königreich zu besuchen, welches durch die venetianischen Provinzen, durch die Eroberung von 1805, vergrößert war. An der Spitze dieser Deputation stand der Patriarch von Venedig. Die Rede des Patriarchen mußte den Stempel der besonderen Lage dieser Provinzen tragen. Der Tag, welcher sie der österreichischen Herrschaft entriß, war für sie ein Tag der Wiedergeburt geworden. Venedig sah einen Befreier in dem Manne, dessen erste Siege den Sturz der alten Republik bewirkt hatten. Die österreichische Regierung, so milde in ihren Erbstaaten, hat zu allen Zeiten mit bleiernem Scepter über die neuerworbenen Provinzen geherrscht. Die Zerstreuungen, durch welche der venetianische Senat das Volk seine Knechtschaft vergessen machte, die Feste, die Lustbarkeiten, welche ihm die Kette leichter machten, verschwanden mit der alten Regierung. Der Despotismus allein war geblieben, eben so finster, eben so grausam, wie früher, aber allgemeiner. Der Adel wurde jetzt behandelt wie die Plebejer, und die Plebejer, welche der Handel ehemals für ihre Untergeordnetheit im Bezug auf den Adel entschuldigte, fanden nicht mehr dieselben Hülfsquellen unter einer Verwaltung, welche dem Hafen von Triest den ganzen Vorzug gewährten. Unter dieser Verwaltung war in Venedig Alles gesunken und verfallen, Alles war im Vergleich lebendig, thätig, glücklich in dem Königreiche Italien. Die Freude, welche die Vereinigung hervorbrachte, war aufrichtig, und abgesehen von der unvermeidlichen Uebertreibung der Sprache jener Zeit, war der Patriarch das treue Organ jener Zeit: „Sie haben Frankreich wieder begründet,“ sagte er zu dem Kaiser, „aber die italienische Nation ist

ganz Ihr Werk. Kommen Sie, dieses Italien zu besuchen, das Sie aus so tiefer Erniedrigung gezogen und zu neuer Existenz erweckt haben.“

In seiner Antwort an den Patriarchen machte es sich der Kaiser zum Vergnügen, der Tapferkeit eine Huldigung darzubringen, welche in den letzten Kriegen die italienschen Truppen gezeigt hatten.

„Zum ersten Male seit Jahrhunderten,“ sagte er, „haben die Italiener sich mit Ehre auf dem großen Schauplatze der Welt gezeigt. Ich hoffe, daß ein so glücklicher Anfang die Nation anspornen wird; daß die Frauen selbst die träge Jugend nicht mehr bei sich dulden werden, die in den Boudoirs schmachtet, oder daß sie dieselbe wenigstens erst aufnehmen werden, wenn sie sich mit ehrenvollen Narben bedeckt hat.“

Bei jeder andern Nation hätte diese Sprache unpassend sein können, aber Italien, welches von dem Waffenhandwerke so lange entwöhnt war, mußte vor allen Dingen kriegerisch gemacht werden, um seine Unabhängigkeit bewahren zu können.

Der Kaiser hatte Paris Mitte November verlassen. Am 21. kam er nach Mailand. Am 28. besuchte er Venedig, welches er zum ersten Male sah, denn er hatte sich enthalten, diese Stadt zu betreten, als seine Waffen sie eroberten, und die Politik sie dem Bedürfnisse des Friedens opfern zu müssen glaubte. Jetzt war sein friedlicher Triumpheinzug für ihn ein ungetrübtes Glück, und für die venetianische Nation ebenfalls. Seit seiner Vereinigung mit dem Königreich Italien hatte Venedig schon wieder Leben gewonnen; eine neue Thätigkeit zeigte sich. Der Hafen, der dem Handel wieder eröffnet zu werden hoffte, war einstweilen der mi-

litärischen Regsamkeit übergeben, und zeigte eine zahlreiche Flottille von Kanonier-Chaluppen und bewaffneten Barken, welche durch Sorge des Vicekönigs erbaut worden waren. Sieben Schiffe lagen im Bau begriffen. Eine Fregatte und eine Korvette liefen im Gegenwart des Kaisers vom Stapel. Der König und die Königin von Baiern nahmen Theil an den Festen, die ihm gegeben wurden. Venedig, welches durch die österreichische Regierung aller Lustbarkeiten beraubt war, gab sich mit einer Art von Trunkenheit den Spielen, Schauspielen und Zerstreuungen hin, welche ihm ehedem die Freiheit ersetzt hatten. Und unter diesen Spielen bemerkte man besonders einen Gondelwettlauf, bei dem sich eine Pracht zeigte, die man in den glänzendsten Tagen der Republik kaum gehabt hatte. Diese Schauspiele und Feste, gegen welche der Kaiser nicht gleichgültig war, füllten nur einen geringen Theil seiner Zeit aus. Hier, wie überall, wollte er Alles sehen, Alles kennen lernen; er erließ ein sehr ausgedehntes Organisationsdecret über alle Verwaltungszweige der neuen Provinzen; er beschäftigte sich damit, die Stadt zu verschönern und gesunder zu machen; er bewilligte Fonds, um den Hafen von Lido wieder herzustellen, eine neue Ausfahrt für das Arsenal zu bilden und über Malamocco einen tiefen Kanal zu führen, tief genug, um ein Schiff von 74 Kanonen aufzunehmen; er errichtete einen Freihafen auf der Insel St. Georg, und genehmigte alle Anordnungen der Nützlichkeit wie der Annehmlichkeit, welche der Vortheil der Regierung oder das Wohlbehagen der Bevölkerung forderten.

Auf der Rückkehr von Venedig nach Mailand besuchte der Kaiser Treviso, Palma-Nova, Udine, Osopo

und Mantua. Eine Stadt, welche ihm Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hatte, Padua, wurde durch seine Gleichgültigkeit bestraft. Er reiste um diese Stadt, ohne sie zu betreten. Die Thatsache, welche die Unzufriedenheit des Kaisers erweckte, beweist auf der einen Seite die unverbesserliche Neigung jeder Aristokratie, sich gegen neue Männer den Verirrungen einer unverschämten Kühnheit zu überlassen, und ihre schnelle Demüthigung vor der Furcht der Züchtigung; so wie sie auf der andern Seite zeigte, daß man selbst nach dem Frieden von Tilsit Unrecht hätte, die Gesinnungen der Russen nach den des Kaisers Alexander zu beurtheilen. Nachdem die russische Division in Corfu die ionischen Inseln den Franzosen überliefert hatte, war sie nach dem Königreich Italien transportirt worden, wo man ihr die Stadt Padua zum Aufenthaltsorte angewiesen hatte, bis das Kabinet von Petersburg ihr eine bestimmte Richtung vorgeschrieben haben würde. Während der Kaiser, der ein Freund Napoleons geworden, auf eine auffallende Weise mit England gebrochen hatte, fuhren die russischen Offiziere dieser Division fort, ihre Antipathie gegen den Alliirten ihres Gebieters durch unpassende und beleidigende Handlungen zu beweisen, als ob Frankreich und England noch immer im Kriege gegen einander gewesen wären. Die Bürgerschaft von Padua, eine ruhige Zuschauerin der beleidigenden Schritte der Russen, hatte sich der Theilnahme daran enthalten, aber der Adel hatte nicht die gleiche Zurückhaltung gezeigt. Daher die Geringschätzung Napoleons, welcher demselben nicht einmal die Ehre bezeigte, seine Stadt zu betreten. Man war unverschämt gewesen und wurde feig, denn man fürchtete

eine Rache, welche ernste Folgen haben konnte. Man beunruhigte sich, man versammelte sich; die ältesten Familien beschlossen, an den Kaiser einige ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder zu senden, um ihm Versicherungen darbringen zu lassen, welche fähig waren, ihr Unrecht vergessen zu machen. Auf sich selbst nicht sehr vertrauend, kamen die Mitglieder der Deputation auf den Gedanken, zum Wortführer den Plebejer Césarotti zu wählen, einen ausgezeichneten Literaten, von dem man wußte, daß er während der ersten Feldzüge des General Bonaparte bei demselben in besonderer Gunst gestanden hatte. Césarotti, der das Organ der Deputation geworden war, blieb bei unbestimmten Ausdrücken der Ergebenheit und Ehrfurcht stehen; aber der Kaiser spielte auf die ärgerlichen Auftritte an, die kurz zuvor Statt gefunden hatten.

„Ei, Sire," erwiderte der geistreiche Abbé, seinem Auftrage boshaft getreu, „die Adelichen allein sind strafbar; und wenn die Adelichen Padua's Unsinnige sind, müssen deshalb alle Bürger Padua's darunter leiden?"

Die kaustische Freimüthigkeit des Redners und die sehr natürliche Verlegenheit der adelichen Deputirten machten, daß der Kaiser Napoleon lächeln mußte; er sagte ihnen, daß er sich der Vergangenheit nicht mehr erinnern und daß er bei seiner nächsten Reise Padua besuchen würde. Césarotti fand bei dem Kaiser Napoleon das Wohlwollen wieder, welches ihm ehedem der General der italienischen Armee bewiesen hatte. Die Pension, die er von ihm bekam, wurde auf 4000 Francs gesteigert, und er erhielt noch außerdem den Orden der Ehrenlegion. Die Umstände erklären, wie Napoleon bei so umfassender Gewalt für die Massen popu-

lär sein konnte; weil in seinen Augen der erste Adel stets das persönliche Verdienst war.

Während des Aufenthalts des Kaisers in Venedig kam der König von Neapel zu ihm. Außer seinen politischen Interessen als König lag Joseph noch eine Familienangelegenheit am Herzen: Er wünschte seinen Bruder Lucian mit dem Kaiser auszusöhnen. Auf den Rath Josephs begab Lucian sich nach Mantua, und sah dort den Kaiser auf der Durchreise.

Die Ursache von dem Mißverständniß zwischen beiden Brüdern ist die Heirath, welche Lucian ohne Genehmigung des Kaisers schloß. Dieser betrachtete diese zweite Verbindung als nichtig; er verlangte deren Auflösung, indem er sich jedoch erbot, den Kindern aus dieser Ehe, so wie der Mutter, ein hohes und glänzendes Loos zu sichern. Um diesen Preis wollte er Lucian auf den Thron von Portugal setzen, und dessen älteste Tochter aus erster Ehe mit dem Prinzen von Asturien vermählen; die Bitte darum hatte der König von Spanien bereits gethan. Ungeachtet aller Anstrengungen des Kaisers, Lucian zu bestimmen, blieb dieser unbeugsam. Bei der Trennung ließ der Kaiser ihm noch acht Tage Bedenkzeit, um die gemachten Vorschläge zu überlegen; er forderte ihn auf, die Sache sogar mit seiner Frau zu berathen, und ihn dann von seinem letzten Entschlusse in Kenntniß zu setzen. Nach acht Tagen hatte sich der Entschluß Lucians nicht geändert. In diesem Conflict zwischen diesen beiden Brüdern ist die Rolle Lucians ohne Widerrede sehr ehrenwerth. Die Ablegung eines Thrones aus Achtung für die Ehre, für die Pflichten des Gatten und Vaters, ist auch eine Art von Berühmtheit. Vielleicht hätte die

Politik die Nachgiebigkeit Lucians entschuldigt; die Moral zollt seinem großmüthigen Widerstande Beifall.

Sobald der Kaiser nach Mailand zurückgekehrt war, überließ er sich, seiner Gewohnheit nach, der Prüfung aller Fragen, welche für das Glück des Königreichs von Nutzen sein konnten, und er erließ mehrere für Verwaltungsgegenstände wichtige Decrete; aber Handlungen einer höhern Art beschäftigten besonders die öffentliche Aufmerksamkeit. Ein constitutionelles Statut erklärte die Adoption des Prinzen Eugen und bezeichnete ihn, in Ermangelung männlicher, legitimer und natürlicher Kinder, zur Nachfolge in dem Königreiche Italien. Als muthmaßlicher Thronerbe sollte er den Titel eines Prinzen von Venedig annehmen. Ein anderes Statut ernannte den Staatsrath zum berathenden Senat, vermehrte die gesetzgebende Section des Staatsrathes und erhöhte die Dotation des Ordens der eisernen Krone. In der Sitzung der Collegien der possidenti, dotti und commercianti, wo der Kaiser die neuen Statuten mittheilte, nachdem er der italienischen Nation zu den Fortschritten Glück gewünscht hatte, die das Land während die letzten drei Jahre machte, fügte er hinzu: „Die inneren Spaltungen unserer Vorfahren „und ihr elender städtischer Egoismus bereitete den „Verlust aller unserer Rechte vor. Das Vaterland „wurde seines Ranges und seiner Würde enterbt, unser „Vaterland, das in entfernteren Jahrhunderten die Ehre „seiner Waffen und den Glanz seiner Tugenden so hoch „steigerte. Ich werde meinen Ruhm darin setzen, die„sen Glanz, diese Tugenden wieder zu erobern. Bür„ger Italiens! ich habe viel für Euch gethan und ich „werde noch mehr thun, aber Ihr Eurerseits müßt

„mit dem französischen Volke einig im Herzen sein, „wie Ihr es im Interesse thut; betrachtet sie als ältere Brüder, erblickt stets die Quelle unseres Wohlstandes, die Bürgschaft unserer Institutionen und unserer Unabhängigkeit in der Vereinigung dieser eisernen Krone mit meiner Kaiserkrone."

Dieser Rath, daß die Italiener ihre Unabhängigkeit auf ihre Vereinigung mit dem französischen Reiche stützen sollten, war der Rath der Vernunft und Weisheit. Schon haben wir anderwärts die Unklugheit einiger feurigen Köpfe bezeichnet, welche sich vorzugsweise für Patrioten ausgaben, ein Italien träumten, welches durch sich selbst existirte, als ob es der französischen Obergewalt hätte entrinnen können, ohne wieder unter die Oesterreichs zu fallen. Dieser unsinnige Traum unterhielt eine Aufregung, deren verderbliche Folgen nur die mächtige Gewalt Napoleons hindern konnte. Die Männer, die sich solchen Chimären hingaben, konnten nach ihren Absichten recht ehrenwerth sein, aber sie waren sehr schlechte Politiker. Nicht, daß ich nicht gleich ihnen den Wunsch hegte, Italien, wenn auch nicht zu einem einzigen Staatskörper vereinigt zu sehen, denn die Eifersucht seiner zehn Hauptstädte scheint das unmöglich zu machen, aber doch wenigstens als einen großen Bund von Völkern oder Fürsten, welche von Oesterreich eben so unabhängig sind, als von Frankreich; aber 1807, wo Frankreich in einem Kampfe begriffen war, bei dem es die allgemeine Unterstützung des Continentes bedurfte, um gegen England zu ringen, war es nicht sehr vernünftig, zu wollen, daß der Kaiser Napoleon nicht alle Streitkräfte in seiner Hand behielte, über die er gegen seinen Feind verfügen konnte.

Dabei bemerke ich noch, daß die augenblickliche Lage Italiens durchaus einen fremden Herrn für dasselbe nothwendig machte, und keiner konnte dies mit größerem Vortheile für das Land selbst sein, als der Kaiser Napoleon.

Der Vertrag, der kürzlich in Fontainebleau (am 27. October) zwischen Frankreich und Spanien geschlossen worden war, und dessen Anordnungen wir bereits bekannt gemacht haben, hatte dem französischen Kaiserreiche eine neue Territorialbesitzung in Spanien verschafft. Nach diesem Vertrage empfing der König von Hetrurien, in Austausch gegen Toskana, welches an Frankreich abgetreten wurde, in Portugal ein neues Königreich, welches aus dem Duero und Minho bestand und den Titel eines Königreichs von Nordlusitanien führte. Portugal war ganz erobert worden; in diesem Augenblicke hielten es die französischen und spanischen Truppen besetzt, aber der Lauf der Ereignisse, die bald anbrechen werden, erlaubt dem jungen Könige nicht, die Provinzen in Besitz zu nehmen, die zu seinem neuen Königreiche bestimmt waren. Der erste Theil des Austausches war indeß bereits erfolgt. Eine Proclamation der Königin-Regentin, Maria Louise, verkündet dem Volke von Toskana, daß ihr Sohn, berufen andere Unterthanen zu regieren, aufhöre, hier Herrscher zu sein, und daß ihr neuer Herrscher der Kaiser Napoleon wäre.

Es wäre nicht großmüthig, sich streng über die Aufführung von Fürsten zu zeigen, welche das Spielwerk von dem Ehrgeize eines stärkeren geworden waren; indeß sind wir es der Wahrheit schuldig, zu sagen, daß die Königin von Hetrurien ihre Lage nicht begriff; daß

sie auf der einen Seite für Frankreich eine nicht sehr treue Alliirte gewesen war, und daß auf der andern Seite ihre blinde Unterwerfung unter dem Einfluß des römischen Hofes, der damals dem Kaiser nicht geneigt war, in Paris mißfallen mußte, während sie zugleich ihre Regierung nicht sehr erfreulich für ein Volk machte, welches noch von den Erinnerungen an den Erzherzog Leopold erfüllt war.

Die französische Verwaltung, welche auf die ihrige folgte, konnte eben so wenig den Charakter der Erzherzöge haben; aber ungeachtet des Uebelstandes der Neuerungen, die ihr nothwendiges Gefolge bildeten, mußten die Verbesserungen, deren Einführung sie zum Zwecke hatte, dem Lande nützlich und der Regierung vortheilhaft sein. In Toskana, wie in dem Königreiche Italien, wurden zahlreiche Landstraßen eröffnet oder verbessert; die Akademien und Universitäten erlangten Begünstigung und Schutz; alle Industriezweige, Seidenbau, Weberei, Strohflechterei, Alabaster erhielten Ermuthigungen, und es wurden Maßregeln getroffen, das Interesse Livorno's dem streitenden Interesse Marseille's gegenüber zu bewahren. Die Wahrheit dieser Thatsache ist nicht verdächtig. Ich finde sie in der Geschichte Italiens ausführlich angegeben, dessen Verfasser, wie man weiß, mit dem Lobe Napoleons nicht freigebig ist. In der That gehört, seiner Meinung nach, dem Kaiser nicht das Verdienst des Guten, welches in Toskana geschieht, sondern der Junta, die mit der Organisation dieses Landes beauftragt ist. Weit sei von uns der Gedanke entfernt, irgend Jemanden, wer es auch sei, die Ehre seiner guten und glorreichen Handlungen streitig machen zu wollen; aber

wir glauben, daß die Agenten, welche das herrschende Interresse Frankreichs mit dem der Länder, die sie verwalten, am Besten zu vereinigen wissen, die sind, welche den Absichten des Kaisers am Besten entsprachen, und es wird uns wenigstens erlaubt sein, ihm die Gewandtheit seiner Wahl anzurechnen.

Auf der Reise des Kaisers in Italien war sein Aufenthalt in Turin für Piemont ebenfalls nicht unfruchtbar. Auch dort wurden Befehle gegeben, die schon begonnenen Arbeiten fortzusetzen und noch neue anzufangen. Unter diesen letztern erwähnen wir eines Planes, welcher befahl, einen Kanal zu graben, der den Po mit dem mittelländischen Meere vereinigen sollte.

Ich sprach von den Festen in Venedig, aber ich überging die in Turin und Mailand mit Stillschweigen; man begreift sie und kann sich von ihnen leicht ein Bild machen. Jetzt verdammen wir mit philosophischem Stolze die bis zur Anbetung getriebenen Huldigungen, mit denen man den Kaiser umgab, und besonders in Italien; aber wenn eben der Mann, der seit länger als zehn Jahren die Welt durch den Glanz seiner kriegerischen Thaten blendete, sich als Wohlthäter der Länder zeigte, die ihm eine neue Existenz verdankten; wenn ein jeder Schritt durch Schöpfungen aller Art, durch großmüthige und erhabene Pläne, die sämmtlich den Zweck öffentlicher Nutzbarkeit hatten, bezeichnete; — wie hätten dann Völker, die lange nur von unthätigen oder unbedeutenden, wo nicht gar bösartigen Herrschern regiert wurden, in dem Ausdrucke ihrer Dankbarkeit die Uebertreibung vermeiden können? Die allzu kurzen Augenblicke, welche von dem Frieden zu

Tilsit bis zu dem spanischen Kriege verflossen, sind in meinen Augen die schönsten Tage der Regierung Napoleons. Die Verkettung der großen Fragen, die aus den Verträgen zu Tilsit entsprangen, welche uns dahin brachten, die gegenwärtige Lage Frankreichs zu dem Hofe von Rußland, zu dem Hofe von Wien und der amerikanischen Regierung aus einander zu setzen, so wie die Ereignisse in Spanien, Portugal und Italien zu schildern, hat uns bisher noch nicht erlaubt bei der Sorgfalt zu verweilen, welche der Kaiser der innern Verwaltung Frankreichs widmete. Für ihn haben Geschäfte der entgegengesetzten Art eine gleiche Wichtigkeit; die Verwaltung im Innern und die Politik nach Außen halten bei ihm Schritt. An demselben Tage umfaßte er eine, wie die andere, in allen ihren Details; sie folgen sich in seinem Geiste, ohne sich zu kreuzen oder zu schaden. Die ganze Kraft seines Verstandes gehört dem augenblicklichen Gegenstande an, und die Angelegenheit, die er behandelt, scheint stets die einzige zu sein, mit der er sich beschäftigt. Die Rolle des Geschichtschreibers ist nicht dieselbe. Was der Kaiser fast zu gleicher Zeit vollbringt, können wir nur in getrennten Abtheilungen erzählen und die Materien zusammenstellen, welche unter einander den meisten Zusammenhang haben. Das wollen wir in Bezug auf die vorzüglichsten Gegenstände der innern Ordnung thun, welche während der letzten Monate des Jahres 1807 die Aufmerksamkeit des Kaisers besonders beschäftigen werden. Wir haben den Kaiser laut getadelt, daß er die glänzende Stellung, in welche die Verträge von Tilsit ihn brachten, mißbrauchte, um unsere constitutionellen Einrichtungen zum Vortheil seiner

Gewalt zu modificiren; wir können diese Gewaltsamkeit niemals entschuldigen, aber man darf sagen, daß er selbst sucht, dafür Verzeihung zu erlangen, indem er den beständigen Willen kundgiebt, die Ausübung dieser Gewalt fruchtbringend, heilsam und glorreich für Frankreich zu machen.

Kaum in das Schloß der Tuilerien zurückgekehrt, umgaben ihn seine Minister; alle haben ihm gut gedient, und er richtet an alle Worte der Zufriedenheit. Er verkündet ihnen, daß er seine Funktionen als Premier-Minister *) wieder antreten wolle, nachdem er den Feldherrn gemacht habe. Eine Ordnung der Arbeit wurde sogleich für die verschiedenen Departements entworfen; jedes Departement soll seine bestimmten Tage und Stunden haben, und, um das zu bewirken, was er seine großen Revüen nennt, ordnet er eine Reihenfolge von Ministerconseils an, die weder durch die Pflichten der Etikette, noch durch die Inspection

---

*) Die Doctrinen der repräsentativen Regierung waren damals noch nicht so klar, als sie jetzt für uns sind. Napoleon kannte kaum den jetzt so gewöhnlichen Ausdruck: „Der König regiert, aber er herrscht nicht.“ — Hätte er ihn der Schwere nach gekannt, so lag es doch nicht in seiner Natur, sich demselben zu unterwerfen, und wäre er selbst dazu fähig gewesen, hätte es ihm doch die damalige Ordnung der Welt vielleicht nicht gestattet. Auf der entgegengesetzten Bahn, die er verfolgte, hat er gute und böse Beispiele gegeben, nur mit dem Uebelstande, daß zu dem Guten, welches er vollbrachte, er selbst nöthig war, während bei seinen schlimmen Werken nichts so leicht ist, als sie nachzuahmen. Sein Leben bietet übrigens den Fürsten für die constitutionelle Regierung eine große Lehre. Indem er die ganze Verantwortlichkeit auf sich zog, setzte er seine Krone auf das Spiel, und er hat sie verloren.

der Arbeiten in der Hauptstadt, noch durch die nothwendigen Feste, und selbst nicht einmal durch die Sitzungen des Staatsrathes unterbrochen werden, denen er mit großer Pünktlichkeit beiwohnt. Den ganzen Theil der Thätigkeit, den die militärischen Combinationen in Anspruch genommen hatten, wendet er jetzt auf die inneren Angelegenheiten. Daher eine Menge von Maßregeln, von Plänen, von zu lösenden Fragen, von Discussionen aller Art; aber in allen seinen Plänen, wie in allen seinen Handlungen, herrscht ein Gefühl, welches sie adelt, rechtfertigt oder entschuldigt: die Liebe zu der Größe und dem Glücke Frankreichs.

Einen von den Gedanken, die ihm am meisten zulächelten, war die Verbannung des Bettelns. „Alles," schreibt er in September 1807 an seinen Minister des Innern, „muß so geordnet sein, daß man sagen kann: „jeder Bettler wird arretirt; ihn aber zu verhaften, „um ihn in das Gefängniß zu bringen, wäre barbarisch „und abgeschmackt. Man muß ihn nur arretiren, um „ihn zu lehren, wie er durch seine Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen kann. Es wäre ein Irrthum, „diesen Gegenstand anders, als wie etwas Großes, zu „betrachten. Es handelt sich um eine Operation, zu „der acht bis zehn Millionen ausgegeben werden müssen."

„Ich lege," sagt er in einem andern Briefe vom November, „auf die Verbannung der Bettelei eine große „Wichtigkeit und eine hohe Idee des Ruhmes. Man „darf nicht über diese Erde schreiten, ohne Spuren zu „hinterlassen, welche unsern Namen der Nachwelt empfehlen."

Nachdem er von den verschiedenen Unternehmun-

gen gesprochen hat, die er beschleunigen will, wie von den Kanälen und dem Austrocknen der Sümpfe, fügt er hinzu: „Ich wünsche, daß zu Anfang der schönen „Jahreszeit Frankreich das Schauspiel eines Landes „ohne Bettler biete, und in welchem die Bevölkerung „in Bewegung sei, das ungeheure Gebiet zu verschö„nern und productiv zu machen. Die Winterabende „sind lang; füllen Sie Ihre Portefeuilles, damit wir „während dieser drei Monate die Mittel berathen kön„nen, zu diesen großen Resultaten zu gelangen."

Um die Anwendung der Gemeindegelder nützlich zu machen, welche seiner Meinung nach nur zu oft zu übelverstandenen Gegenstände verwendet werden, suchte er die Ausgabe für die Gefängnisse ihnen zur Last zu legen. „Das," sagt er, „würde für diesen Dienst sehr „vortheilhaft sein, da der Einnehmer so in der Nähe „der Ausgeber wäre."

Unter allen Arbeiten, welche den Kaiser am meisten beschäftigten, standen die Kanäle oben an. Seine Absicht war, durch den Verkauf eines beendigten Kanales die nöthigen Fonds zu erhalten, um einen andern zu unternehmen. „Ich möchte (November) den „Kanal von Saint-Quentin verkaufen, um die Arbei„ten des Scheldekanals zu beschleunigen, den Kanal „von Orleans und den Kanal von Burgund zu betrei„ben; selbst den Kanal von Languedoc möchte ich ver„kaufen, um den Ertrag dieses Kanals zu der Errich„tung dessen, zwischen dem Rheine und der Saone zu „verwenden. Sind diese Kanäle beendigt, so würde „ich sie wieder verkaufen, um noch andere zu bauen. „Mein Zweck ist, die Dinge im Gegensatz zu England „zu unternehmen. In England hätte man zu dem Ka-

„nal von Saint-Quentin eine Abgabe bewilligt, und „die Regierung hätte ihm Capitalisten erbzinslich über„lassen. Hier dagegen habe ich den Bau dieses Kanals „begonnen; er kostet mich, glaube ich, acht Millionen „und trägt mir 500,000 Francs. Ich verliere daher „nichts, wenn ich ihn einer Compagnie für den Preis „verkaufe, den er mich kostet. Ich bitte Sie, mir dar„über einen Bericht zu erstatten, sonst sterben wir, ehe „wir diese drei großen Kanäle haben befahren sehen."

Er prüft hier die Zeit, welche die Arbeiten nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge kosten würden. Die Länge der Dinge erschreckte ihn; es wären zwanzig Jahre erforderlich. „Was kann nicht während dieser „Zeit Alles geschehen? Kriege, untüchtige Männer „werden kommen und die Kanäle werden unvollendet „bleiben. Man könnte für jeden 3 bis 4 Millionen „jährlich ausgeben, und in 5 bis 6 Jahren könnten wir „alle drei beschiffen sehen."

Nach einigen Bemerkungen über Erkundigungen, die einzuziehen sind, fährt er fort: „Vielleicht würde „das dahin führen, eine Casse für öffentliche Arbeiten „zu errichten, in welche die Fonds der Straßen, der „Schiffahrt ꝛc. unmittelbar fließen. Durch diese Ein„richtung würden wir das Ansehen des Territoriums „verändern. Keine Gelegenheit ist günstiger, als diese. „Da ich Fonds dazu bestimmt habe, die Generale und „Officiere der großen Armee zu belohnen, können diese „Fonds ihnen eben so gut in Actien auf die Kanäle, „als in Fonds auf den Staat gegeben werden. Es „verdrießt mich, daß der Kanal von Charlemont noch „nicht gebaut ist. Wenn Sie die Compagnie errich„ten, werde ich Ihnen so viel Actien geben, als sie

„wollen. Ich setze den Ruhm meiner Regierung darin, „die Oberfläche von dem Territorium des Reiches zu „verändern. Die Ausführung dieser großen Arbeiten „ist eben so nothwendig für den Nutzen meiner Völ„ker, wie zu meiner eigenen Befriedigung.“ Dank der glücklichen Lage der Finanzen, mußte der Kaiser beständig seinen Minister daran erinnern, daß zu den verschiedenen Arbeiten Fonds bereit wären, über die er nicht schnell genug verfügte.

Die Stadt Paris ist oft der Gegenstand seiner Sorge, aber er hat für sie keine ausschließliche Vorliebe. „Dieses System, der Hauptstadt Fonds vorzu„schießen, um ihre Zweige der Einkünfte zu vermeh„ren, hat auch den Zweck zu ihrer Verschönerung bei„zutragen. Meine Absicht ist, dies auch auf andere „Departements auszudehnen.“

Wie groß auch die Wichtigkeit sein mag, die er auf die Erleichterung der inneren Communicationen legt, will er in dieser Beziehung doch nur unternehmen, was wahrhaft nützlich ist. Für sein Geburtsland Corsica könnte sein Gefühl der Vorliebe ihn wohl bewegen, einige Arbeiten mehr als anderwärts zu billigen. Dem widersetzt sich sein Geist der Gerechtigkeit. Er findet, daß für dieses Departement zu viel gethan wird. Seiner Meinung nach genügten für Corsica zwei große Straßen, die eine von Ajaccio bis Bastia, die andere von Bastia bis Saint-Florent. Er macht die sehr richtige Bemerkung: „Eine Insel bedürfe weniger der großen Straßen, als eine Provinz des Continents, da für sie das beste Mittel der Communication das Meer sei.“

Derselbe Geist der Gerechtigkeit findet sich in

allen seinen Handlungen wieder. Indem er sich mit der Ausfuhr und Einfuhr des Königreichs Italien und Frankreichs beschäftigt, bewegt ihn daher auch sein Wunsch, den französischen Handel zu begünstigen, nicht dies auf Kosten des Königreichs Italien zu thun. Er befiehlt, daß Maßregeln getroffen werden sollen, die Interessen beider Staaten auszugleichen.

Seine Vorsicht, die ihn eines Tages verrathen und ohne Vertheidigung gegen die Strenge des Winters lassen wird, stellt ihn jetzt auf seine Hut, gegen alle mögliche Hypothesen. „Der Minister des Innern," schrieb er in den ersten Tagen des Septembers, „darf „nicht außer Acht lassen, daß es dies Jahr wahrschein„lich sehr kalt wird, und daß der Fluß vielleicht schon „am 20. November gefroren ist." Der Kaiser fordert ihn auf, ihm bekannt zu machen, ob in diesem Falle die Verproviantirung von Paris an Holz, Kohlen und Mehl hinreicht.

Neben diesem wichtigen Punct wegen der Verpflegung von Paris, warf er mehrere Fragen über die Errichtung öffentlicher Kornböden auf. „In welchem „Falle könnten zwei Millionen Centner Korn für Paris „herbei geschafft werden, und besteht die Nothwendig„keit dafür."

Daraus entsprangen Berechnungen über das Capital, welches eine solche Verpflegung erfordern würde, und über die Ausgabe der Unterhaltung. Um diese Frage zu lösen, war er der Meinung, daß man Kenntniß von dem einziehen müßte, was sich in einem bestimmten Zeitraume zugetragen hätte, um danach zu beurtheilen, ob der Vortheil der Regierung dem Opfer angemessen sein würde. Dann erwägt er den Gedan-

ken, die öffentlichen Kornböden in eine Art von Pfandhaus zu verwandeln, und den Landwirthen, gegen Niederlegung ihres Kornes, zu borgen. Dann ging er zu einer andern Combination über. „Wäre es nicht, „statt in Paris einen einzigen öffentlichen Kornboden „zu haben, besser, die Magazine zu theilen, eines an „den Zusammenfluß der Oise und Seine zu legen, ei„nes in den Mittelpunkt von Soisson und eines in „den von la Brie?" Diese verschiedenen Fragen sollen gut oder schlecht gelöst werden, so beweisen sie doch sämmtlich die Sorgfalt des Kaisers für das Wohl der Bürger.

Die verschiedenen Industriezweige sind der beständige Gegenstand seiner Aufsicht. Die Fabriken von Lyon scheinen ihm einige der Eigenschaften verloren zu haben, welche sie sonst dem ganzen Europa empfahlen. Er wünscht, zu den Ursachen dieses Verfalles zurückzugehen, um ihnen abzuhelfen.

Seine Absicht war, die Cultur der Baumwolle in den südlichen Provinzen des Reiches einzuführen. Seine Gesandtschaft in Spanien verschaffte ihm Saamen aus den Baumwollensammlungen von Yvica und Valencia.

Die Pflicht eines Fürsten ist nicht immer zu thun, sondern oft auch zu verhindern. Da man den Kaiser dem Andenken einiger berühmten Namen unserer Geschichte hatte huldigen sehen, strengten die Präfecten sich an, die Erinnerung an vergangene Zeiten auszukramen. Einer kam auf den Gedanken, ein Fest zu Ehren Thibaut's, dem Grafen von Champagne, zu geben, und ein Anderer wollte der Agnes Sorel ein Denkmal errichten. Der Kaiser verwarf diesen letztern Ge-

danken, als sehr wenig moralisch, und in Bezug auf den Ersteren fand er es lächerlich, daß man sich damit unterhielt, die Erinnerung an Männer zn wecken, die kein glänzendes Verdienst gehabt hätten. — Unter den damaligen Beamten waren viele glühende Republikaner gewesen. Nachdem sie die monarchische Bahn betreten hatten, gingen sie darauf weiter, wie der Kaiser. Eben weil der Monarch neu war, wollten sie ihm den Glanz des Alters verleihen, indem sie ihn mit alterthümlichen Dingen umgaben.

Von allen Zweigen des Dienstes, welche der Kaiser seiner Prüfung unterwarf, waren die Finanzen der, welcher seine meiste Arbeit und Zeit in Anspruch nahm. Die Masse der Zahlen erschreckte ihn nicht. Er ordnete die Ausgaben von 1806 und bestimmte das Budget für 1808. Ungeachtet des glücklichen Zustandes der Finanzen, bestand doch noch immer eine Verlegenheit für den Schatz, nämlich die Nothwendigkeit, in Folge des Unterschiedes zwischen der wirklichen Einnahme und den nothwendigen Ausgaben zu lästigen Mitteln zu schreiten. Wir setzten bereits die Uebelstände aus einander, welche die Methode hatte, die in dieser Beziehung bis 1806 befolgt wurde, so wie die Verbesserungen, die seitdem durch die Berichtigung des Beitreibesystems hervorgebracht wurden; die Schwierigkeit war aber doch noch nicht ganz verschwunden, und der Schatz blieb für ungefähr 80 Millionen mit einer Menge von kleinen Anleihen für bestimmte Frist in Rest. Da kam der Krieg den Finanzen zu Hülfe. Die Siege von Austerlitz und Friedland liehen dem Schatze. Der Kaiser bestimmte, daß die Kasse der außerordentlichen Kriegscontributionen, die in Oesterreich

und Preußen erhoben wurden, dem Schatze die Summe von 84 Millionen Franken vorschießen sollte. Die Abtheilung der außerordentlichen Domainen blieb die Besitzerin dieses Capitals und empfing die Interessen davon. Den Ertrag dieser Interessen verwendete der Kaiser zu jährlichen Belohnungen für die Marschälle, Generale und Offiziere, die sich ausgezeichnet hatten, und selbst für die Soldaten, die durch glänzende Thaten eine Recht auf sein Wohlwollen erlangten.

Die Sparsamkeit, welche Napoleon für die Ausgaben der Regierung einführte, herrschte im höchsten Grade bei denen seines eigenen Hauses. Man wird dem kaiserlichen Hofe gewiß nicht den Vorwurf machen, daß es ihm an Pracht gemangelt habe, und doch verwendete er auf diese Ausgaben des Hofes noch nicht die Hälfte seiner Civilliste. Von den 25 Millionen, die ihm bewilligt waren, ersparte er jedes Jahr 12 bis 15 Millionen. Mit Hülfe dieser Ersparnisse stellte er die ehemaligen königlichen Residenzen wieder her oder verschönerte sie; er bereicherte sie mit einem Mobiliar, dessen Werth 24 Millionen überstieg, eine Ausgabe, welche noch überdies den Vortheil hatte, unsern Manufacturen Arbeit zu geben; endlich ließ er noch verschiedene nützliche Arbeiten ausführen, und befreite so das Staatsbudget von den Ausgaben dafür. Nie wurde ein Privatvermögen mit mehr Ordnung verwaltet und einer strengeren Aufsicht unterworfen, ohne daß man deshalb die Spuren einer Knickerei bemerkt hätte, welche dem Glanze und dem Pompe nachtheilig gewesen wären, mit denen der Thron eines großen Reiches umgeben sein muß. Um die finanzielle Organisation der Regierung zu vervollständigen, mangelte noch eine Anstalt,

welche für die Verwaltung der öffentlichen Gelder hinreichende Bürgschaft gab. Freilich existirte eine Commission, welche beauftragt war, in dieser Beziehung das letzte Urtheil zu fällen; aber der Zweck wurde nicht erreicht. Die Unzulänglichkeit dieser Commission erweckte bei dem Schatzminister die Idee, zu ihrer Vervollkommnung eine Behörde wieder einzuführen, welche durch die Revolution aufgelöst war, nämlich die Rechnungskammer. Der dem Kaiser vorgelegte Plan wurde nicht in seiner ganzen Ausdehnung angenommen. Der vorgeschlagene Plan begründete ein Obertribunal, welches von der Verwaltungsbehörde getrennt war und die Unabhängigkeit hatte, welche die Unabsetzbarkeit giebt, und sich gewissermaßen zwischen die Regierung und die Nation stellte, um zu urtheilen, ob die, welche an der Verwendung der öffentlichen Gelder Theil genommen hatten, sei es als Agenten der Einnahmen und Ausgaben, sei es selbst als Anordner, weder der Veruntreuung, noch der unregelmäßigen Verwendung anzuklagen wären; ob die Abgaben, die durch die Finanzgesetze jedes Budgets bewilligt und in ihrem gesetzmäßigen Verhältnisse eingezogen wären, auch eben so gesetzmäßig durch das Ministerium, den öffentlichen Schatz und die verschiedenartigen Agenten verwendet seien. Unabsetzbare Beamte, für deren Ehrgeiz die Natur ihrer Functionen selbst einen eigenen Wirkungskreis vorschrieb, mußten auf die Minister den einzigen Blick richten, denn diese fürchten den Blick eines Nebenbuhlers. Der einzige Sporn, der ihnen Erfolg versprechen konnte, war der, gerecht zu sein. Ihr Tadel, selbst wenn er den ersten Mann des Staates traf, hätte dem öffentlichen Gange der Geschäfte nie schaden kön-

nen, da er sich immer nur auf zwei Jahr wegen stattgefundener Operationen bezog.

Dies war der erste Entwurf des Planes zu der Begründung einer neuen Rechnungskammer. Eine freie Regierung hätte eine solche Institution nicht anders verstanden. In dem Gesetze muß ein Prinzip der Oberaufsicht über die ersten Beamten des Staates begründet sein. Aus eben diesem Grunde konnten die Absichten, welche den Plan veranlaßten, nicht sämmtlich dem Kaiser Napoleon zusagen. Die ganze Verwaltung in seinen Händen concentrirend, wollte er keiner Behörde, wie sie auch heißen mochte, das Recht verleihen, die Anordnungen zu prüfen. Dieses Recht behielt er sich allein vor, und um es mit Sachkenntniß ausüben zu können, beauftragte er die Rechnungskammer, Beobachtungsbücher anzulegen, über welche er sich selbst das alleinige Urtheil vorbehielt. Unter der Herrschaft eines Mannes, der selbst sein Premierminister war, war vielleicht das angenommene System eher ein Uebelstand. Bei einer anderen Ordnung der Dinge wäre das nicht der Fall, besonders bei einer Regierung, bei der die Verantwortlichkeit der Minister existirt. Im Interesse des Landes, wie in dem der Minister selbst, hätte die Rechnungskammer den Zweck ihrer Einsetzung nicht ganz erfüllt, so lange die Handlungen der Anordner von Abgaben nicht mehr oder minder direct ihrem Urtheil oder ihrer Prüfung unterworfen waren. Die Einsetzung des Rechnungshofes und die Annahme eines Handelscodex waren die wichtigsten legislativen Maßregeln von 1807.

Die Sorgfalt des Kaisers, sich überall eine persönliche Intervention vorzubehalten, wie bei der Rech-

nungskammer, stützte sich zu gleicher Zeit auf seinen Charakter, so wie auf seine Ansicht von der Macht. Sein Prinzip, gut für ihn und die Regierung, die er sich gebildet hatte, war, daß der Fürst Alles sehen, Alles leiten muß. Es mußte wohl so bei einer Ordnung der Dinge sein, bei der die Minister nur gegen den Herrscher verantwortlich waren; sonst hätte die Verantwortlichkeit nirgends Statt gefunden. Der Schatzminister dachte also, nachdem das Budget einmal geordnet sei, komme es der Schatzkammer zu, jedem Minister die ihm überwiesenen Einkünfte zu Zwölftheilen einzuhändigen. Napoleon theilte diese Ansicht nicht. Durch ihn selbst sollte jeden Monat der den verschiedenen Departements nöthige Theil bestimmt werden.

„Die ihm vorgeschlagenen Bahn," sagte er, „sei nur für solche Fürsten gut, welche die Berechnung der Zahlen verschmähten. Die Methoden vertheidigten sich nicht selbst; die Gesetze allein regierten die Menschen nicht, und in Frankreich weniger, als anderwärts; Frankreich sei für die Monarchie geschaffen, aber es müsse die Hand des Monarchen fühlen; sie rufe sie an, doch selten klage sie dieselbe an; man müsse den Ausruf nicht vergessen, durch den die französischen Bauern sich ehedem über die Plackereien der Subalternen trösteten: „Ach, wenn der König das wüßte!" — Glauben Sie mir, ich habe gute Gründe, auf diesem Sitze nicht einzuschlafen; ich kenne die französische Nation; sie weiß mir meine langen Nachtwachen Dank; ich bin diese den Anstrengungen schuldig, die ich von ihr fordere, und dem Beispiele so vieler Männer, deren Thätigkeit ich nur durch die meine aufrecht halte, deren Verirrungen ich nur durch meine Aufsicht verhin-

dere; diese Aufsicht muß stets wachsam sein und sich über alle Details erstrecken. Ich suche nicht die kürzesten Wege auf; ich fürchte weder die Anstrengung noch die lange Weile der langen Straßen; sie bieten mir mehr Sehenswerthes."

In diesen Maximen erkennt man die Ansicht von der Regierung Napoleons. Bei einem Manne seines Schlages that das System weniger Böses, als es bei jedem andern hätte thun können; aber an und für sich selbst ist es doch stets gefährlich, da es von der Person des Fürsten allein die gute Verwaltung eines Landes abhängig macht, und so das Land ohne eigentliche Bürgschaft läßt. Nach dieser Art, seine Pflichten zu betrachten, hatte er, seitdem er als Consul und Kaiser an die Spitze der Geschäfte kam, unabhängig von seinen officiellen Agenten, eine Menge von Correspondenten, die einander unbekannt waren, und ihm Alles schreiben durften. Unter diesen Correspondenten befanden sich natürlicher Weise Männer von Verdienst und gewöhnliche Menschen, sehr achtungswerthe, auch andere, die es nicht waren. Indessen faßte er nie Beschlüsse, sei es über Menschen, sei es über Dinge, als nach den Forschungen, die sich auf die Grundsätze der Gerechtigkeit stützten. Man wäre gänzlich im Irrthum, wenn man in dieser geheimen Correspondenz ein System förmlicher Angebung sehen wollte. Die Berichte, wie er sie verlangte, hatten die Anklage der Personen nicht zum Zwecke. Sie sollten dem Parteigeiste nicht dienen; sondern nur der Leidenschaft des Gebieters, Alles zu wissen, um stets über neue Anstrengungen gebieten zu können, indem er bewies, daß man nicht genug thue. Zuweilen lachte er über die Unwissenheit

seiner Correspondenten; er warf ihnen dies aber nicht vor. Dadurch hätte er sie entmuthigt, und er glaubte, ihrer zu bedürfen, um in seinen Hauptagenten jene Geistesunruhe zu erhalten, die ihn selbst bewegte, und die er als die erste Eigenschaft eines Staatsmannes betrachtete. Die Aufgabe seiner Correspondenten war verschiedenartig vertheilt. Die einen lieferten monatlich einen Artikel, die andern wöchentlich; diese über den Gang der Verwaltung, jene über die höchsten Fragen des öffentlichen Wohles. Man war des Geheimnisses gewiß. Er selbst verbrannte alle Papiere. Man hat seitdem nur die kennen lernen, die es selbst für zweckmäßig befanden, sich zu erkennen zu geben. Aus diesem Verlangen des Kaisers, Alles zu wissen, entsprang ein ernster Uebelstand, nämlich das Bedürfniß für ihn, mehr zu thun, als zu herrschen, die Gewohnheit, ohne Unterlaß zu regieren und persönlich mehr zu thun, als jeder seiner Minister.

Der Kaiser, welcher so viele Neuerungen verschiedener Art versuchte, war Routinier in Allem, was die Verwaltungsmaßregeln betraf. Er liebte es, Alles auf die Tradition zu stützen, indem er, wie er sagte, mehr den Erinnerungen, als den Versuchen vertraute.

Es ist gewiß ein sehr verständiges Princip, sich nach dem Positiven der Thatsachen zu richten, und sich nicht leichtfertig Theorien hinzugeben; dies Princip aber hemmt jede Art des Fortschrittes, wenn es zu weit getrieben wird. Eines von den Wörtern unserer Sprache, welches der Kaiser am unpassendsten anwendete, war „ideolog." Mit diesem Worte bezeichnete er die Männer, welche in ihren Meinungen und in ihrem Charakter unabhängig waren. „Ich will ein Gesetz

berathen lassen, welches nicht in dem System von euch Ideologen liegt," sagte er eines Tages zu einigen seiner Minister, „das soll Alles für Wucher erklären, was die Interessen von 5 Procent übersteigt."

Als der Antrag von dem Staatsrathe angenommen war, wurde er in ein Gesetz verwandelt, welches noch besteht. Diese ironischen Anspielungen hinderten ihn jedoch nicht, den Männern, deren Ansicht nicht immer die seinige war, alle Achtung zu zollen, die ihnen gebührte. Einer seiner Minister, der sich in den Ausfällen gegen die Neuerer persönlich bezeichnet wähnte, hielt es für zweckmäßig, ihm darüber zu schreiben, worauf Napoleon ihm antwortete: „Ich verstehe Ihren Brief nicht. Ich könnte mich sogar dadurch verletzt fühlen, wenn er mir nicht die Gelegenheit böte, Ihnen die Versicherung der Zufriedenheit mit Ihren Diensten zu erneuern, wovon ich Ihnen nächstens einen auffallenden Beweis zu geben gedenke."

Einige Tage darauf bewilligte er ihm eine Gratification an Geld, und schmückte ihn mit dem Großkreuze eines ausländischen Ordens. Dieser Fall zeigt, wie so mancher andere, die Falschheit dessen, was man über seine vorgebliche Härte gegen seine ersten Beamten gesagt hat. Es ist sehr wahr, und wir wollen es keineswegs verhehlen, daß er in seinen Kabinetsgesprächen, und wenn mehrere Zeugen zugegen waren, zuweilen seine Ideen auf eine sehr schneidende und mitunter despotische Weise aussprach. Nachdem er Alles gethan hatte, um die Ueberzeugung zu erwecken,*) schien er,

---

*) Herr von Talleyrand nannte diese kaiserlichen Plaudereien Getratsch.

wenn ihm dies nicht gelang, sie zu gebieten, oder wenigstens die stillschweigende Zustimmung zu fordern. Wenn er so gesprochen hatte, berief er sich auf das Urtheil der anwesenden Personen, und es fehlte nie an Braven, die ihm zu Hülfe eilten. Zuweilen kehrte er auch um, und beschämt darüber, sich selbst Recht zu geben, indem er seine Vortheile mißbrauchte, suchte er sich deshalb zu entschuldigen. „Gestehen wir," sagte er eines Tages, indem er auf seinen Armsessel deutete, „daß man auf einem solchen Sitze leicht Verstand haben kann."

Um Alles zu sagen, müssen wir noch hinzufügen, daß er in Folge einer Schwäche, die allen Menschen gemein ist, den mehr achtete, der ihn muthig widersprach, aber eine größere Neigung für die hatte, die stets bereit waren, seiner Meinung beizutreten. Außerdem hatte die kaiserliche Polemik den ungestümen Ton nur für die Controverse in Gegenwart mehrerer Zeugen *). Das war eine Rolle, die er, meiner Meinung nach, mit Unrecht für seine Lage nothwendig hielt. War der Vorhang herunter gelassen, so waren auch die Schauspieler verschwunden. Die Metamorphose war vollständig. Niemand war wohlwollender und aufmerksamer in Privatgesprächen. Er hörte mit Kaltblütigkeit zu, prüfte mit Geduld und ertrug vortrefflich eine abweichende Meinung. Es giebt keinen Beamten, welcher bei ihm Zutritt erlangte, der nicht schmeichelhafte und zuweilen rührende Erinnerungen bewahrt haben würde.

---

*) Es ist hier nur die Rede von den Gesprächen in seinem Kabinette, und nicht von den Sitzungen des Staatsrathes, wo er die größte Unabhängigkeit der Discussion zugab und wünschte.

Wenn es ihm widerfuhr, daß er irgend einen achtbaren Menschen gekränkt hatte, so suchte er bald die Gelegenheit, es ihm vergessen zu machen. Er fragte eines Tages, ob ein Staatsrath, der eben einer Sitzung beigewohnt hatte, nicht krank sei. Man erinnerte ihn daran, daß er einige Tage zuvor mit Strenge zu ihm gesprochen hatte. „Er hat sehr Unrecht, daran zu denken,“ erwiderte der Kaiser, „ich erinnere mich nicht mehr daran;“ — und die Ungerechtigkeit, die er sich vorwarf, wurde für ihn eine Gelegenheit der Gunstbezeigung gegen den, der sich über ihn zu beklagen gehabt hatte. Da die Fragen der auswärtigen Politik, die in dem Jahre, welches wir betreten, vor uns entwickelt werden, sich in einander verschlingen, ohne für einige Zeit unterbrochen werden zu können, glauben wir, durch einen leichten Vorausschritt um zwei oder drei Monat, hier eine Verordnung des Innern angeben zu müssen, welche dem Monat März 1808 angehört, eine politische Fundamentalacte, die das Princip aller Constitutionen, welche Frankreich sich seit 1789 gab, wesentlich modificirt; diese wichtige Acte ist die Wiederherstellung der erblichen Titel. Ein betrügerisches Verfahren, welches die Regierungen nur zu häufig anwenden, um eine Institution, die mißfallen könnte, leichter einzuführen, ist, diese Institution, als der Wirklichkeit nach schon bestehend, zu betrachten, und einen unbemerkten Keim, der flüchtig in frühere Gesetze gelegt wurde, als eine anerkannte und genehmigte Thatsache zu betrachten. So geschah es auch mit einem Senatusconsulte vom 1. März 1808, welcher Frankreich daran erinnerte, oder ihm vielmehr bekannt machte, daß die Begründung eines Erbadels schon durch frü-

here Senatusconsulte festgesetzt sei, und daß das neue Statut, welches der Genehmigung des Senates vorgelegt werde, nur dazu bestimmt sei, dem Systeme, welches durch die Senatusconsulte vom 31. März und 14. August 1806 begründet wurde, Leben und Ausführung zu geben. Worin bestanden diese ältere Senatusconsulte? Einer, der vom 31. März, in Bezug auf die Anordnungen, welche der Kaiser wegen der venetianischen Provinzen, des Königreiches Neapel, der Herzogthümer Berg und Cleve, des Herzogthumes Guastalla und des Fürstenthumes Neufchatel getroffen hatte, war von Bestimmungen begleitet, durch welche der Kaiser zwölf große Lehnherzogthümer in den venetianischen Provinzen und sechs andere in dem Königreiche Neapel begründete. Der Kaiser behielt sich die Investitur dieser Lehen vor, welche erblich übertragen werden sollten. Ein Statut von demselben Tage machte auch die Herzogthümer Parma und Piacenza zu großen erblichen Lehen.

Der andere Senatusconsult, der vom 14. August, ordnete die Besitzung des Fürstenthumes Guastalla für die Prinzessin Pauline, die Schwester Napoleons, und den Prinzen Borghese, ihren Gemahl; aber nach den Artikeln, die sich auf diesen besondern Gegenstand bezogen, kamen Dispositionen zu einem für alle Franzosen gemeinsamen Interesse. Nach dem Artikel VIII. konnte der Kaiser, wenn er es für zweckmäßig erachtete, sei es, um große Dienste zu belohnen, sei es, um eine edle Anspornung zu geben, sei es, um den Glanz des Thrones zu erhöhen, erbliche Titel verleihen und ein Familienoberhaupt befugen, seine Titel mit seinen Gütern auf seine Kinder zu übertragen.

Zu der Zeit, wo diese Senatusconsulte erschienen, hatte Frankreich darauf nur wenig geachtet, da die Ausführung nicht unmittelbar erfolgte. Dieselbe Gewandheit, welche 1806 in zwei verschiedenen Senatusconsulten das Princip eines Erbadels entwickeln wollte, zeigte sich auch bei der Wahl der ersten Anwendung dieses Principes im Jahr 1807. Wer wird, außer der kaiserlichen Familie, der erste Herzog sein, den Napoleon ernennt? Der, den die Armee als den Typus des Soldaten betrachten kann, welcher nur durch sein Verdienst allein gestiegen ist: der Marschall Lefebre. Und in welchem Augenblicke? Mitten unter den Trophäen des Sieges, gleich nach der Einnahme von Danzig. Diese alleinstehende Beförderung brachte nur noch einen schwachen Eindruck hervor. Um die kaiserliche Absicht ganz deutlich zu machen, mußte der Senatusconsult vom 1. März 1808 Männer, die mit diesen und jenen öffentlichen Aemtern bekleidet waren, zu Grafen und Baronen mit Uebertragbarkeit ernennen. Besonders in Beziehung von Beschlüssen dieser Art hat die Nachgiebigkeit des Senates Tadel verdient. Die Senatoren waren Depositaren des Rechtes Aller, und ließen das gemeinsame Besitzthum zum Vortheil einer kleinen Zahl verändern. Sie selbst befanden sich unter dieser kleineren Zahl, und statt die treuen Hüter der Gleichheit zu sein, registrirten sie eine Ungleichheit ein, aus der sie Vortheil zogen. Ist das Egoismus, Habgier oder Stolz? Es ist noch mehr: Verblendung und Täuschung. Es scheint, daß Niemand mehr urtheilt, überlegt. Man läßt in gewisser Beziehung den Kaiser das Monopol des Gedankens, und sein Gedanke, der täglich im Sinne des absoluten Roya=

lismus monarchischer wird, darf nur ausgesprochen werden, um angenommen, gebilligt und durch Sophismen gerechtfertigt zu werden, die man durch alle Blumen der Beredtsamkeit verschönert. Bei dieser Conjunctur sah man in den officiellen Reden, um die Begründung eines neuen Adels zu motiviren, alte Argumente wiederkehren, die man nur für die Erhaltung des Alten hätte aufstellen können. Das Talent der Redner strengt sich auch an, darzuthun, daß die Begründung neuer Titel das beste Mittel ist, die letzten Wurzeln von dem Baume des Feudalismus auszurotten, und zu beweisen, daß diese Titel keine Schranken zwischen den Bürgern errichten und die Gleichheit vor dem Gesetz nicht antasten. Die aufgeklärten Männer täuschten sich nicht über das, was in einer Einrichtung Gefährliches lag, die schon von allem Anfang ein Privilegium für sich hatte, nämlich das Recht, Majorate zu begründen; die Massen aber sehen in der Umwandlung von Plebejern in Männer mit hohen Titeln nur eine Art von Sieg über die Adelichen von ehemals, und der Haß der alten Ungleichheit ist es, der bis auf einen gewissen Punct die Einführung einer neuen Ungleichheit begünstigt.

Durch die Wiederherstellung erblicher Titel trug Napoleon, der so eifersüchtig auf die Erhöhung Frankreichs war, in gewisser Beziehung selbst zu dessen Erniedrigung bei. Von dem Augenblicke an, wo das neue Reich Grafen und Herzöge hatte, welche mit den Grafen und Herzögen in andern Ländern gleich standen, sank der übrige Theil der Nation zu einem untergeordneten Range herab. Früher, und besonders seit dem 18. Brumaire, hielt jeder Franzose gleichen Schritt mit dem, was es in andern Ländern Ausgezeichnetes

gab; jeder Franzose genoß dieselbe Achtung, wie ein römischer Bürger in den schönen Tagen der Republik. Man hat es mit Stolz und nicht ohne Wahrheit gesagt, und die Ausländer selbst waren die ersten, welche es anerkannten: „Die französische Nation war damals der Adel des Menschengeschlechtes.“

Die einzige Entschuldigung des Kaisers, aber eine sehr ungenügende für eine Handlung von solcher Wichtigkeit, war die Nützlichkeit des Augenblickes. Verwickelt, wie er es bald sein sollte, in die gewaltigsten Unternehmungen, bedurfte er einer neuen Würze, um alle Arten von Diensten zu belohnen. Die Klugheit gebot ihm, den köstlichen Schatz der Ehrenlegion zu schonen. Indem er andern Männern ehemals beneidete Titel verlieh, gab er eben diesen Titeln einen verschiedenen Werth, und öffnete sich eine reiche Mine, die er nach Gefallen ausbeuten konnte. Der Köder, welcher der Eitelkeit der Bürgerlichen hingeworfen wurde, verfehlte seine Wirkung nicht. Mancher Krieger, der wenige Jahre zuvor in seiner republikanischen Exaltation sich hätte tödten lassen, um die Wiederherstellung der alten Titel zu verhindern, stürzt sich jetzt in die Mitte der Gefahren, um eine dieser Benennungen zu erobern, die wieder zu Ehren gekommen und der Preis für Treue und Tapferkeit geworden sind.

Die Strenge unseres Urtheiles darf nicht bis zur Ungerechtigkeit gehen. Indem Napoleon die Formen seines Reiches denen fremder Monarchien gleich macht, zwingt er in der That diese letzteren, wenigstens die, welche seiner Gewalt unterworfen sind, sich dem seinigen zu assimiliren. Man würde Unrecht haben, zu glauben, daß die Begründung eines neuen Adels in

Frankreich, und so, wie die kaiserliche Hand ihn gestaltet, den Staaten angenehm sei, die durch eine mächtige Oligarchie beherrscht werden, z. B. Oesterreich. Napoleon mag thun, was er will, so findet man doch in Wien bei allen seinen Werken Jacobinismus. Diese Institution, die seinen Charakter trägt, die aus einem Manne, der den Tag zuvor Soldat, Gelehrter, Richter, Literat oder Künstler war, einen Baron, einen Herzog oder Grafen macht; — diese Institution, die in Frankreich die Freunde der Gleichheit betrübt, ist für den Adel in Deutschland eine wesentliche, revolutionäre Maßregel. Das heißt, zum zweiten Male den alten Adel vernichten und tödten, wenn man einen andern erschafft, der nicht vor allen Dingen die alten Familien umfaßt, der nur eine kleine Zahl derselben zuläßt, und noch dazu, da er ihnen nur geringere Titel verlieh, als ihre früheren waren. Welche Demüthigung für den alten Adel, nicht ein einziges seiner Mitglieder zu dem Range eines Herzogs erheben zu sehen, während der kaiserliche Wille aus den Generalen Duroc und Savary Herzöge von Friaul und Rovigo macht, aus dem Conventsmitgliede Foucher einen Herzog von Otranto, aus dem Finanzmanne Gaudin einen Herzog von Gaete, wie, um die Mächte zu insultiren, an welche diese Namen erinnern! Und was ist übrigens ein Adel, der nur in einer Benennung, ohne ausschließliche Vorrechte und ohne Abgabenbefreiung besteht? Weit entfernt, eine Verstärkung der Aristokratie zu sein, ist es eine Feindschaft gegen dieselbe, eine Neuerung von verderblichem Beispiel, die ihr Unglück bringen wird; und in dieser Beziehung täuscht sich die Aristokratie nicht, denn bald wird fast in allen Staaten, die

dem französischen Einfluß mehr oder minder unterworfen sind, der Adel auf seine Titel allein beschränkt sein, ohne alle Ausnahme von öffentlichen Lasten.

Napoleon war noch ziemlich jung und sein Hof, seine Armee waren auch jung. Die Mehrzahl seiner Marschälle und Generale von ausgezeichnetem Rufe hatte junge Personen geheirathet, die in den glänzendsten Pensionen erzogen waren, und vier bis fünf Jahre des Hoflebens hatten die Männer wie die Frauen schon fähig gemacht, die höchsten Titel so leicht zu tragen, als wären sie von ihrer Geburt an daran gewöhnt gewesen.

Ich will nicht prüfen, ob man 1789 Recht oder Unrecht hatte, die Adelstitel so plötzlich schwinden zu lassen. Ich nehme die Dinge bei dem Puncte, wie sie 1808 waren. Von 1789 bis dahin hatte es in Frankreich keinen Adel gegeben, und dennoch hatten weder Kraft noch Glanz der Republik und dem Kaiserreiche gefehlt. Der Ruhm eines Hoche, Kleber, Desaix, Marceau ist weder minder rein, noch minder glänzend, weil kein Titel ihren Namen begleitet. Die Namen Masséna, Ney, Lannes, Soult, Mortier u. A., bedürfen diese zu ihrer Berühmtheit der Beisetzung des Herzogs- oder Fürstentitels? Wir glauben, daß der Kaiser bei der Wiederherstellung des Erbadels die wirkliche Stimmung des Landes gänzlich verkannte. Der wahre Geist in Frankreich ist der der Gleichheit. Eben so wie bei der großen Majorität der Volksmasse ein entschiedener Wille für die Erblichkeit des Thrones besteht, weil sie weder die Wahlen der Prätorialgarde, noch die der Kreuzwege, noch einen Wohlfahrtsausschuß als Mittel gegen die Anarchie mag, eben so erträgt sie mit Widerwillen

bei einer besondern Klasse von Einwohnern eine Auszeichnung, welche die Kinder wie ein Erbgut empfangen.

Eines von den Uebeln, welches nach dem Ereignisse diese kaiserliche Errichtung in Miscredit gebracht hat, ist, daß nach dem Sturze Napoleons, sein neuer Adel die Bourbons in den Stand gesetzt hat, den alten wieder in das Leben zu rufen. Wenn von 1789 bis 1814 die Unterdrückung jeder Adelsordnung beständig aufrecht erhalten worden wäre, so hätte es nicht in der Macht Ludwigs XVIII. gelegen, die Titel der alten Monarchie neu in das Leben zu rufen. Den neuen Titeln verdanken die alten ihre Wiederherstellung.

Wir folgten Napoleon so lange auf seiner Siegesbahn und seinem politischen Leben im Auslande, daß wir auch einen Augenblick den innern Operationen beiwohnen mußten; denn seine Gedanken sind nicht auf das Territorium des Kaiserreiches concentrirt, und können es nicht sein. Der Verwalter ist hier stets gegenwärtig, der Staatsmann aber hat die Augen auf alle Theile der Welt gerichtet.

Obgleich im Laufe des Jahres 1807 das Glück überall Frankreich zulächelte und England fast überall entgegen war, wird man sich doch einst fragen, wo die glücklichen Resultate sind, die Frankreich erlangte, während England einen Theil der seinigen bewahrt. Die Mündungen des Cattaro, die ionischen Inseln, Portugal, das Großherzogthum Toskana sind Provinzen des französischen Kaiserreiches geworden oder von unsern Truppen besetzt; sind dies aber Besitzungen, in denen Frankreich sich lange halten kann?

Von allen unsern Erwerbungen des Jahres 1807 sind die scheinbar mindest beträchtlichen in der That die wesentlichsten; es war Vliessingen mit seinen Zubehörungen, welches unserer Marine eine gute Lage gab, das Fort Kehl vor Straßburg, das Fort Cassel vor Mainz, und besonders die Festung Wesel*), sämmtlich wichtige Puncte, welche uns am Rheine befestigten und uns die Schlüssel von Deutschland in die Hände gaben.

England scheiterte in fast allen seinen Unternehmungen; es hatte vier Expeditionen gemacht, nach Constantinopel, nach Aegypten, nach Buenos-Ayres und nach Kopenhagen. Die drei erstern schlugen gegen England aus. In Dänemark allein wurde es mit Erfolg gekrönt, aber welch ein Erfolg war das! Es plünderte jedoch die Arsenale Kopenhagens und entführte die dänische Flotte. Was es genommen hat, wird es auch behalten. Madaira, Curaçao, die dänischen Inseln der Antillen, Helgoland in der Nordsee sind in seine Gewalt gefallen. Helgoland ist ein vortheilhafter Punct für seinen Handel. Es wird ihn bewahren. Die scheinbare Größe, der Glanz, der Ruhm waren für Frankreich, die Wirklichkeit des dauerhaften Gewinnes für England.

---

*) Diese Erwerbungen, von denen hier, wie von dem Jahre 1807 herrührend, die Rede ist, werden erst 1808 officiell proclamirt.

Drittes Kapitel.

Aeußere Politik.

Streitigkeiten zwischen Napoleon und Pius VII. von 1805 bis 1808. — Ursprung ihrer Mißhelligkeit. — Uebergewicht einer antifranzösischen Partei in Rom, im Augenblick des Krieges von 1805. — Beschwerde Napoleons über das Benehmen des heiligen Stuhles während dieses Krieges. — Ansprüche des Kaisers, als Kaiser von Rom betrachtet zu werden. — Verwerfung dieses Anspruches durch den Papst. — Sonderbare Gründe für die Rechtfertigung der Weigerung, den Bischöfen die canonische Institution zu gewähren. — Hartnäckigkeit des Papstes, vorgebliche Rechte auf Benevent, Ponte-Corvo und Neapel zu reclamiren. — Erklärung des Papstes, daß er allein regiere, und nicht der oder jener seiner Minister. — Feindliche Breves gegen die Franzosen circuliren. — Die Macht Napoleons im Schach gegen Pius VII. — Bedingungen, welche Napoleon dem Papste macht. — Verwerfung derselben durch den Papst. — Friedliche Schritte bei dem Papste, welche Napoleon aus seinem Haptquartiere in Berlin macht. — Machinationen des römischen Hofes gegen Napoleon, während des Feldzuges von 1807. — Die Unbeugsamkeit Pius VII. bleibt trotz der Triumphe Napoleons sich gleich. — Schonung des Kaisers für Pius VII. — Sendung des Cardinals von Bayanne nach Paris. — Einschmeichelung des römischen Hofes über den Titel als Kaiser des Occidents. — Basen der Verhandlung für das französische Ministerium. — Tem-

porisation von Seiten des römischen Hofes. — Befehle des Kaisers zur Besetzung der Provinzen Urbino, Ancona und Macerata. — Augenblickliche Aenderung in der Politik des heiligen Stuhles. — Vorschläge der französischen Regierung an den Cardinal von Bayanne. — Verbot des Papstes gegen diesen Cardinal, etwas ohne seine specielle Autorisation zu unternehmen. — Verwerfung eines Theiles der französischen Vorschläge. — Besitznahme der römischen Staaten. — Ultimatum, in Rom übergeben. — Die Kerzen der Lichtmesse. — Eifer des Papstes nach dem Märtyrertitel. — Religiöse Taschenspielereien gegen die Franzosen. — Die neapolitanischen Cardinäle werden nach Neapel zurückgeschickt. — Conflict zwischen den französischen Militairbehörden und den Civilbehörden des Papstes. — Cominatorisches Breve der Excommunication gegen den Kaiser. — Zurückberufung des päpstlichen Nuntius in Frankreich durch den Papst.

Mitten unter den wichtigen Ereignissen, welche uns die aufeinander folgenden oder gleichzeitigen Kriege Napoleons mit Oesterreich, Preußen und Rußland boten, mußten wir seine Differenzen mit einem Staate geringerer Ordnung, dem Hofe von Rom, mit Stillschweigen übergehen, oder konnten sie wenigstens nur flüchtig andeuten. Dieser Hof gehört aber nicht zu denen, deren Gunst oder Haß nach der Zahl seiner Truppen oder der Ausdehnung seines Gebietes gemessen werden müssen. Er hat für sich andere Alliirte, als die der Könige, andere Waffen, als die Musqueten seiner Garde. Rom verdient, bei seiner nicht sehr zahlreichen Bevölkerung und seiner unbedeutenden, fast lächerlichen Armee durch das Böse, welches es Napoleon zufügte, einen Platz unter den furchtbarsten Mächten des Continents einzunehmen. Auf den ersten Blick klagen die äußeren Thatsachen für den, der nicht weiß,

was zwischen der französischen und der päpstlichen Regierung vorgefallen ist, Napoleon an, und verdammen ihn. Man sagt sich: Pius VII. ist nach Paris gekommen, um Napoleon zu krönen, und Napoleon war der Unterdrücker Pius VII. Er entriß ihm anfangs einige Provinzen, und dann seine ganzen Staaten; endlich hat er ihn noch vier Jahre lang in Savona gefangen gehalten. Das sind die Thatsachen, und sie scheinen entscheidend, besonders wenn man sich der Prüfung der Zwistigkeiten enthält, die so traurige Ereignisse herbeigeführt haben.

Die Publicationen, welche seit 1805 gemacht worden sind, und fast sämmtlich im anklagenden Sinne gegen Napoleon, bestehen nur aus Actenstücken, deren Datum mit 1808 beginnt, sei es nun, daß die Verfasser die Möglichkeit oder den Willen nicht hatten, frühere Thatsachen an das Licht zu ziehen. Der Cardinal Pacca selbst geht in seinen Erinnerungen nicht weiter zurück. Wir fürchten nicht zu sagen, daß man die Wahrheit nicht kennt, wenn man die Ursachen von der verhängnißvollen Uneinigkeit zwischen dem Kaiser und dem heiligen Vater nicht in ihrem Ursprunge erfaßt und in ihrem Fortschreiten verfolgt hat. In der Verbindung der beiden Regierungen von 1805—1808, und besonders in dem unmittelbaren Briefwechsel der beiden Herrscher unter sich, kann man die wahre Erklärung aller frühern Thatsachen finden; und sonderbar, dieser Briefwechsel von so neuer Art, kann für jeden dieser großen Personen manches Verwerfliche bieten, zeigt aber doch in seinem Ganzen eine ehrenwerthe Seite für den Einen, wie für den Andern.

Unter den Wundern jener außerordentlichen Zeiten

muß man daher als eines der merkwürdigsten den Kampf zwischen Pius VII. und Napoleon betrachten, der gewissermaßen Mann gegen Mann geführt wurde. Es ist ein schönes Schauspiel, den entwaffneten Papst zu sehen, der dem Beherrscher von Deutschland und Italien widersteht, seinen Zorn verachtet und seiner Rache trotzt. Neben der großen Gestalt Napoleons nimmt der ruhige und stolze Pius VII einen edlen Platz ein. Für den Beobachter, welcher den Einzelnheiten ihrer Zwistigkeiten folgen will, ist vielleicht die gegenwärtige Strenge des mächtigen Monarchen nicht ganz ohne Entschuldigung; aber die unbesiegliche Festigkeit des Oberhauptes der Kirche bleibt deshalb doch der Bewunderung und Achtung nicht minder werth. Wenn Pius VII. nur ein gewöhnlicher weltlicher Fürst gewesen wäre, so dürfte man in seiner Festigkeit nichts als eine blinde Hartnäckigkeit sehen, und in dem Verluste seiner Staaten die gerechte Strafe dafür; aber er ist Mensch, Fürst und Papst. Als Mensch hat er Leidenschaften, als Fürst Interessen, als Papst Glauben*). Fügen wir nun noch hinzu, daß als eine Art von Ausnahme der Nepotismus für ihn nicht existirt; er ist dem Familiengefühle fast fremd, und kennt keine andere Erblichkeit, als die Wahlerblichkeit des Pontificats. Nimmt man einen einzigen Theil hiervon hinweg, so ist seine Physiognomie nicht vollständig. Es

*) Ein ernster Mann, der eine gewisse Zeit in Rom zubrachte, versicherte mich, er habe aus dem Munde von Personen, die Pius VII. genau kannten, sagen hören: „Il papa non è un' uomo religioso" (der Papst ist kein religiöser Mensch). Ich gestehe, daß ich die Wahrheit dieses Urtheiles nicht glauben kann.

ist die Mischung des menschlichen Stolzes, des fürstlichen Vortheiles, der persönlichen Selbstverleugnung und religiösen Exaltation, welche ihn zu einer bemerkenswerthen und dramatischen Person macht. Bisher ist sein Charakter noch nicht hinlänglich bekannt. Man kann ihn nur richtig kennen lernen, wenn man ihn nach seinen Handlungen würdigt. Seit 1805 bemerkten wir einige Symptome des Mißverständnisses zwischen dem Papst und dem Kaiser. Diese Mißhelligkeiten nahmen allmälig einen Charakter des Ernstes und der Bitterkeit an, welcher zuletzt in der Mitte des Jahres 1808 die Besitznahme von einem Theil des Kirchenstaates herbeiführte; es ist daher unerläßlich, zu den Ursachen zurückzugehen, welche ein so ärgerliches Aufsehen herbeiführten, und sich mit wenigen Worten an Thatsachen zu erinnern, die schon anderwärts angedeutet wurden.

Der heilige Vater hatte sich bei seiner Reise nach Paris zur Salbung des Kaisers, der diese verlangte und die Krönung nicht allein zugab, damit geschmeichelt, daß die Rückgabe der Legationen der Preis für diesen großen Beweis des Entgegenkommens sein würde. Dieses Vertrauen war vergeblich. Der Kaiser war weit entfernt gewesen, es zu rechtfertigen, sondern hatte im Gegentheil durch eine sehr deutliche Bekanntmachung im Moniteur über die Aufrechthaltung der Integrität des Königreichs Italien, dem römischen Hofe einen solchen Irrthum zu ersparen gesucht. Dieser Hof verzichtet nicht so leicht auf seine Hoffnungen. Er dachte als Belohnung zu erhalten, was er als Bedingung nicht zu erhalten vermocht hatte. Der Zweifel bestand nicht lange. Auf die Denkschrift, die in dieser Beziehung eingereicht wurde, ertheilte der Kaiser eine kurze und

deutliche Antwort, wie er dies vorher hatte ahnen lassen. Das war eine Verrechnung für den heiligen Stuhl, und man fühlte sich darüber unzufrieden, vermied es aber einige Zeit, es merken zu lassen.

Nach Rom zurückgekehrt, liebte es der Papst von seiner Reise zu sprechen; er sagte: „Ich habe mich nicht „aus weltlichen Rücksichten entschlossen nach Frankreich „zu gehen; ich suchte die Religion und ich habe sie ge„funden.“

Als Oberhaupt der Kirche mußte er in der That mit dem religiösen Sinne der französischen Nation zufrieden sein; er erzählte voller Rührung die Beweise, die er davon empfangen hatte; er lobte auch sehr die kindliche Ehrfurcht Napoleons, und diese Sprache war aufrichtig. Der Mensch und der Christ dachte so. Außer in Bezug auf die Frage weltlicher Ordnung, über welche der Fürst mit dem Kaiser nicht einig war, herrschte Freimüthigkeit und eine Art von Herzlichkeit in ihrem Verkehre. Bei Gelegenheit einer reichen Tiara, welche der Kaiser ihm geschickt hatte, schrieb der Pabst, indem er dafür dankte, daß dieses seltene Geschenk für immer als ein Denkmal seiner Freigebigkeit bewundert werden würde, so wie der unvergeßlichen Zeit, an die es erinnerte. Er versprach ihm, sich damit zum ersten Male bei der bevorstehenden Wiederkehr von dem Feste der glorreichen Apostel, St. Peter und St. Paul, zu schmücken. Ihr Briefwechsel war sehr freundschaftlich. Der Kaiser lieh seinen Beistand, um die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland zu erleichtern. Zugleich unterhielt er den heiligen Vater von der Heirath, welche sein Bruder Hieronymus in Amerika, ohne Zustimmung seiner Familie, mit einer

Protestantin geschlossen hatte, und wendete sich an ihn, wegen der Mittel, diese Verbindung zu lösen. Bei dieser Forderung des Kaisers, welche in Rom durch den Cardinal Fesch unterstützt wurde, zeigte der heilige Vater keine feige Nachgiebigkeit; er stellte die ausgedehntesten Nachforschungen an, um zu wissen, ob seine apostolische Autorität ihm erlaubte, dem gegen ihn ausgesprochenen Wunsche zu willfahren. Seine theologischen Kenntnisse lieferten ihm die Waffen, die Gründe zu bekämpfen, die zur Unterstützung dieser Forderung angeführt wurden, und, trotz der dringenden Vorstellungen des französischen Cardinals, beharrte er bei seiner Weigerung.

„Wollten wir eine Gewalt usurpiren, die wir nicht „haben," sagte er, „so würden wir uns vor dem Tri„bunale Gottes und vor der ganzen Kirche eines gro„ßen Mißbrauches in unserm heiligen Amte schuldig „machen."

Diese Achtung des heiligen Stuhles für ein Band, welches unter Personen verschiedener Confessionen geschlossen war, ist ein des Lobes würdiger Zug, dem Napoleon auch selbst seinen Beifall gezollt haben würde, hätte er nicht bei dieser Gelegenheit ein entgegengesetztes Interesse gehegt.

Der römische Hof zeigte nicht immer so viel Klugheit und Weisheit. Um ihm zu gefallen, genügt es nicht, daß die Fürsten das Gute thun; sie müssen es auch so thun, wie er es will, mit seiner Erlaubniß und unter seinen Auspicien. Der Kaiser war nicht geeignet, sich solchen Hindernissen zu fügen; in Frankreich zeigte er sich dennoch sehr zurückhaltend, weniger aber in dem Königreiche Italien. Unterstützt durch die

Rathschläge einiger aufgeklärten Bischöfe, welche ihre Zeit richtig zu würdigen verstanden, hatte der Kaiser in diesem Königreiche wieder Kapitel errichtet, Seminarien dotirt, die Einkünfte des Bischofstuhles vermehrt und das Loos des Clerus mehrfach verbessert; zugleich aber hatte er einige Umgränzungen modificirt und verschiedene Klöster in eines vereinigen lassen. Diese letztern Maßregeln konnten in Rom nicht angenehm sein. In der That war aber die Kirche ihm jedenfalls zum Dank verpflichtet. Der Papst richtete Klagen an ihn (Brief vom 1. Juli 1805). Es war kein bitterer Vorwurf, sondern der Ausdruck eines tiefen Schmerzes. Der Kaiser bezeugte ihm darüber sogleich sein Bedauern (Brief vom 31. Juli). Er fragte, ob er sich getäuscht haben sollte, da doch das Wohl der Religion sein einziger Zweck gewesen sei. „Sehr heiliger Vater," schrieb er, „ich habe Ihnen zuweilen gesagt, daß der römische „Hof zu langsam ist und einer Politik folgt, die in „andern Jahrhunderten gut gewesen sein mag, für das „Unsrige aber nicht mehr paßt."

Er fügte hinzu, daß man drei bis vier Jahre gebraucht hätte, die Angelegenheiten Italiens zu ordnen, und daß sie dennoch in Verfall gerathen wären, wenn er sich nicht beeilt hätte, ihnen zu Hülfe zu kommen. Während man ihn in Rom ein Verbrechen daraus machte, die Zahl der Klöster zu vermindern, mußte er sich anderwärts gegen die Meinung vertheidigen, welche sie alle unterdrücken wollte; er rechnete sich dies als ein Verdienst an. „Ich gab dem philosophischen Geiste „der Zeit Unrecht, und heiligte das Princip der Nützlichkeit dieser religiösen Anstalten." — Der Kaiser bat dann den heiligen Vater, zu bemerken, daß, seit

Joseph II., in Mailand einige Maximen in den Gemüthern so sehr eingewurzelt wären, daß es unmöglich sei, sie auszurotten. Da er übrigens nicht Anspruch darauf machte, in der kirchlichen Gesetzgebung gelehrt zu sein, forderte er nichts weiter, als zu dem beizutragen, was der heilige Stuhl für nützlich halten würde. Endlich versicherte er Sr. Heiligkeit noch von dem Verlangen, sie glücklich und zufrieden zu sehen, und von dem festen Entschlusse, ihm keine Veranlassung zum Kummer zu geben.

Dieser Brief machte einen freundlichen Eindruck auf das Herz des heiligen Vaters. Seine Antwort beweist seine Freude. Der Widerstand des Kaisers gegen den Geist falscher Philosophie (Brief vom 6. Septbr. 1805) ist besonders für seine Seele ein rührender Trost gewesen. Sr. Heiligkeit betheuern, daß sie keine andere Politik kennen wollen, als die Gesetze des Evangeliums, daß sie überall einen Geist der Versöhnung und Sanftmuth zeigen wollen, aber sie schließen dennoch nicht minder, den Kaiser aufzufordern, Maßregeln zu treffen, um die Wirkung seiner Verordnungen zu hindern. Dieses glückliche Einverständniß des Kaisers mit dem Papste hatte eine nur zu kurze Dauer. Es existirte übrigens nirgend anders, als in ihren persönlichen Briefwechsel. Eine zahlreiche Partei, zu welcher sehr einflußreiche Männer bei dem heiligen Vater gehörten, machte ihm ein Verbrechen aus dem, was sie seine Gefälligkeiten für Napoleon nannte*). Nachdem diese

*) Hier ein satyrischer Anschlag, der in jener Zeit erfolgte:

Partei vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, ihn an der Reise nach Frankreich zu hindern, tadelte sie ihn, daß er nicht wenigstens aus dieser Handlung menschlicher Schwäche Vortheil zu ziehen verstanden und sich die Provinzen hatte zurückgeben lassen, welche die Revolution dem heiligen Stuhle raubte. Der Gang der Ereignisse war nicht geeignet, die Einigkeit zwischen beiden Mächten zu befestigen. Es war der Augenblick, wo der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich, von Rußland unterstützt, ausbrechen sollte. Auf allen Seiten beschäftigten sich die Feinde Napoleons damit, den Haß der Völker und der Regierungen gegen ihn aufzureizen. Die Minister Englands, Rußlands und Sardiniens, die bei dem Papste accreditirt waren, blieben nicht unthätig. Unter ihrem Einflusse wurden englisch-russische Clubs errichtet, in denen man über den Aufstand von ganz Italien berathschlagte. In Neapel wie in Rom entwarf man Conscriptionslisten gegen die Anhänger Frankreichs. Es wurden viele Mordthaten begangen, und man legte sie den Franzosen oder deren Freunden zur Last, um ungestraft Angriffe gegen sie richten zu können. Die Mörder trugen selbst französische Cocarden. Der Minister des Kaisers, der Cardinal Fesch, nahm hieraus Veranlassung zu der Forderung, daß eine schnelle und strenge Gerechtigkeit gegen die Banditen ausgeübt werden sollte, die man verhaftet hatte; aber der Mord findet in Rom keine so schnelle

---

Pio VI. Per conservar la fede, perde la sede.
Pius VI. Den Glauben zu bewahren, verlor er den Stuhl.
Pio VII. Per conservar la sede, perde la fede.
Pius VII. Den Stuhl zu bewahren, verlor er den Glauben.

Züchtigung*). Im Allgemeinen fand der französische Gesandte für alle seine Forderungen viel schlechten Willen bei der päpstlichen Regierung. Er hatte Unrecht, indem er nämlich den Staatssecretair, Cardinal Gonsalvi, zur Last legte, was das Werk der ganzen Regierung war. In späteren Zeiten hat der Cardinal Fesch dem heiligen Stuhle glänzende Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben; damals aber, in seinen Functionen als Gesandter Frankreichs, diente sein nicht sehr versöhnlicher Charakter dem Interesse des Papstes und des Kaisers schlecht. Der Cardinal Gonsalvi, der Napoleon so zugethan war, wie ein Staatssecretair des römischen Hofes nur sein konnte, schrieb an Herrn von Talleyrand**), daß die Reise des Papstes nach Paris in drei Tagen, statt in drei Monaten, beschlossen gewesen sein würde, wenn deshalb durch jeden Andern, als den Cardinal Fesch unterhandelt worden wäre. Die Vorwürfe aber, die man diesem Letztern machen konnte, entschuldigten das Benehmen des römischen Hofes nicht. Der Kaiser Napoleon, der Herr des Königreiches Neapel war, und dessen Truppen Neapel noch besetzt hielten, hatte den heiligen Stuhl aufgefordert, sich mit diesen

---

*) Während des Osterfestes 1805 fanden dreizehn Mordthaten statt. Bei der ersten Besitznahme Roms durch die französischen Waffen ließ man fünf Banditen erschießen, deren Verbrechen erwiesen war. Die Mordthaten hörten auf. Nach der Wiederherstellung des heiligen Stuhles hatten sie neu begonnen. Man zählte 25,000 unter dem Pontificate Pius VI. auf dem ganzen römischen Gebiete. Es scheint, als betrachte der heilige Stuhl den Meuchelmord wie einen nationellen Zug der Sitten, und die Toleranz dagegen sei in seinen Augen eine Pflicht.

**) Vertraulicher Brief vom 9. Octbr. 1805.

beiden Reichen zu der gemeinsamen Vertheidigung Italiens zu verbinden. Auf die Weigerung des heiligen Stuhles ließ er eine französische Garnison nach Ancona legen. Nach den militärischen Regeln handelte er verständig. Die Ansicht war richtig. Eine so wichtige Stellung wäre von den Russen und Engländern nicht vernachlässigt worden, als sie in dem folgenden Monat eine Landung in dem Königreiche Neapel bewirkten. Die Besetzung von Ancona bewirkte in Rom eine lebhafte Aufregung. Der Papst ließ seine Unzufriedenheit darüber laut werden. Er hatte geglaubt, daß die freundschaftlichen Gesinnungen, welche der Kaiser ihm bewies, ihn vor einer so bittern Kränkung bewahrt haben würden; er bemerkte aber bald, daß er sich getäuscht hatte*); er betrübte sich darüber, daß seine Würde im Angesichte der Menge compromittirt war und erklärte, daß er seine Neutralität aufrecht erhalten wollte. In dem Augenblicke, wo der Kaiser diesen Brief erhielt, verfolgte er seine Siege gegen die Oestreicher und die Russen. Der Ausgang des Feldzuges sollte die Antwort bestimmen, die er zu geben hätte. Nachdem er bei Austerlitz den Frieden festgesetzt und in Preßburg geschlossen hatte, datirte er die Antwort von München (den 6. Januar 1806).

Der Kaiser beginnt mit einem leichten Vorwurfe. War es wohl für den heiligen Vater der passende Augenblick, ihm einen so schonungslosen Brief zu schreiben, als alle Mächte gegen ihn verbündet waren? Der heilige Vater beklagt sich, seit seiner Reise nach Paris nur Grund zur Klage gehabt zu haben. Das kömmt

---

*) Brief vom 13. Novbr. 1805.

daher, weil der Kaiser, seit der Rückkehr des Papstes nach Rom, von seiner Seite nur Widerstand und Weigerungen erfahren hat. Die Besetzung Ancona's durch französische Truppen war eine Folge der schlechten Organisation des heiligen Stuhles. War es besser, diese Festung in die Hände der Engländer und Türken fallen zu lassen? — „Ich betrachte mich," sagt Napoleon, „als der Beschützer des heiligen Stuhles, und „als solcher habe ich Ancona besetzt; ich betrachtete mich, „so wie meine Vorgänger aus der zweiten und dritten „Dynastie, als den einzigen, dessen Schwerdt fähig ist, „den heiligen Stuhl gegen die Besudelung durch Griechen und Muselmänner zu schützen. Ungeachtet der „falschen Schritte, der Undankbarkeit und der schlechten „Gesinnung von Männern, welche während dieser drei „Monate die Maske abgenommen haben, werde ich den „heiligen Stuhl beständig beschützen. Sie halten mich „für verloren. Gott zeigte durch die Siege, mit denen „er meine Waffen begünstigte, den Schutz, den er meiner Sache gewährt hat. Ich werde der Freund Ew. „Heiligkeit sein, so oft Sie nur Ihr Herz und die „wahren Freunde der Religion zu Rathe ziehen. Wollen Sie meinen Minister zurücksenden, so steht Ihnen „dies frei; eben so steht es Ihnen frei, die Engländer „oder den Kalifen von Constantinopel seine Stelle zu „übertragen, aber da ich den Cardinal Fesch dieser Beschimpfung nicht aussetzen will, werde ich ihn durch „einen weltlichen Gesandten ersetzen lassen. Der Haß „des Cardinals Gonsalvi gegen ihn ist so groß, daß „er beständig nur auf Weigerungen traf, während meinen Feinden der Vorzug gegeben wurde. Gott ist „Richter, wer von allen jetzt regierenden

„Fürsten mehr für die Religion gethan „hat.“

Daß ist doch weder Vertraulichkeit noch Zorn. Der Rausch von Austerlitz hat den Kaiser in Bezug auf die Person Pius VII. nicht verwandelt, aber er betrachtet sich als den Schützer des heiligen Stuhles, und der heilige Stuhl konnte die Erklärung eines solchen Protectorates nicht ohne Besorgniß sehen. Indeß zeigt der Papst sich nicht verletzt durch diese Sprache. Nur spricht er seine Betrübniß über den ungerechten Verdacht aus, der gegen seine Treue und gegen die des Cardinal Gonsalvi erhoben wird; er wünscht dem Kaiser Glück zu seinen Siegen, welche seinen Staaten die venetianischen Provinzen hinzugefügt haben, und aus dieser Vergrößerung des Königreichs Italien nimmt er Veranlassung, auf's Neue die Hoffnung auszusprechen, die der Kaiser, wie er sagt, ihm nie geraubt hat, die drei Legationen wieder mit dem Erbtheile St. Peters vereinigt zu sehen. Dann bittet er, daß die militärischen Maßregeln in Bezug auf Ancona aufhören und die Rückstattung der Ausgaben erfolgen möge, welche die französische Besetzung dieser Festung verursacht hat.

Die Controverse, welche sich so zwischen dem Kaiser und dem Papste begründet, entwickelt stufenweise den wahren Zustand der Differenzen zwischen ihnen. Bald werden diese auf einen Punct concentrirt sein, auf dem sie sich während einiger Jahre bewegen. Der Kaiser selbst wird die Klage in den klarsten und bestimmtesten Ausdrücken stellen. Nachdem er dem heiligen Vater seine Schonung gegen Mächte vorgeworfen hat, die aus dem Gesichtspuncte der Religion ketzerisch und von der Kirche ausgeschlossen sind; die aus dem

politischen Gesichtspuncte von seinen Staaten entfernt, und, unfähig ihn zu schützen, ihm nur schaden können, fährt der Kaiser in den folgenden Ausdrücken fort: „Ganz Italien wird meinem Gesetze unterworfen „sein *). Ich werde die Unabhängigkeit des heiligen „Stuhles in nichts antasten."

Hier verspricht er, die Kosten für den Aufenthalt der französischen Truppen bezahlen zu lassen, und sich allen nähern Anordnungen, die der heilige Stuhl verlangen könnte, zu fügen; dann aber kommen gewichtige, bedeutungsvolle Worte: „Ew. Heiligkeit sind „Herrscher in Rom, aber ich bin dessen Kaiser. Alle „meine Feinde müssen die Ihrigen sein. Es „ist daher nicht passend, daß irgend ein Agent des Kö„nigs von Sardinien, ein Engländer, Russe oder „Schwede sich in Rom aufhalte, und irgend ein Fahr„zeug, welches diesen Mächten gehört, in Ihre Häfen „einlaufe."

Von dieser Frage der äußern Politik geht der Kaiser auf die Hindernisse über, welche ihm aus der Langsamkeit des heiligen Stuhles erwachsen, den Bischöfen die canonische Einsetzung zu verleihen, die er theils in Frankreich, theils in noch größerer Anzahl in Italien, ernannt hat. „Für weltliche Interessen läßt „man Seelen verderben. Sie werden vor Gott die „anklagen, welche die Ausfertigung der Bullen meiner „Bischöfe verzögern und meine Diöcesen der Anarchie „preisgeben. Ich habe das Geistige in Nichts be„rührt. Was ich in Mailand that, werde ich auch in „Neapel thun. Ich weigere mich nicht, die Mitwir-

*) Brief vom 13. Februar 1806.

„kung von Männern anzunehmen, die Eifer für die „Religion hegen. Ew. Heiligkeit wollen das Gute, „aber Sie sind von Männern umgeben, die es nicht „wollen. Ich habe nicht im Schlafe den Glanz des „Clerus und die Würde des Cultus so hoch gesteigert. „Es giebt kein Land, wo die Religion so geachtet wird, „als in Frankreich. Die, welche gegen Ew. Heiligkeit „eine andere Sprache führen, täuschen Sie, und sind „Ihre Feinde.“

Was der Kaiser von der Achtung für die Religion in Frankreich sagte, war durchaus wahr. Der Hof war unter diesem neuen Fürsten weder irreligiös noch ausschweifend, wie er es unter der Regentschaft Ludwigs XV. gewesen war, noch bigott, wie seitdem unter der Restauration, besonders unter Carl X. Die Sitten des französischen Clerus waren frei von Aergerniß, wie von Heuchelei; die Beachtung des Cultus wurde in Ehren gehalten, ohne Berechnung, und wo die Treue gegen dessen Regeln Statt fand, war sie aufrichtig, weil sie frei war.

Glauben wir einem Manne, der Staatssecretair Pius VII. war, dem Cardinal Pacca, so rühren von dem Briefe vom 13. Februar 1806 das Mißtrauen und die Kälte des heiligen Vaters gegen den Kaiser her. „Dieser Brief,“ sagt der Cardinal,*) „enttäuschte endlich Pius VII., welcher sich stets geschmeichelt hatte, „durch seine tägliche Nachgiebigkeit große Dinge von „dem Kaiser zu erlangen.“ Der Herrscherstolz empörte sich in dem heiligen Vater gegen die Obergewalt, die Napoleon sich anmaßen wollte. „Ew. Majestät,“ schrieb

*) Memoiren des Cardinal Pacca, Th. II. p. 15.

ihm Pius VII., „stellen den Grundsatz auf, daß Sie „Kaiser von Rom sind. Das Kirchenoberhaupt erkennt „keine Herrschaft an, welche über der seinigen steht, und „hat dies nie gethan. Kein Kaiser hat das mindeste „Recht auf Rom. Der Kaiser von Rom existirt nicht. „Ew. Majestät sagen, daß unsere Verbindungen mit „Ihnen dieselben sind, wie die unserer Vorgänger mit „Carl dem Großen. Carl der Große vermehrte die Be= „sitzungen des heiligen Stuhles; er verlangte von dem= „selben weder Abhängigkeit noch Unterwerfung."

Was die Forderung des Kaisers betraf, daß der heilige Vater aus seinen Staaten die Russen, Eng= länder, Sarden und Schweden verweisen, und den Fahrzeugen dieser Nationen seine Häfen schließen sollte, so antwortete der heilige Vater darauf durch die förm= lichste Weigerung. „Der Stellvertreter eines Gottes „des Friedens," sagte er, „kann sich nicht gegen die „Pflichten auflehnen, welche ihm vorschreiben, den Frie= „den mit Allen zu unterhalten, ohne Unterschied, ob sie „Katholiken oder Ketzer sind. Die Unterthanen der „Fürsten vertreiben, welche gegen die französische Re= „gierung Krieg führen, hieße jeden Verkehr zwischen „dem heiligen Stuhle und den Katholiken abschneiden, „die in deren Staaten leben." In Bezug auf die Zö= gerungen des römischen Hofes, den Bischöfen die cano= nische Einsegnung zu geben, bezog sich der Papst auf die Reife der Ueberlegung, welche eine so wichtige Sache, als die Verleihung eines Bisthumes, erfordere.

Die beiden Briefe, deren Hauptinhalt wir hier mitgetheilt haben, bilden den Ausgangspunct, nach dem von jetzt an die Schritte des Papstes und des Kaisers geordnet werden. Sie sind einer ernsten Prüfung

werth. Der Anspruch des Kaisers der Franzosen, als Kaiser von Rom anerkannt zu werden, verknüpfte sich in seinem Geiste mit dem Gedanken, aus ganz Italien einen Theil des großen Reiches zu machen, was später auch zu Schwierigkeiten zwischen ihm und den Königen führen wird, die er in Neapel einsetzte. Für einen so positiven Menschen ist es auffallend, daß er da, wo er Herr der Dinge war, so viel Gewicht auf Worte legte. Wenn er sagt, daß seine Feinde auch die des heiligen Stuhles sein müssen, so spricht er nur einen sehr vernünftigen Willen aus; denn es ist unmöglich, daß der Fürst, welcher auf der einen Seite das Königreich Italien besitzt, und auf der andern durch einen seiner Abgeordneten in Neapel herrscht, dem Kirchenstaate erlaubte, ein System zu befolgen, welches dem Interesse dieser beiden Königreiche zuwiderläuft. Die gewöhnlichste Politik hätte diese Anforderung genehmigt. Es ist einer von den Uebelständen bei jedem kleinern Staate, daß er der Obergewalt seiner Nachbarn, und besonders seiner mächtigen Nachbarn, nicht entrinnen kann, wenn er durch seine geographische Lage gewissermaßen eine Enclave ihres Territoriums bildet. Das Amt als Stellvertreter eines Gottes des Friedens wäre keine gültige Entschuldigung gewesen, den heiligen Vater von dem Bündnisse mit Napoleon loszusprechen, da seine Vorgänger in den früheren Kriegen dieses glückliche Vorrecht erbeten und erlangt hatten; aber kürzlich noch hatten Frankreich und Napoleon selbst den römischen Hof bekämpfen müssen, der damals mit eben den Mächten verbunden war, gegen die zu erklären er sich jetzt, in Folge neuer Scrupel, weigerte. Hat eine Regierung, die sich des Schwertes gegen Frankreich

bediente, ein Recht, so viel Abscheu gegen das Schwert zu zeigen, wenn es darauf ankömmt, sich desselben mit Frankreich zu bedienen? Die Forderung Napoleons war gerecht. Er war nur darin tadelnswerth, daß er sie auf einen falschen Grund stützte, während sie an und für sich selbst auf der gerechtesten Ursache beruhte. Aber in dem Briefe Napoleons kömmt eine Klage vor, auf welche der heilige Vater nur eine ausweichende Antwort giebt, und diese Klage ist die begründetste von allen. Die Debatten wegen der canonischen Einsetzung der Bischöfe, welche in dem Briefwechsel des Kaisers so viel Platz einnehmen, sind die Folge einer ärgerlichen Vernachlässigung, welche wir in dem Concordate von 1801 begingen. Indem die französische Regierung es vernachlässigte, in dem Concordate eine Frist zu bezeichnen, binnen welcher diese Einsetzung erfolgt sein müßte, lieferte sie durch ihre Unvorsichtigkeit der päpstlichen Gewalt eine Waffe, deren Gebrauch sie derselben wahrscheinlich nicht zutraute, einer Waffe, die der Religion selbst nachtheilig ist, mit deren Gebrauch aber die päpstliche Gewalt, selbst auf Kosten der Religion, gewiß nicht zögern wird. Die Unvorsichtigkeit ist zu entschuldigen. Konnte der erste Consul, als er dem römischen Hofe die Ausübung der geistigen Gewalt in Frankreich zurückgab, denken, daß dieser Hof einige Jahre später die Ausübung dieser Gewalt in feindlicher Absicht gegen eben den verweigern würde, der sie ihm zurückgegeben hatte? Nachdem der heilige Stuhl mit so vielen Thränen die Erledigung der Bischofssitze beweint hatte, welche die Revolution in Frankreich und Italien herbeiführte, fand er selbst ein Gefallen daran, gegen den Wunsch der Völker, und, trotz der

dringenden Vorstellungen Napoleons, diese Erledigung zu verlängern. Das Benehmen war sonderbar. Die Gründe, durch welche der römische Hof es rechtfertigt, sind es nicht minder. Der Cardinal Pacca spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „Von so vielen Mit„teln*), welche der römische Pontifex früher hatte, die „Regierungen und Völker, die unfügsam und gegen „seine Stimme taub waren, zur Pflicht und zum Ge„horsam zurückzurufen, ist ihm jetzt, nach dem gewöhn„lichen Laufe der Dinge, keines geblieben, als das „Recht der canonischen Bestätigung und Einsetzung der „Bischöfe. Indem der heilige Stuhl diese Institution „verzögert, wenn wichtige Gründe es heischen, giebt er „seinen gerechten Unwillen zu erkennen, und thut so „den Regierungen und Völkern eine heilige Gewalt an, „um sie zu verpflichten, sich zu bessern, und die Fehler „wieder gut zu machen, die sie gegen die geheiligten „Gesetze der Kirche begangen haben. Es ist nicht nö„thig, hier die Apologie eines solchen Entschlusses zu „geben, der zu verschiedenen Zeiten von den Kirchen„oberhäuptern gefaßt worden ist; es genügt, zu verstehen „gegeben zu haben, das dies vielleicht das einzige Mit„tel ist, durch welches die Regierungen und die Na„tionen wieder an den Mittelpunkt der katholischen „Einheit gefesselt werden können."

In diesen Raisonnements ist Alles Verwirrung; Verwirrung in den verschiedenen Arten der Gewalt, wie in den Gegenständen verschiedenartiger Natur; Verwirrung in ihrer gleichzeitigen Anwendung auf die Regierungen und die Völker. Um also den Regierun-

*) Memoiren, Th. II. p. 34.

gen eine heilige Gewalt anzuthun, verweigert der römische Hof den Christen, ihnen Bischöfe zu geben? Wenn aber die Regierungen dabei beharren, sich seinem Willen nicht unterwerfen zu wollen, so trifft die Züchtigung die Völker, die religiös gesinnten Menschen, welche die Masse der Bevölkerungen bilden. Und diese heilige Gewaltthat, die man so gegen die Völker richtet, auf welche Weise soll dieselbe wirken? Soll sie sich durch den Aufstand gegen die Regierungen kund geben? Das wäre aber die offenbare Auslegung, deren eine solche Argumentation fähig wäre, wenn man sie in ihren Folgen erwägen wollte. Auf einer andern Seite ist die Verwirrung der geistlichen und weltlichen Macht nicht minder empörend. Wenn der heilige Stuhl die Interessen des Himmels denen der Erde vorzieht, darf er nicht einen Augenblick zögern, den Bischöfen die canonische Weihe zu geben. Im entgegengesetzten Falle spielt er mit den Vortheilen des Himmels. Was kömmt auf die Streitigkeiten des Herrschers von Rom mit diesem oder jenem andern Fürsten an? Der Unterthan dieses letztern Fürsten hat in seiner Eigenschaft als Christ Anspruch auf den kirchlichen Beistand; darf er durch die Streitigkeit leiden, in welche der Herrscher von Rom als weltlicher Fürst verwickelt sein kann? „Für weltlichen Vortheil,“ sagte der Kaiser, „läßt man Seelen verderben.“ Das ist die Wahrheit, und sie läßt sich durch keine Sophismen vernichten.

Die Sendung des Cardinal Fesch nach Rom hatte kein genügendes Resultat gehabt. Sein Nachfolger, Herr Alquier, war nicht glücklicher. Wenn der Kaiser Ansprüche machte, die der päpstlichen Regierung nicht zusagen konnten, so war diese Regierung in den ihrigen

nicht gemäßigter; wenigstens wollte sie auf nichts von dem verzichten, was ihr ehemals gehört hatte. Der Kaiser verfügt über die Fürstenthümer Ponte-Corvo und Benevent, und sogleich erheben sich Reclamationen für die Vertheidigung der Rechte des heiligen Stuhles auf diese beiden Fürstenthümer. Es handelt sich darum, den neuen König von Neapel anzuerkennen, und der heilige Vater will dies nur, wenn der neue König ihm dieselben Huldigungen darbringt, welche die alten Könige von Neapel dem heiligen Stuhle wegen seines Titels als Oberlehnsherr zollten. Es scheint, als sei in dem Besitzstande Italiens seit fünfzehn Jahren gar keine Veränderung vorgegangen. Als der französische Gesandte darauf bestand, eine Antwort auf eine Frage zu erhalten, die er gemacht hatte, und auf die man nicht achten wollte, sagte man ihm, der Papst wollte sich über diesen Punkt mit dem Kaiser direct verständigen.

„Wenn jeder Herrscher sich dieses Recht vorbehalten kann, so hat ein Papst es noch weit mehr*). Er, der nicht blos in dem einfachen Verkehr eines Herrschers mit einem andern betrachtet werden darf, sondern aus dem Gesichtspunkte zu seinem Sohne, auf dessen Zärtlichkeit er zählen darf."

Ungeachtet der Zärtlichkeit des heiligen Vaters für den Kaiser, suchte doch dessen Regierung durch alle Mittel, die von ihr abhingen, die Volksleidenschaften gegen Frankreich zu entflammen. Unter dem Vorwande, die französischen Truppen zu unterhalten, oder

*) Brief des Papstes an den französischen Gesandten vom 21. März 1806.

die durch sie verursachten Abgaben zu bezahlen, hatte so z. B. die päpstliche Regierung eine Auflage ausgeschrieben, die verhaßt und drückend war. Den Franzosen mußte man daher die Leiden des Landes zuschreiben. Dieses ausgesuchte Mißwollen empörte den Kaiser. Er zeigte darüber einen lebhaften Unwillen.

„Die Königin von Neapel,“*) schrieb er, „hat „nichts Schlimmeres gethan. Man will den Dolch „gegen die Nachzügler der Armee schleifen. Für den „ersten ermordeten Soldaten ist Gonsalvi mir verant„wortlich.“

Auf die Frage der vorgeblichen Rechte des heiligen Stuhles in Bezug auf das Königreich, ist der Kaiser nicht mehr zur Nachgiebigkeit geneigt. Er entwickelt, was Auffallendes darin liegt, die Zeiten so zu verkennen und Umstände zu verwechseln, die sich nicht gleichen. Bei dieser Gelegenheit stellt er ein recht geistreiches Raisonnement auf, das er an dem Tage hätte aufstellen sollen, wo er zum ersten Male den Titel als Kaiser von Rom annahm. Da man ihm das entgegenstellte, was sich in frühern Jahrhunderten zugetragen hatte, antwortete er durch Ansprüche, die er seinerseits aus den Sitten und Gebräuchen eben jener Jahrhunderte schöpfte.

„Sr. Majestät wollen in der Geschichte nicht nachforschen,**) ob in den Zeiten der Unwissenheit der römische Hof den Anspruch usurpirt hat, den Fürsten der Erde Kronen zu verleihen. Wenn man in andern

---

*) Brief vom 26. April 1806.

**) Note des Herrn von Talleyrand an den päpstlichen Nuntius in Paris, den Cardinal Caprara, vom 18. Mai.

Jahrhunderten Päpste fand, welche Herrscher entthronten, Kreuzzüge predigten, Königreiche mit dem Interdict belegten, so findet man dagegen auch Päpste, welche ihre weltliche Herrschaft, als von den fränkischen Kaisern abstammend, bewahrten. Indem der Kaiser den Thron von Frankreich bestieg, hat er nie den Anspruch gemacht, die Rechte der dritten Dynastie zu erben, deren Souveränetät sich nicht über die Hälfte der Besitzungen erstreckte, die jetzt zu seinem Reiche gehören, wohl aber die Rechte der fränkischen Kaiser, und der römische Hof wird ohne Zweifel nicht behaupten, daß Carl der Große von ihm die Investitur seines Reiches erhielt."

Hier besteht der französische Gesandte auf der reinen und einfachen Anerkennung des Königsreiches Neapel. Der Kaiser will weder einen Rückhalt noch eine Bedingung zugestehen. In Ermangelung der bestimmten und unbedingten Anerkennung, ist der französische Gesandte beauftragt, zu erklären: „Daß Frankreich den Papst nicht mehr als weltlichen Herrscher, sondern nur als geistliches Oberhaupt anerkenne. Was will denn das römische Staatssecretariat? Welcher Geist des Schwindels hat sich denn seiner bemächtigt? Uebrigens wird der Kaiser für das Oberhaupt der Kirche stets die ganze Achtung hegen, welche Carl der Große, Ludwig IX. und die christlichsten Prinzen ihm erzeigten, ohne ihn im Geringsten die Rechte seiner kaiserlichen Krone antasten zu lassen."

Bei dieser Gelegenheit sind die Argumente des französischen Gesandten dem redlichen Kriege angemessen. Der heilige Stuhl setzte sich in das Mittelalter zurück und noch darüber hinaus, und die französische Regierung hat da-

her das Recht, mit ihm zurückzuschreiten. Auf beiden Seiten hatte man alte Waffen in alten Arsenalen gesucht.

Die Festigkeit des Kaisers hat die des heiligen Vaters nicht erschüttert. Der Papst wird kein Zugeständniß umsonst machen. Indeß wird er, wenn man will, den König von Neapel anerkennen, doch unter der Bedingung, daß der Kaiser die Neutralität des römischen Hofes anerkennt. Er weiß sehr gut, daß diese Bedingung nicht angenommen werden wird, aber er gestattet keine andere, und sein Charakter entwickelt sich bei dieser Gelegenheit in seiner ganzen Energie. Er will, daß man wissen soll, er werde nicht von seinen Ministern beherrscht, sondern er sei es, der seine Minister beherrsche.

„Man klagt Gonsalvi an,“*) sagt er; „das ist eine Ungerechtigkeit. Man scheint zu glauben, daß ich ein wahrer Fantoccino bin. Ich werde Gonsalvi einen Nachfolger geben, und meine Meinung wird sich nicht ändern. Wenn man sich Roms bemächtigen will, so werde ich den Eintritt in die Engelsburg verweigern. Ich werde keinen Widerstand leisten, aber um in dieselbe einzudringen, sollen die Soldaten gezwungen sein, die Thore mit Kanonenschüssen zu sprengen. Europa wird sehen, wie man mich behandelt, und ich habe wenigstens bewiesen, daß ich nach meiner Ehre und nach meinem Gewissen handelte. Wenn man mir das Leben nimmt, wird mein Grab mich ehren, und ich bin in den Augen Gottes und dem Andenken der Menschen gerechtfertigt.“

---

*) Brief von Alquier vom 11. Juni 1806.

Diese letzten Worte bezeugen einen stolzen Muth, der zugleich die Achtung der Ehre schätzt und auf die Belohnungen des Himmels baut. Bei einer andern Gelegenheit sagt er: „Wenn der Kaiser seine Drohungen ausübt, und mich nicht mehr als herrschenden Fürsten anerkennt, werde ich ihn auch nicht mehr als Kaiser anerkennen.“

Das Gefühl, welches dem Papst eine so stolze Sprache einflößt, läßt die Ungleichheit verschwinden, die in der materiellen Macht beider Fürsten existirt. Die Unbeugsamkeit des Papstes macht ihn Napoleon gleich. Dann fügte er hinzu: „Geht es mir schlecht, soll es ihm nicht gut gehen.“ — Das ist nicht mehr der Christ, sondern der Mensch, welcher spricht, aber der Mensch, welcher sich seiner bevorrechteten Stellung bewußt ist, so wie der Gewalt, die der Charakter ihm verleiht, mit dem er bekleidet ist.

Während der heilige Vater persönlich eine so kräftige Seele zeigt, setzt sein Ministerium ihn herab, indem es sich zu verächtlichen Intriguen erniedrigt oder sich denselben in seinem Namen hingiebt. Der Kaiser hatte befohlen, auf das Fürstenthum Lucca das Concordat anzuwenden, welches für das Königreich Italien gemacht war. Der römische Hof widersetzte sich dem nicht offen, aber er wendete verdeckte Manöver an, die Ausübung zu hindern. Der französische Gesandte beklagte sich über die feindlichen Breves, die in Italien circulirten. Man läugnete ihre Existenz oder man entschuldigte sie, indem man behauptete, daß diese Breves nicht die augenblicklichen Verhältnisse zum Gegenstande hätten. Die Bischöfe und Klöster verkauften kleine Gebetbücher, unter denen sich einige befanden, die offen-

bar gegen die Franzosen gerichtet waren. Man sagte, es wären alte Gebete zum Gebrauch für das allgemeine Bedürfniß der Völker, und man dächte nicht an die Franzosen, wenn man Gott um Vertheidigung gegen seine Feinde bäte. Dies waren die Erklärungen, welche das päpstliche Ministerium gab. Man kann leicht beurtheilen, welchen Glauben sie verdienen. Die Sprache ist auf beiden Seiten heftiger geworden. Man ist bis zur Drohung gediehen; noch hat man nicht gehandelt. Was den heiligen Stuhl betrifft, so ist Widerstehen, bis auf einen gewissen Punkt Handeln. In der schönen Lage, in welche der Feldzug von 1805 den Kaiser versetzt hat, dringt er seit länger als einem Jahre in den heiligen Stuhl, mit seinen Feinden zu brechen, und die Engländer, Russen und andere Agenten oder Unterthanen der Regierungen zu verweisen, mit denen Frankreich im Kriege liegt; aber der Papst hat die Forderungen zurückgewiesen, die Drohungen verachtet und dem Unwillen getrotzt. Wäre Pius VII. ein weltlicher Fürst gewesen, und nicht das Oberhaupt der Kirche, welcher dem kaiserlichen Titel die Weihe der Religion gab, würde der Kaiser eine so auffallende Hartnäckigkeit nicht ungestraft geduldet haben. Der heilige Vater fühlt diesen Vortheil; er benutzt ihn, er mißbraucht ihn vielleicht. Napoleon zögert, gegen ihn strenge Maßregeln anzuwenden. Indeß kann er auch nicht mehr zurück. Der heilige Vater scheint nicht zu fürchten, daß er entthront werde. Sollte er eine theilweise Beraubung mehr fürchten, weil die Ausführung leichter und minder gehässig ist? Der französische Gesandte zeigt ihm an, daß, wenn er bei seinem Verkehr mit den Feinden Frankreichs verharre, der Kaiser sich ge-

zwungen sehen würde, von dem Kirchenstaate das Herzogthum Urbino, die Mark Ancona und das Gebiet von Civita-Vecchia zu trennen, um die Verbindung zwischen Ober- und Unteritalien zu sichern; aber es widerstrebe dem Kaiser, zu diesem Mittel zu greifen. Er sähe es viel lieber, wenn der heilige Vater mit ihm ein vernünftiges Abkommen träfe; und hier die Bedingungen, die er ihm vorschlägt *). Erstens: Die Häfen Sr. Heiligkeit werden für England geschlossen, so oft diese Macht mit Frankreich im Kriege ist. Zweitens: Die Festungen des römischen Staates werden von französischen Truppen besetzt, so oft auf einem oder dem andern Punkte Italiens ein Schiff gelandet ist oder mit der Landung droht.

Der heilige Vater erkennt dies an, und der Kaiser ist befriedigt. Um diesen Preis sollen Sr. Heiligkeit die Integrität ihrer Staaten bewahren. Ohne Widerrede lag für den heiligen Stuhl Stoff darin, diese Vorschläge zu bestreiten und sie modificiren zu lassen. Es ist stets für eine Regierung eine böse Nothwendigkeit, fremde Truppen in ihre Festungen einzulassen. Indeß ist das Princip der Unabhängigkeit nicht angegriffen. Es handelt sich nur um den Kriegszustand, um ein Bündniß, dessen Wirkung sich nur auf den Fall des Krieges bezieht. Was man verlangt, ist von allgemeiner Anwendung. Es giebt auf dem Continente keinen einzigen Staat von demselben Range mit dem römischen Hofe, der auf den Fall eines Krieges nicht gezwungen wäre, sich Verpflichtungen der Art gegen die großen Mächte zu unterwerfen, von denen seine natür-

*) Note des Herrn Alquier vom 8. Juli 1806.

liche Lage ihn nothwendiger Weise abhängig macht. Wenn eine Macht, die zugleich Herr im Norden und im Süden Italiens ist, sich im Kriege mit einem Feinde befindet, welcher zu seiner Verfügung zahlreiche Heere und furchtbare Flotten hat, wie kann man dann daran denken, daß sie in einer sogenannten Neutralität ein dazwischen liegendes Land lassen wird, welches ohne Armee und ohne Flotte unfähig ist, sich selbst gegen eine feindliche Invasion zu vertheidigen, und dessen Lage für eine solche Invasion große Leichtigkeit bietet? Es ist offenbar, daß die scheinbare Neutralität eines so gelegenen Staates, indem er die beiden äußersten Enden Italiens trennt, die gegenseitigen Vertheidigungsmittel derselben vernichtet und deren Sicherheit gefährdet, selbst wenn man nichts Anderes und keine größern Gefahren zu fürchten hat. Was der heilige Vater verlangt, wäre ein unerhörtes Vorrecht, das nie gewährt worden ist und es nie werden kann. Alle Vorstellungen sind aber ohnmächtig gegen den Entschluß des Papstes. „Sie sind die Stärkeren," sagt er,*) „thun Sie, was Ihnen nützlich ist oder zweckmäßig scheint. Ich bin zu Allem bereit; ich bin bereit, mich in ein Kloster zurückzuziehen, oder auch nach dem Beispiele der ersten Nachfolger St. Peters, in die Katakomben von Rom."

Auf eine so gestimmte Seele machen Gründe nur wenig Eindruck. Alle Rücksichten der Politik scheitern an einem Geiste, der sie nicht versteht, oder sich stellt, als verstehe er sie nicht. Man ist zuweilen versucht, die Aufrichtigkeit des heiligen Vaters in Zweifel zu zie-

---

*) Brief an Herrn von Alquier vom 17. Juni 1806.

hen; denn kann er ernsthaft glauben, daß sein geistiges Recht als kirchliches Oberhaupt, seinen weltlichen Staat gegen alle menschlichen Ereignisse sichert, während er sich so oft selbst in die blutigsten Kriege eingelassen und andere durch seine Aufforderungen und Rathschläge dazu getrieben hat? Viele Monate verflossen unter diesen Streitigkeiten ohne Resultat. Je mächtiger der Kaiser wird, desto hartnäckiger kämpft der heilige Vater gegen ihn.

Bei Gelegenheit der Klagen gegen den Cardinal Gonsalvi hat der heilige Vater erklärt, daß er den Minister wechseln könnte, seine Meinung aber nicht wechseln würde. Er hatte die Wahrheit gesagt. Der Cardinal Gonsalvi reichte seine Entlassung ein, um nicht als Urheber des Mißverständnisses zwischen dem heiligen Vater und dem Kaiser betrachtet zu werden, und der Cardinal Casoni kam an seine Stelle. Die Politik des heiligen Stuhles blieb dieselbe. Inzwischen hatte sich ein neues Ungewitter gegen Napoleon zusammengezogen. Der König von Preußen hatte ihn auf das Schlachtfeld gerufen, und der Sieg bei Jena führte den Kaiser nach Berlin. In Preußen wie in Paris beschäftigten ihn die Angelegenheiten mit Rom; er berief in sein Hauptquartier den Cardinal Arezzo, päpstlichen Nuntius in Dresden, und forderte ihn auf, sich zu dem heiligen Vater zu begeben, um diesen wo möglich zu einem Zugeständnisse zu bewegen. Der Mann, der eine große Schlacht gewonnen hat und in einem einzigen Tage eine große Monarchie stürzte, findet gewöhnlich willige Ohren. Pius VII. blieb taub gegen die Vorstellungen Napoleons. Der neue Versuch fand nicht mehr Erfolg, als die früheren. Sobald

der Kaiser ein System nicht aufgiebt, welches die römischen Staaten umschließt, will der heilige Vater jetzt so wenig als früher auf seine Vorschläge achten. Stets sieht man, daß seine Ehre und sein Gewissen ihm dies verbieten.

„Der Kaiser, sagte er *)," wäre mehr zu beklagen, als ich, wenn er der Verletzer der Kirche würde."

Die weltliche Herrschaft Roms angreifen, heißt die Kirche verfolgen. Vergebens will man eine Schranke zwischen der Ausübung seiner geistlichen Gewalt, und der als weltlicher Herrscher ziehen; dieser Unterschied existirte in seinen Augen gar nicht. Bei dieser Art von Fragen achtete er nur auf sich selbst. War sein Entschluß einmal gefaßt, so hing er daran, wie an einer göttlichen Eingebung.

Der Papst war überdieß keinem menschlichen Interesse zugänglich; er hing nicht an seiner Familie, er that nichts für dieselbe; er wäre ohne Reue vom Throne herabgestiegen. Was kann die Diplomatie bei einem solchen Charakter ausrichten?

Obgleich Pius VII. durch sich selbst so ist, wie seine Handlungen uns ihn darstellen, ist es doch auch wahr, daß alle seine Umgebungen dazu beitrugen, ihn in seiner Stimmung zu befestigen. Man sagte laut in seiner Nähe: Wenn der Kaiser uns stürzt, so wird sein Nachfolger uns wieder aufrichten.

Die meisten Mitglieder des heiligen Collegiums sind mehr oder minder mit verschiedenen Mächten verbunden, die mit der französischen Nation Krieg führten, und theilten deren Illusionen. Alle vermutheten, daß wenn

*) Brief an Herrn Alquier vom 21. Januar 1807.

stets neue Verbindungen gegen diese Regierung sich bildeten, würde Napoleon, der hundertmal Sieger war, endlich einmal besiegt werden. Sie hatten Recht, nur ließ die Niederlage sich länger erwarten, als sie vermutheten, so daß sie vor ihm erliegen werden.

So glorreich auch der Feldzug von 1807 war, hatte er doch vor seiner Beendigung noch einige Zeit der Ungewißheit. Während der Kaiser nach der Schlacht bei Eilau sich in seinen Winterquartieren auf neue Siege vorbereitete, entwickelten seine Feinde, die sich auf allen Puncten Europas rührten, besonders in Italien, eine auffallende Thätigkeit. Es handelte sich nicht nur darum, die Bourbons wieder in Neapel einzusetzen, sondern man beschloß auch die Wiedereinsetzung derselben in Frankreich. Aufgefangene Briefe bewiesen, daß dies der Zweck der Oberhäupter dieser Verschwörung war. Fallen wurden gelegt, die Franzosen in Italien zu vertilgen. Unter den Gründen, welche die Nothwendigkeit auferlegten, alle Bonapartes vom Throne zu stürzen, mit dem den Anfang zu machen, der der Schöpfer der Uebrigen war, führte man besonders an, daß dies das einzige Mittel sei, einen dauernden Frieden für die Welt zu begründen, die seit dem Beginn der französischen Revolution durch den philosophischen Geist über den Haufen geworfen wurde. Diese Art der Anklage gegen die Bonapartes beweist hinlänglich, welche Richtung die Mächte nehmen würden, die aus ihren Trümmern entständen. Der Krieg gegen den Kaiser hat nie aufgehört der Krieg gegen die Revolution zu sein.

Während mehrerer Monate hatte Napoleon sich enthalten, unmittelbar mit Pius VII. Briefe zu wech-

seln; er schrieb an den Prinzen Vicekönig nach Mailand und dieser an den heiligen Vater. „Der Papst *)," sagte Napoleon zu dem Prinzen Eugen," will also nicht mehr, daß ich in Italien Bischöfe habe? Wenn das der Religion dienen heißt, wie sollen dann die handeln, die sie zerstören wollen?"

Indeß ließ der Papst die Hoffnung blicken, daß er den durch den Kaiser ernannten Bischöfen die kanonische Weihe geben würde; aber diese Hoffnung **) zeigte sich nur noch als ein schwacher Schimmer in einer umfangreichen Denkschrift, in welcher der heilige Vater alle Schätze seiner theologischen Gelehrsamkeit entwickelt hatte. Ehe er Papst wurde, war er Professor, und nie ließ er die Gelegenheit vorübergehen, die Gewandtheit des Professors zu zeigen. Um den Eifer der Gläubigen zu beleben, beschäftigte der heilige Vater sich damals fast gänzlich mit frommen Werken und schritt zu Heiligsprechungen. Fünf Heilige mehr wurden in die Legenden eingeschrieben. Unter ihnen war auch eine Französin, Colette Boilet, an die man in Frankreich nicht mehr dachte. Diese römische Feierlichkeit, die einzige, die seit einem Jahrhundert Statt gefunden hatte, zog tief aus Böhmen und Ungarn eifrige Katholiken nach Rom.

Man empfing in Rom fast zu gleicher Zeit die Nachrichten von der Einnahme von Danzig, den Schlachten bei Heilsberg und Friedland und den Conferenzen in Tilsit. Im Geiste der Aussöhnung forderte der französische Gesandte den heiligen Vater auf, sich das

*) Brief vom 1. Mai. 1807.

**) Brief des Herrn Alquier vom 18. Juni.

Verdienst zu geben, den König von Neapel vor der Unterzeichnung des Friedens anzuerkennen. Für jeden gewöhnlichen Prinzen rechtfertigt ein wichtiges politisches Ereigniß einen Wechsel des Systems, und man weicht ohne Schmach der Herrschaft des Glückes. So war es mit Pius VII. nicht. Das Glück des Kaisers modificirte nicht seine Gesinnungen. „Ich habe", antwortete er Herrn Alquier *)," den Kaiser mit meinem Entschlusse bekannt gemacht. Nie werde ich von den Entschlüssen zurückkommen, die ich ihm in den Briefen, welche er von mir empfing, mitgetheilt habe."

Unter den Briefen, welche der heilige Vater theils an den Kaiser, theils an dessen Minister geschrieben hatte, waren einige, welche die oberste Gewalt des Papstes über alle Mächte der Erde in Anspruch nahmen, eine Erinnerung, deren gegenwärtige Anwendung dem Manne, der so eben den Frieden von Tilsit dictirt hatte, etwas sonderbar vorkommen mußte.

Auf seiner Rückkehr von Tilsit nach Paris fand daher auch der Kaiser, der auf der Durchreise von Dresden dem Herzogthum Warschau eine Constitution gab, so viel Zeit, aus eben dieser Stadt an seinen Gesandten in Rom und an den Prinzen Eugen nach Mailand zu schreiben, um ihnen seine lebhafte Unzufriedenheit über das Benehmen des heiligen Stuhles auszudrücken. In seinem Briefe **) an seinen Minister, Herrn Alquier, empört sich der Kaiser darüber, daß der römische Hof so weit geht, zu drohen, ihn zu excom-

---

*) Brief vom 20. Juli 1807.

**) Brief aus Dresden vom 22. Juli; er ist zehn bis zwölf Seiten lang.

municiren und für entthront zu erklären. „Sollten Sr. Heiligkeit denn glauben, daß in den Augen Gottes die Rechte des Thrones weniger heilig sind, als die der Tiara? Es gab Könige, ehe es Päpste gab. Sie wollen, sagen Sie, mich bei der Christenheit anklagen? Darin liegt ein Irrthum des Datums von tausend Jahren. Der römische Hof predigt seit 2 Jahren insgeheim die Rebellion. Ich dulde dies von dem jetzigen Papste; ich würde es von einem andern nicht dulden! Was will er thun, indem er mich bei der Christenheit anklagt? Meinen Thron mit dem Interdict belegen? Mich excommuniciren? Denkt er denn, daß die Waffen aus den Händen meiner Soldaten fallen werden? Denkt er den Dolch in die Hände der Völker zu geben, um mich zu ermorden? Diese nichtswürdige Doctrine haben die Päpste gepredigt; aber noch wird es mir schwer, zu glauben, daß Pius VII. die Absicht hege, ihnen nachzuahmen. Es bliebe dann nichts weiter übrig, als zu versuchen, mir die Haare abzuscheeren und mich in ein Kloster einzusperren. Es liegt darin so viel Ueberspanntheit, daß ich nur über den Geist des Schwindels seufzen kann, welcher sich der zwei oder drei Kardinäle bemächtigt hat, die die Angelegenheiten Roms lenken.

„Der jetzige Papst hat sich die Mühe genommen, zu meiner Krönung zu kommen. Ich erkannte in diesem Schritte einen heiligen Prälaten; aber er wollte, daß ich ihm die Legationen abtreten sollte. Ich konnte und wollte das nicht thun. Der Papst ist zu mächtig. Der Papst droht mit einem Aufrufe an das Volk. Also will er an meine Unterthanen appelliren? Was werden sie sagen? Sie werden, gleich mir, sagen,

daß sie die Religion wollen, daß sie aber von einer fremden Macht nichts dulden *). Ich habe meine Krone von Gott und dem Willen meiner Völker. Ich werde für den römischen Hof stets Karl der Große und nicht Ludwig der Fromme sein. Wenn die Priester Roms, durch die Schikane, die sie mir spielen, eine weltliche Vergrößerung zu erlangen glauben, so täuschen sie sich. Ich werde die Legationen nicht für eine Aussöhnung hingeben."

Zum Schluß beauftragte der Kaiser Herrn Alquier, von dem Papst zu fordern, daß er an seinen Minister nach Paris Vollmacht sende, um über die Vorschläge zu unterhandeln, die dem heiligen Stuhle früher gemacht wurden.

Der Brief, den der Kaiser dem Prinzen Eugen von Dresden aus geschrieben hatte, war nicht minder lebhaft. Dieser beeilte sich, den heiligen Vater davon zu unterrichten.

In Folge der Befehle des Kaisers hatte Herr Alquier in den ersten Tagen des Monats August eine Audienz beim Papste. Der heilige Vater willigte ein, eine Unterhandlung zu eröffnen, aber er wollte nicht, daß Paris der Sitz derselben sei. Er weigerte sich nicht, sie zur Unterschrift nach Paris bringen zu lassen; doch in Rom sollten die Verhandlungen Statt finden. Abgesehn von den Gründen, die ihn bestimmten, sagte er, daß sein Nuntius in Frankreich, der Cardinal Ca-

*) Hier stand eine Drohung, den heiligen Vater nur noch als Bischof von Rom anzuerkennen, und durch ein Concil die gallicanische, italienische, deutsche und polnische Kirche zu vereinigen. Diese Stelle aber wurde später durch den Kaiser selbst unterdrückt.

prara, nicht im Stande sei, mit einem so gewandten Redner*), wie Herr Portalis, zu ringen. Bei dieser ersten Conferenz konnte Herr Alquier nichts weiter erlangen. Am nächsten Tage fand eine zweite Statt, deren Eingang nicht sehr ermuthigend war. Der Papst begann damit, ihm zu sagen: „Er sei seit langer Zeit überzeugt, daß die Kirche, um neue Kraft zu gewinnen, einer Verfolgung bedürfe: daß der Glaube lau geworden sei, daß er bereit sei, Alles zu dulden, und sich zu opfern, um die Pflicht zu erfüllen, die der Glaube ihm auferlegte."

Nach zweistündigen Debatten willigte der heilige Vater ein, die Verhandlungen in Frankreich eröffnen zu lassen; aber er wollte sie dem Cardinal Caprara nicht anvertrauen, sondern zog es vor, einen speciellen Unterhändler zu senden, und bezeichnete zu dieser Mission den Cardinal Litta.

Diese Wahl verkündete noch nicht sehr versöhnliche Absichten. Der Cardinal Litta war in der That als einer der Rathgeber bekannt, welche dem guten Einverständniß mit der französischen Regierung am meisten schadeten. Der heilige Vater wurde daher auch aufgefordert, einen andern Unterhändler zu ernennen. Zugleich wurde ihm eine Alternative vorgeschlagen. „Die falsche Politik des römischen Hofes," sagte zu dem Nuntius Carprara Herr von Champagny**), der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten, „hat schon den Verlust von drei Provinzen herbeigezogen.

---

*) „Il più gran parlatore del mundo." Paroles de

**) Note vom 19. August 1807.

Der Kaiser ist weit entfernt, ihm noch drei andere nehmen zu wollen; aber seine Sicherheit würde es fordern, wenn der heiliger Vater fortführe, schlechten Rathschlägen zu folgen.

„Der Kaiser bedarf einer Garantie. Diese muß entweder in einem Wechsel des Systemes der päpstlichen Regierung liegen oder, in einem Mittel der directen Verbindung zwischen dem Königreiche Neapel und Italien. Die Verbindung könnte dadurch bewirkt werden, daß die Mark Ancona, das Herzogthum Urbino und die Provinz Camerino mit einem dieser beiden Königreiche vereinigt würden. In diesem letztern Falle bewahrte der heilige Vater die Neutralität, auf die er so sehr hält; denn sie hörte auf, sehr gefährlich zu sein, weil sie, in einen geringern Kreis gedrängt, dem übrigen Italien die Freiheit seiner Bewegungen und die leichte Verfügung über alle seine Kräfte ließe." — Dieser letztere Vorschlag ist nicht von der Art, freiwillig angenommen zu werden; aber obgleich der heilige Vater keineswegs geneigt ist, auch nur den geringsten Theil seines Territoriums zu veräußern, zeigt er sich doch eben so wenig bereitwillig, die Richtung seiner weltlichen Regierung zu modificiren. Mit vieler Mühe entschließt er sich, einen Unterhändler zu wählen, der Frankreich angenehm sein kann. Herr Alquier macht ihn darauf aufmerksam, daß der Kaiser mit Vergnügen den Cardinal von Bayanne oder den Cardinal Vincenti sehen würde. Der Papst will den Cardinal Pacca senden. Endlich, nach mehreren Tagen des Hin- und Herredens, fügt er sich darein, den Cardinal von Bayanne zu ernennen. Indem er dem Kaiser diese Ernennung meldet, drückt er ihm die Hoffnung aus, daß

alle Schwierigkeiten sich ausgleichen könnten, und spricht von dem verbreiteten Gerüchte, daß der Kaiser eine Reise nach Rom unternehmen würde.

„In diesem Falle *) würden wir Niemandem die Ehre überlassen, einen so erlauchten Gast zu empfangen. Der Pallast des Vaticans, den wir einrichten lassen würden, wäre dazu bestimmt, Ew. Majestät und Ihr Gefolge aufzunehmen. Alle Angelegenheiten, die dann in Paris schon geordnet wären, könnten wir in Rom mit Uebereinstimmung vermehren, und sie zum Wohle der katholischen Religion, deren Stütze Ew. Majestät sein müssen, beglückender machen."

Es ist für Napoleon selbst zu bedauern, daß er damals nicht eine Zusammenkunft mit dem heiligen Vater hatte. Vielleicht hätte er von Pius VII. ein Zugeständniß erlangt, welches ihren Bruch hinderte.

Ehe der Cardinal von Bayanne Rom verließ, sagte er zu Herrn Alquier: Wenn der Kaiser, wie Karl der Große, auf den er sich so gern beriefe, den Titel als Kaiser des Occidents annehmen wollte, so würde der heilige Vater zu dessen Anerkennung wenig Schwierigkeiten machen. Diese Anerkennung des Papstes sollte nach der Behauptung des Cardinals den Beitritt des heiligen Stuhles zu dem französischen Föderativ-Systeme aufwiegen. Es scheint, als habe der Kaiser mehr auf die wirkliche Macht gegeben, die aus der Thatsache der Conföderation hervorging, als auf die Annahme eines Titels, der übrigens mehr als eine Verlegenheit hätte herbeiziehen können. Wir glauben

*) Brief vom 11. September 1807.

nicht, daß er auf diesen Wink des Cardinals von Bayanne irgend ein Gewicht gelegt hat.

In dem Augenblick, wo die Verhandlung eröffnet werden soll, macht der Kaiser, der die Sendung dieses Kardinals nach Frankreich als ein gutes Vorzeichen betrachtet, bekannt, auf welchen Grundlagen er zu unterhandeln denkt *). Es kömmt ihm wenig darauf an, ob in Rom einige Engländer mehr oder minder sich aufhalten. Nur das ist ihm von Wichtigkeit, daß der weltliche Beherrscher Roms in dem Sinne Frankreichs handle, daß er, in der Mitte des großen Reiches liegend, von dessen Armeen umgeben, dessen Interesse und Politik nicht fremd sei. Rom hat sich nie von der Politik Europas getrennt. Häufig hat es eine zu thätige Rolle gespielt, und seine Fürsten waren mehr als einmal die Urheber von Kriegen, welche diesen Theil der Welt verheerten. Doch ist es nicht der Augenblick, sich zu isoliren, wenn diese Isolirung dem Wohle des übrigen Italiens nachtheilig wird. Aus Schonung für die Scrupel des Papstes fordert der Kaiser von ihm nur, sich mit ihm gegen die Türken und gegen die Engländer zu verbinden; gegen die Türken, eine ungläubige Nation, gegen welche die Päpste ehedem die ganze Christenheit aufregten; gegen die Engländer, eine ketzerische Nation, welche sich dem Frieden der Welt widersetzt und selbst bei sich die Katholiken feindlich behandelt. Es ist der Vortheil der Menschheit, es ist die Stimme von 60 Millionen Menschen, welche rufen: „Zwinget England, in Frieden mit uns zu le-

---

*) Brief des Herrn von Champagny vom 21. September an den Nuntius Cardinal Caprara.

ben, uns unsere Küsten, unsere Häfen, unsere Schiffe, unsern Handels- und Seeverkehr zurückzugeben.

Wenn der Papst auf dem Continente allein mit dieser Macht vereinigt bleiben wollte, so war die Pflicht des Oberhauptes vom französischen Kaiserreiche, den Theil seines Gebietes, welcher sich durch seine Politik isoliren wollte, unmittelbar mit seinen Staaten zu vereinigen, und die Dotation Karls des Großen zu vernichten oder aufzuheben, aus der man eine Waffe gegen seine Nachkommen machte. Die Rechte des Thrones sind verschieden von denen des Altares, und man hat zwischen dem Weihbecken und dem Diademe stets einen Unterschied gemacht.

Die Anordnung der geistlichen Angelegenheiten wäre nicht schwer. Für Frankreich darf davon die Rede nicht sein. Die gallicanische Kirche hat ihre Privilegien, und kein Schisma spaltet sie. Der Kaiser hat mehr als das gethan, was das Concordat ihm vorschrieb. Mehr als 40 Millionen wurden von ihm für den Clerus verwendet; er ehrt die Religion und wird sie stets ehren lassen.

In Bezug auf Italien giebt es mehrere streitige Puncte; der erste betrifft die Mönche. Der Wille des Kaisers in dieser Beziehung ist fest, und er wird um so hartnäckiger darauf bestehen, da man in Rom die Wiederherstellung der Jesuiten vorgeschlagen hat. Er wird die Mönche überall vernichten, wohin seine Herrschaft sich erstreckt. Er wird sie durch die Gewalt seiner Gesetze unterdrücken. Auf die Mönche gründet sich die Religion nicht; sie hat lange Zeit vor deren Einsetzung bestanden und geblüht.

Der Kaiser will, daß die venetianischen Provinzen in das für das Königreich geschlossene Concordat mit einbegriffen werden. Wie wäre dies Concordat nicht auf sie anwendbar, da sie einen Theil jenes Reiches bilden?

Endlich will der Kaiser nicht, daß die Bischöfe des Königreiches Italien verpflichtet sein sollen, zu ihrer Institution nach Rom zu gehen. Er willigt jedoch ein, diesen Dispens von dem guten Willen des Papstes zu erhalten.

Für die weltlichen Angelegenheiten wird der Kaiser im Allgemeinen so handeln, wie Karl der Große, dessen Erbe er ist, gehandelt haben würde, wie Karl V. handelte, der weit entfernt war, dieselben Rechte zu besitzen. Dies waren die Grundsätze, nach denen der kaiserliche Minister unterhandeln sollte.

Während man in Paris glaubt, daß die Verhandlungen einen schnellen Gang gehen werden, bereitet man in Rom für den Cardinal von Bayanne Instructionen, die ihn bei jedem Schritte hemmen müssen. Wenn der heilige Vater, seiner persönlichen Neigung einen Augenblick nachgebend, ein wahres Verlangen der Aussöhnung zeigte, übten die Kardinäle Antonelli, Pietro und Roverella, so wie die Mönche, die ihn umlagerten, und seine gewöhnliche Gesellschaft bildeten, auf seinen Geist bald einen starken Einfluß im entgegengesetzten Sinne. Der Cardinal von Bayanne empfing daher sehr umfangreiche Instructionen, doch sehr begrenzte Vollmacht.

Die Temporisation mußte ihr Ziel erreichen. Wir haben gesehen, welche Beschlüsse in Tilsit gefaßt worden waren. Es war zwischen den beiden Kaisern ver-

abredet worden, daß auf dem Continente nicht ein Hafen bleiben sollte, der den Engländern nicht verschlossen wäre. Zwei Mächte widerstehen, Portugal und Schweden. Frankreich marschirt gegen Portugal, und das Haus Braganza verliert dieses Reich; Rußland wird gegen Schweden marschiren, und Schweden wird seine schönste Provinz verlieren. Oesterreich selbst ruft von London seinen Gesandten ab, und schließt sich dem Continental-Systeme an, und während Alles nachgiebt, widersteht der Papst allein! Während es auf dem Continente keine Neutralität mehr geben darf, beharrt der Papst allein dabei, neutral zu bleiben, und seine politische Meinung, auf einen religiösen Beweggrund stützend, fügte er hinzu: „Die Kirche bedarf der Verfolgung." Jede andere Geduld, als die dieses Kaisers, wäre erschöpft worden; er unterhandelte noch ferner, aber er sah voraus, daß die Unterhandlungen fruchtlos sein würden, wenn nicht Gewalt sie unterstützte. Er ließ Herrn von Alquier benachrichtigen*), daß der General Lemarrois mit dem Befehle aufbräche, die drei Provinzen Ancona, Urbino und Macerata zu besetzen. Dieser Minister soll nur in Rom bleiben, wenn man dem Cardinal von Bayanne Vollmacht ertheilt, auf die Basis der Absichten des Kaisers zu unterhandeln.

Plötzlich verwandelt sich die Scene in Rom. „Wenn meine Aussöhnung mit dem Kaiser," sagt der heilige Vater,**) „davon abhängt, daß ich mich gegen

---

*) Brief vom 11. October 1807.

**) Den 21. September 1807.

die Engländer erkläre, so wird die Vereinigung bald vollzogen sein."

Dann verspricht er, dem Cardinal von Bayanne Vollmacht zu ertheilen, um seinen Beitritt zu einem Föderativ-Systeme gegen die Engländer und die Ungläubigen festzusetzen. Was die Mönche betrifft, so ist der Kaiser Herr, sie zu unterdrücken. Sr. Heiligkeit werden es nicht bemerken. So sprach der heilige Vater am 11. October. Er hatte den Auftrag des General Lemarrois und dessen Gegenstand erfahren. Man hatte gehofft, den Kaiser durch den Widerstand zu ermüden, und durch List zu entschlüpfen. Die Nothwendigkeit gebietet und man gehorcht; aber mußte man diese Nothwendigkeit abwarten? Was wird aber aus den Hindernissen des Glaubens und Gewissens, welche der heilige Stuhl seit drei Jahren den Bitten, Vorstellungen und Drohungen des Kaisers entgegensetzte? Der Glaube war also nur ein Vorwand, und das Gewissen ein eitles Wort; die frommen Scrupel dienten nur dazu, menschliche Berechnungen zu verschleiern! Die Betrachtung ist betrübend, aber es ist schwierig, sie nicht zu machen. Uebrigens ist das Zugeständniß mehr scheinbar, als wirklich, und die Scrupel werden nicht zögern, sich zu erneuern.

Sobald der Cardinal von Bayanne in Paris angelangt war, wurde ein Plan von 12 Artikeln von der französischen Regierung vorgeschlagen, der Text einiger Unterredungen zwischen diesem Cardinal und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser Plan enthält nur die schon angegebenen Bedingungen. Hier das Wesentlichste davon:

Die Artikel 1 und 2 enthalten für den Kaiser die Verpflichtung, das Interesse des heiligen Stuhles gegen die Engländer und die Ungläubigen zu vertheidigen; für den heiligen Vater, in allen Kriegen gegen die Ungläubigen und die Engländer gemeinsame Sache mit Frankreich zu machen.

Der Artikel 3 bestimmt, daß die Häfen des Kirchenstaates den Engländern geschlossen sein, und die Bewachung von Ancona, Ostia und Civita-Vecchia französischen Truppen übertragen sein sollen.

Nach dem Artikel 4 sollen in Ancona unter der Leitung eines französischen Offiziers Arbeiten vorgenommen werden.

Nach den Artikeln 5 und 6 hat der heilige Stuhl für die Verpflegung der französischen Truppen in Ancona und die, welche durch den Kirchenstaat marschiren, zu sorgen.

Die Artikel 7 und 8 beziehen sich auf die Anerkennung der Könige von Neapel und Italien, und die Verzichtleistung aller Rechte des heiligen Stuhles auf das Königreich Neapel.

Die Artikel 9, 10, 11 und 12 setzen die Zulassung einer Anzahl französischer Cardinäle, einem Drittel der Totalität gleich, in die Consistorien fest; die Ausdehnung des Concordates für das Königreich Italien und für die venetianischen Provinzen; die Verpflichtung des heiligen Stuhles, Nichts gegen die Freiheit der gallicanischen Kirche zu thun; ein Concordat für die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands zu schließen.

Wenn die Zusicherungen, die Herrn Alquier am 11. October gemacht wurden, aufrichtig waren, so scheint unter diesen Bedingungen kein Artikel zu sein,

über den es nicht möglich wäre, sich zu verständigen; aber es scheint, als hätte der Papst es sich bald zum Vorwurf gemacht, dem Cardinal von Bayanne zu weitausgedehnte Vollmachten gegeben zu haben; er gab ihm in der Person des Cardinal della Genga *) einen Collegen, und wenige Tage nach der Ankunft dieses letztern in Paris, empfing der Cardinal von Bayanne von dem heiligen Vater einen Courier, der ihm das Verbot brachte, daß er irgend eine der Stipulationen, in die er einwilligen zu müssen geglaubt hätte, nicht unterzeichnen sollte, ohne sie vorher nach Rom zu senden. Das hieß auf's Neue in unendliche Längen zurücksinken. Auf die Notification, welche der Cardinal hiervon dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten machte, antwortete Herr von Champagny, der den Kaiser nach Mailand begleitet hatte, daß der Kaiser mit Schmerz diese Suspension seiner Vollmacht sehe.

Der heilige Vater beharrte dabei, den König von Neapel anerkennen zu wollen; die Vermehrung der Zahl der französischen Cardinäle wollte er nicht bewilligen, und eben so wenig neue Arbeiten in Ancona vornehmen lassen? Wie ist es möglich, daß ein aufgeklärter Fürst wegen solcher Schwierigkeiten das Loos seiner Staaten gefährden kann? Bei der Rückkehr von der Reise nach Mailand endet Herr von Champagny, nachdem er dem Cardinal von Bayanne noch einmal die Klagen des Kaisers gegen den heiligen Stuhl aufgezählt hatte, damit, daß er sagt: „So werde denn die Verhandlung abgebrochen *), weil der Papst es so

---

*) Dieser Kardinal wurde später Papst.

**) Note vom 9. Januar 1808.

will, und es finde zwischen seinen Staaten und denen Sr. Majestät kein friedlicher Verkehr mehr Statt."

Indem Herr von Champagny dem Cardinal della Genga eine ähnliche Mittheilung macht, erwähnt er zugleich, daß, wenn die Gesinnungen des heiligen Vaters sich ändern sollten, die in Rom begonnenen Unterhandlungen wieder angeknüpft werden könnten, und daß der Kaiser dies selbst aus Theilnahme für die Kirche und den heiligen Stuhl lebhaft wünschte.

Von diesem Augenblicke an wurde die Besitznahme aller römischen Staaten beschlossen, eine Besitznahme, die nur temporär sein sollte, wenn der Papst die französischen Vorschläge einging, die aber definitiv werden sollte, wenn er bei seinen Weigerungen beharrte. Es wurden Befehle expedirt, daß die französische Armee am 25. Januar in Perusa, am 3. Februar in Rom sein sollte. Die Bestimmung der Armee auf ihrem Marsche schien für Neapel zu sein. Der Commandeur dieser Armee, der General Miollis, sollte die Engelsburg besetzen lassen. Sein Titel sollte der eines Commandeur der adriatischen Division sein. Der heilige Stuhl sollte seine Truppen unter die Gewalt dieses Generals stellen, und der Letztere sich nicht in die Verwaltung des Landes mischen.

In den Instructionen zur Vollziehung dieser Befehle, sowohl an den General Miollis, als an den französischen Gesandten in Rom, erklärte der Kaiser aufs Neue *), daß er dem Papste nichts rauben wolle, daß er nichts von ihm fordere, als seinem Systeme beizutreten. Diese Versicherung wurde unter

*) Den 22. Januar 1808.

zwanzig verschiedenen Formen wiederholt. Der Kaiser will in Rom keinen andern Einfluß ausüben, wie den, welchen er in Neapel, in Spanien, in Baiern, und den anderen deutschen Staaten des Rheinbundes ausübte. Er wollte daher nicht Herr in Rom sein, sondern dort nur so viel herrschen, als nöthig ist, damit dieser kleine Planet keine rückgängige Bahn verfolge, und der der großen Körper widerstrebend, die ihn umgeben, und denen er folgen muß. Drei Jahre der Verhandlungen konnten dies Resultat nicht herbeiführen. Drei Tage der Ausübung militärischer Gewalt bringen zum Ziele; aber der Kaiser wünscht sehr, nicht weiter gehen zu müssen. In diese Erklärung mischen sich dennoch Drohungen der Einverleibung, wenn der heilige Stuhl Bullen geben oder andere feindliche Bekanntmachungen gegen ihn erlassen sollte.

Den Fall der Hartnäckigkeit des heiligen Vaters hat der Kaiser vorausgesehen. Für diese Hypothese *) zögert er nicht mehr. Der Aufenthalt der Truppen in Rom muß das Volk daran gewöhnen, mit ihnen und unter ihrer Polizei zu leben, damit, wenn der päpstliche Hof fortfuhr, sich so unsinnig zu zeigen, wie bisher, er allmälig aufgehört hatte, zu existiren, ohne daß man es bemerkte. Das Wort war gesprochen, und die Hypothese angedeutet, wo die weltliche Herrschaft Roms enden konnte.

Wenn der Kaiser die bestimmte Absicht hatte, sich später der römischen Staaten zu bemächtigen, so war seine Handlungsweise übel verstanden. Man würde ihn weniger tadeln, sich des Kirchenstaates zu Anfang

*) Brief vom 23. Februar 1808.

1808 bemächtigt zu haben, als da er noch ein Jahr länger mit dem heiligen Vater unterhandelte, um damit zu endigen, ihm 1809 seine Staaten zu entreißen. Alles befugt uns, zu glauben, daß Napoleon aufrichtig nichts weiter wollte, als den heiligen Vater zwingen, gegen Frankreich eben die Stellung anzunehmen, wie die Fürsten des Rheinbundes; aber selbst in diesem Falle war der Weg, den er verfolgte, unpolitisch. Es wäre besser gewesen, an eben dem Tage, an welchem unsere Armee in Rom einzog, die weltliche Macht des Papstes zu vernichten, die man ihm später zurückgeben konnte, als eine Civil-Regierung neben einer militärischen bestehen zu lassen, was beständige Reibungen herbeiführen mußte. Bisher waren alle Debatten in das Kabinet der beiden Fürsten zurückgedrängt, und das Publicum wußte nichts davon. Der Streit wird an den hellen Tag kommen; die Verhandlungen haben den Thaten Platz gemacht, und der Schein wird für den heiligen Vater und gegen den Kaiser sein. Die Formen der Verfolgung werden der Festigkeit Pius VII. mehr Glanz verleihen, und dieser Papst, der ungeachtet seiner äußern Demuth stolz auf den Kampf ist, den er allein, ohne Truppen, gegen den mächtigsten Monarchen der Erde besteht, wird aus diesen Umständen neue Beweggründe noch größerer Unbeugsamkeit schöpfen. Durch die Darlegung der Thatsachen, die wir aufgestellt haben, kann man jedoch urtheilen, ob es der Kaiser allein ist, den man wegen der strengen Maßregeln anklagen muß, zu denen er sich nach drei Jahren des Streites und nutzloser Vorstellungen entschlossen hat.

In dem Augenblicke, wo in Paris am 9. Januar die Unterhandlungen mit dem Cardinal von Bayanne abgebrochen wurden, übergab der französische Gesandte in Rom ein Ultimatum von 6 Artikeln. Von Seiten des heiligen Vaters wurden stets dieselben Schwierigkeiten gemacht. Er willigte ein, seine Häfen den Engländern zu schließen, doch nur für den gegenwärtigen Krieg, und ohne sich in einen Offensivtractat einzulassen. Sein Gewissen erlaubte ihm nichts weiter. Der französischen Geistlichkeit ein Drittel der Ernennung der Cardinäle zu gewähren, hieße, die kirchlichen Grundsätze umstürzen. Den König von Neapel ohne Huldigung, Zelter und Tribut anerkennen, hieße die Rechte der Souveränetät des heiligen Stuhles verletzen. Am 29. Januar ließ er Herrn Alquier rufen, um ihm seine Absichten mitzutheilen. „Der Kaiser will Alles oder Nichts", sagte er ihm; „Sie wissen, in welche Artikel ich willige, und die andern kann ich nicht unterzeichnen. Ein militärischer Widerstand wird nicht Statt finden können. Ich ziehe mich in die Engelsburg zurück. Man wird nicht einen Schuß thun, aber Ihr General muß die Thore sprengen lassen. Ich werde mich in den Eingang des Forts stellen. Die Truppen müssen über meinen Leib marschiren, und die Welt wird sehen, daß der Kaiser den, der ihn salbte, unter die Füße treten ließ. Gott wird das Uebrige thun."

Diese Worte Pius VII. sagen sein späteres Benehmen voraus. Für den Augenblick waren sie nichts, als ein eitler Ausdruck von dem Zorne des Menschen und dem Stolze des Pontifex. Man war nicht gezwunzen, die Thore der Engelsburg zu sprengen.

Der Commandant übergab sie bei der ersten Aufforderung. Darauf folgten sogleich eine Protestation des heiligen Vaters und Noten seines Ministers.

„Der heilige Vater legt seine Sache in die Hände Gottes, da er in der Demuth seines Herzens *) auf den unerforschlichen Urtheilsspruch des Allerhöchsten sich stützt; da er aber die unerläßliche Verpflichtung, die Rechte seiner Herrschaft zu sichern, nicht verletzen will, hat er uns befohlen, zu protestiren, wie er protestirt, in seinem Namen und im Namen seiner Nachfolger, gegen jede Besitznahme seiner Staaten, und er verlangt, daß die Rechte des heiligen Stuhles auf dessen Besitzungen für jetzt und für die Zukunft unangetastet und ungetheilt bleiben.“

Von diesem Augenblicke an wurde jede Handlung der französischen Armee der Grund zu einer Reclamation der päpstlichen Regierung bei dem französischen Gesandten und einer Berathung zwischen den fremden Gesandten in Rom; dem französischen seinerseits mangelte es nicht an Gegenständen zu Klagen. Die erste bezog sich auf den heftigen Styl der Proclamation, welche auf Befehl des Staatssecretariates über die Ankunft der Franzosen angeschlagen wurde, und das Staatssecretariat antwortete, daß es nur dem ausdrücklichen Willen des heiligen Vaters gehorcht hätte. Man sieht voraus, welche ärgerlichen Umstände der tägliche Conflict zwischen zwei widersprechenden Willensmeinungen herbeiführen wird. Der General Miollis und sein Generalstab wurden jedoch Sr. Heiligkeit vorgestellt, welche dieselben mit vieler Ehrenbezeigung em-

*) Erklärung des Cardinal Casoni vom 2. Februar 1808.

pfing. „Sie sind durch ihren Muth in Europa berühmt. Ich lasse der Sorgfalt, mit der Sie die Disciplin aufrecht erhalten, Gerechtigkeit widerfahren."

Einen Augenblick machte der wohlwollende und freundliche Mann dem hartnäckigen und habsüchtigen Papste Platz. „Man hat den Papst in Frankreich nicht gekannt *)," schrieb Alquier an Herrn von Champagny, „wenn man ihn als einen sanften, einfachen und zugänglichen Menschen schilderte. Man muß darauf gefaßt sein, daß er mit dem größten Ansehen, von dem Range, den er einnimmt, herabsteigt; man wird ihn von einer lebhafteren und allgemeineren Theilnahme umringt sehen, als man sich einbildet."

Die Voraussagung war richtig; sie wird sich in ihrer ganzen Ausdehnung erfüllen.

Die Feindseligkeit wurde von Seiten des heiligen Stuhles begonnen. Es war in Rom ein Gebrauch, daß der Papst am Tage der Lichtmesse Kerzen weihete, welche dann auf seinen Befehl an alle catholische Beherrscher vertheilt wurden. Bis 1808 waren die Prinzen und Prinzessinnen der kaiserlich französischen Familie in diese Vertheilung mit einbegriffen worden, aber 1808 hatten sie an dieser Gunstbezeigung nicht Theil. Napoleon erinnerte sich daran, als er Ende dieses Jahres, wie wir später sehen werden, in Spanien die englische Armee auf dem Rück-

---

*) Bei der Wahl Pius VII. hatte ein Cardinal gesagt: „Ihr wollt Chiaramonti? Er wird ein kleiner Papst in kleinen Angelegenheiten sein, würden aber die Umstände groß, so würde er eben so groß werden, als sie.

zuge nach Corogna verfolgte. „So," schrieb er *) an seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten," will ich, daß man sich gegen mich benehmen soll. Mein Bevollmächtigter wird bekannt machen, daß ich am Tage der Lichtmeß geweihte Kerzen von meinem Pfarrer empfange; daß weder der Purpur, noch die Macht dergleichen Dingen Werth verleihen. Es kann in der Hölle eben so gut Päpste, wie Pfarrer geben. Die Kerze, welche ein Pfarrer weihte, kann daher eine eben so heilige Sache sein, als die des Papstes. Ich will die nicht empfangen, welche der Papst giebt, und alle Prinzen meiner Familie sollen eben so handeln."

Gleich in den ersten Tagen der Besetzung Roms hat der Papst dem französischen Gesandten erklärt, daß er sich als gefangen betrachte, und daß er auf keinen Antrag hören würde, so lange französische Truppen in seiner Hauptstadt lägen. Um Europa glauben zu machen, daß er wirklich ein Gefangener sei, änderte er alle seine Gewohnheiten. Täglich machte er früher eine Spazirfahrt; jetzt nicht mehr. Täglich besuchte er sonst die Kirchen; jetzt nicht mehr. Er schien zu beklagen, daß seine Gefangenschaft nicht wirklich war. Weit entfernt, der Furcht zugänglich zu sein, sieht man, daß er sogar die Unruhen und die Hemmungen liebte, die seine Regierung bezeichneten; er fand, daß sie seinem Pontificate einen Charakter der Größe verliehen, der ihn der Theilnahme der Geschichte empfahl. Napoleon that Alles, was er konnte, um nicht den Schein auf sich zu laden, als halte er den Papst in der Engelsburg gefangen, wie Karl V. that. Pius

*) Brief aus B.navente vom 1. Januar 1809.

VII. dagegen wollte mit derselben Strenge behandelt werden, wie Clemens VII., um zu zeigen, daß er nicht fähig sei, gleich ihm, seine Freiheit zu erkaufen. Die Zukunft wird sowohl den Papst, wie den Kaiser, Lügen strafen. Obgleich am 9. Januar Herr von Champagny die Verhandlungen mit dem Cardinal von Bayanne abgebrochen hatte, blieb er doch noch im Verkehr mit demselben. Am 13. Februar schrieb er ihm: „Die französischen Truppen werden in Rom bleiben, bis der heilige Vater der italienischen Conföderation beigetreten ist, und sich der Off- und Defensiv-Allianz angeschlossen hat, welche der Kaiser der Franzosen, der König von Italien und der König von Neapel unterzeichnet haben. Diese Bedingung ist das sine qua non der Vorschläge des Kaisers. Der Papst muß noch außerdem auf seine Ansprüche auf Neapel verzichten. Oberlehnsherrlichkeit, Zelter, Tribut sind jetzt unzuläßliche Dinge. In Erneuerung dieser Erklärungen macht der Kaiser auch seinerseits ein Zugeständniß. Er entsagt der Ernennung einer Anzahl von Cardinälen, welche der Bevölkerung seines Reiches verhältnißmäßig ist. Er will sich mit der Zahl begnügen, welche den Staaten angehörte, die mit Frankreich vereinigt worden sind, und willigt ein, dies zum Gegenstande einer besondern Unterhandlung zu machen."

An demselben Tage ertheilte man Herrn Alquier den Befehl, sich in diesem Sinne in Rom auszusprechen, und besonders, diesen Hof zu veranlassen, sich aller feindseligen Publicationen zu enthalten. Der Krieg der Bekanntmachungen hatte begonnen. Es herrschte selbst noch eine andere Art von Krieg, den der Papst nicht führte, wohl aber seine geistliche Ar-

mee. Beichtstuhl und Kanzel sprachen schon manches mehr oder minder kühne Anathema gegen die Franzosen aus. Unter andern Beispielen hatte ein Augustinermönch in einer Predigt die deutlichste Anspielung auf die gegenwärtige Lage der Kirche gemacht, indem er die Geschichte der Maccabäer erklärte, und an die Verfolgungen des Antiochus gegen den Oberpriester erinnerte. Seine leidenschaftlichen Schilderungen hatten sein ganzes Auditorium lebhaft aufgeregt. In der Nacht, welche dieser brandstiftenden Rede folgte, wurden die Madonnen-Bilder in der Nähe der Kirche zertrümmert; am Morgen versammelte man sich, und die frommen Seelen ergossen sich in Erwünschungen gegen die Franzosen, die unfehlbaren Urheber dieser Profanation.

So ging der Fanatismus Verirrungen voran, die gefährlich hätten werden können, wenn die feste Hand der französischen Behörde sie nicht zu unterdrücken verstanden hätte. Uebrigens herrschte dieser Fanatismus nur in den niedrigsten Reihen des Clerus und des Volkes. Es giebt nichts weniger fanatisches als die römischen Cardinäle. Bei ihnen ist alles Berechnung; aber den Fanatismus, den sie selbst nicht haben, nähren sie in Anderen, wenn er ihren Absichten nützlich sein kann. Die Meinung der Bewohner von Rom verdient kaum in Anschlag gebracht zu werden. Ohne Zweifel giebt es hier, wie anderwärts, Aufgeklärtere, die sich nach Verbesserung in der Ordnung der Gesellschaft, zu welcher sie gehören, sehnen. Diese Anzahl ist nicht beträchtlich; damit sie wachse, müssen die Ereignisse diese Art die Neigung begünstigen. Im Allgemeinen hängen die Männer der höhern Classe aus Interesse am Papstthume. Einige, gegen Neues ziemlich

gleichgültig, sind bereit, die Herrschaft anzuerkennen, welche das Glück ihnen aufdrückt. Nach dem Pontificate ist die erste Würde die des Senators von Rom. Diese Person repräsentirt in der modernen Welt allein den alten römischen Senat. Dieser Senator von Rom ist ein Dilettante, der eine Reise nach Neapel nur aus dem Grunde machte, die Musik Zingarelli's zu hören. Patriotismus und Nationalgefühl sind in Rom unbekannt; dagegen aber giebt es Unwissenheit, Aberglauben, glühende Leidenschaften und die Gewohnheit, den Dolch zu handhaben, sämmtlich Elemente, welche der Clerus, wenn er will, vortrefflich zu benutzen versteht, und gegen welche die französische Autorität wohl thut, sich zu wahren.

Um die Zahl der schlechten Rathgeber zu vermindern, welche den heiligen Vater umlagerten, empfingen die neapolitanischen Cardinäle von dem französischen General Miollis die Aufforderung, sich nach Neapel zu begeben, um ihrem neuen Herrscher den Eid zu leisten. Dieser den Cardinälen ertheilte Befehl erschien dem heiligen Vater als eine Schmähung. Er verbot ihnen *), zu gehorchen. Einer von ihnen begab sich zu ihm, um ihn im Namen aller zu bitten, diesen Befehl zurückzunehmen. Er verweigerte es. Nach einer langen Discussion erlaubte er ihnen, nach Neapel zu gehen, doch unter der Bedingung, sich mit Gewalt dahin abführen zu lassen. In diesem Falle befugte er sie, den Eid zu leisten, doch nur als Unterthanen; er verbot ihnen, denselben als Cardinäle ab=

---

*) Brief des Cardinal Doria Pamphili, Staatssecretär, vom 8. Februar, an die neapolitanischen Cardinäle.

zulegen. Ihre Gegenvorstellungen rührten ihn nicht. „Nun gut,“ sagte er ihnen, „so werden Sie Märtyrer.“ Nach der Ansicht des heiligen Vaters sollte die gewaltsame Wegführung die Verfolgung beweisen, aus welcher das Schisma hervorgehen mußte, das einzige Mittel zur Rettung der Kirche. Es ist ein Mensch, den wir für wahrhaft fromm halten wollen, dieser Papst Pius VII., der sich so ausdrückt! Sonderbare Wirkung der Verirrung, welche die gehässige Vermischung des weltlichen und ewigen Wohles hervorbringt! Einige Cardinäle reisten von selbst ab; Andere warteten auf die Anwendung der Gewalt, sich zu entschließen.

Im nächsten Monat wurde diese Maßregel, die sich zuerst nur auf die neapolitanischen Cardinäle bezog, auch auf die von Genua, von Piemont und des Königreichs Italien ausgedehnt. Der Groll des heiligen Vaters brach in seiner ganzen Bitterkeit aus. Ihn von den Mitgliedern des heiligen Collegiums trennen, hieß, die geistige Gewalt der Kirche zerstören. Die Briefe, welche der Staatssecretär an die Cardinäle und auswärtigen Minister richtete, waren ein Aufruf an den Urtheilsspruch Gottes und der Menschen über diese unerhörten Schmähungen der Würde des Kardinalates, welche zu gleicheine Schmähung für die geheiligte Person des heiligen Vaters ist.

Stündlich erhoben sich viele andere Schwierigkeiten zwischen der französischen Behörde und dem heiligen Stuhle. Dieser hatte sich der Verwaltung der Posten bemächtigt; er hatte Aufseher in den Druckereien angestellt, die päpstlichen Truppen den französischen einverleibt. Um zu beweisen, daß er die Trup=

pen, welche einem fremden Commandeur gehorchten, nicht mehr als die seinigen anerkenne, gab der Papst den Truppen, welche die Garde seiner eignen Person bildeten, eine besondere Kokarde. Sogleich wurde diese neue Kokarde auch den päpstlichen Truppen ertheilt, die den französischen einverleibt waren. Nicht einer dieser Umstände, der nicht Diskussionen, Erklärungen und Protestationen aller Art herbeigeführt hätte. Wir erwähnen dieser Thatsachen, ohne sie zu entschuldigen. Sie sind die traurige Folge von der falschen Lage einer Militärgewalt, welche die in den Händen des Papstes, zu fesseln suchte, indem sie dieselbe gleichwohl zu achten schien. Die wahre Achtung war unverträglich mit den Vorsichtsmaßregeln, welche die Klugheit gebot; eine unbedingte Entbindung aller Gewalt in den Händen des heiligen Vaters, oder selbst seine offene Unterdrückung, hätte mehr Würde gehabt, und geringere Verlegenheiten herbeigeführt, als die zweideutige Lage, in der man, indem man ihm eine Art der Freiheit der Handlung lassen wollte, ohne Unterlaß beschäftigt ist, eben diese Handlungen zu hemmen und alle Bewegungen der Freiheit zu unterdrücken. So wollte der Papst eine neue Abgabe ausschreiben, und die französische Behörde widersetzte sich derselben, weil sie darin die Absicht erblickte, die Gemüther gegen die Franzosen zu erbittern, deren Gegenwart allein diese neue Last herbeigeführt zu haben scheinen mußte.

Da erließ der Papst ein Breve mit der Drohung der Excommunication gegen den Kaiser der Franzosen. Nachdem er die Ursachen seiner Klage gegen Napoleon aufgezählt hatte, Klagen, die sich sämmtlich auf weltli-

che Gegenstände bezogen, fügte der heilige Vater hinzu: „Sie mißbrauchen die Gewalt, indem sie die heiligsten Pflichten unter die Füße treten, besonders aber zum Nachtheil der Kirche. Sie werden uns so zwingen, in der Demuth unseres Herzens Gebrauch von der Gewalt zu machen, welche der allmächtige Gott in unsere Hände legte." —

Einige Schriftsteller haben seitdem dieses apocryphische Breve ausgelegt. Wir setzen keine Wichtigkeit darin, diese Anspielung Lügen zu strafen. Aber wenn der Papst 1809 den Kaiser Napoleon wirklich excommuniciren konnte, sehen wir nicht ein, weshalb man ihn davon rein zu waschen sucht, daß er 1808 die Drohung der Excommunication machte. Es liegt im Gegentheil in dem Gebrauche und vielleicht in der Pflicht des römischen Hofes, zu warnen, ehe er den Streich führt *), und das communicatorische Breve vom 27. März ist weder mehr noch minder heftig, als zwanzig andere ganz authentische Actenstücke, die von dem heiligen Stuhle ausgingen.

Der französische Gesandte Alquier hatte Rom verlassen, jedoch mit Bestellung eines Chargé d'Affaires. Der Papst ging noch weiter; er nahm die Vollmacht seines Legaten in Frankreich, des Cardinal Caprara, gänzlich zurück. Der Cardinal gab der französischen Regierung von seiner Rückberufung in den letzten Tagen des Monat März Kennntniß. Die erste Ant-

---

*) So hat 1833 ein anderer Papst ein Excommunications-Breve gegen den Kaiser Don Pedro bekannt gemacht, der in Portugal im Namen der Königin Dona Maria, seiner Tochter, handelte.

wort des Kaisers auf diese Notification war ein Dekret *) vom 2. April, welches die Einverleibung der Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino mit dem Königreich Italien aussprach. Die andren Bestimmungen dieses Dekretes ordneten die Organisation dieser Provinzen in drei Departements, nach den Gesetzen und Vorschriften dieses Königreiches: Dies war die erste Spoliationsacte, welche der Kaiser gegen Pius VII. übte. Nach der Kenntniß, welche wir jetzt von dem Charakter des Papstes haben, ist es leicht vorauszusehen, daß nichts ihn zum Nachgeben bewegen kann, und daß seine Hatnäckigkeit ihn unvermeidlich zum gänzlichen Verluste seiner Staaten führen muß. Ist diese Hartnäckigkeit lobens- oder tadelnswerth? Hat bei dem Streite, der unter unsern Augen geführt wurde, der heilige Vater oder Napoleon Unrecht? Haben sie nicht bis auf einen gewissen Punct beide Unrecht, beide Recht? Konnte der Kaiser sich nicht mit der Bewilligung des Papstes begnügen, seine Häfen den Engländern während des gegenwärtigen Krieges zu schließen, ohne ausdrücklich zu verlangen, daß er mit den Königreichen Italien und Neapel in ein Schutz- und Trutzbündniß trete? Und hat nicht der Papst seinerseits, als der Kaiser nichts weiter von ihm forderte, als sich mit ihm in die Lage zu versetzen, in der die meisten Mächte des Continents sich befanden, durch seine hartnäckigen Weigerungen, mehr Starrsinn als wahre Festigkeit gezeigt? Heißt

*) Da die Rücksichten, auf welche der Kaiser dieses Dekret stützt, von dem heiligen Stuhle bestritten werden, behalten wir uns vor, sie später anzugeben.

das nicht, mehr auf die Worte als auf die Dinge achten? Ist es nicht auch eine unpassende Forderung Pius VII., nach allen Umwälzungen, welche Italien seit funfzehn Jahren erlitten hatte, als Preis für die Anerkennung des Königs von Neapel, noch den Tribut und den Zelter zu fordern, einen alten Anspruch, der in Zeiten, die von uns sehr fern liegen, schon so viele Streitigkeiten veranlaßt hat? Jeder Mensch, der einer Meinung, welche sie auch sei, seine Macht und seine Besitzungen opfert, giebt ohne Zweifel jederzeit einen großen Beweis seiner Selbstverläugnung. Mischt sich in diese Meinung noch ein, selbst blindes, religiöses Interesse, so erscheint sie noch achtungswerther. Aber auf der andern Seite muß man auch eingestehen, daß die Forderungen des Kaisers nichts hatten, was nicht der heiligste der Päpste hätte annehmen können; daß der Papst in Begünstigung seiner Staaten eine ungewöhnliche Ausnahme forderte, die durch nichts gerechtfertigt wird, und daß endlich, wenn dieser Kirchenfürst seine weltliche Macht verliert, dies geschieht, weil er es gewollt hat, da er sie durch ein Wort bis zum letzten Tage retten konnte. Obgleich die Entwickelung vorausgesehen wird, hört doch die Fortsetzung dieser Streitigkeiten, deren Bericht wir später wieder aufnehmen werden, nicht auf, für die Neugier Reiz zu haben, weil der Kampf zwischen einer moralischen und einer materiellen Macht stets interessant bleibt. Obgleich es hier der Kampf des religiösen Geistes eines andern Jahrhunderts gegen den philosophischen Geist des unsrigen ist, läßt er es doch in Zweifel, auf welcher Seite sich die gewandteste Politik befindet — in der stolzen Ueberspanntheit christlicher Demuth, die

sich absichtlich in die Trübsale stürzt, die sie meiden konnte, oder in der Macht, die außerdem überlegt ist, doch über Hindernisse zu ungeduldig, die sich allmälig zu strengern Maßregeln ohne Frucht und zu einer Eroberung ohne Ruhm fortreißen läßt.

Viertes Kapitel.

Auswärtige Angelegenheiten.

Kontrast in dem Benehmen Napoleons gegen Papst Pius VII. und dem gegen die Bourbons in Spanien. — Bewegung französischer Truppen gegen Spanien. — Außerordentliche Contribution in Portugal ausgeschrieben. — Nachforschungen Napoleons über die Stimmung des spanischen Volkes. — Die Stimmung der Massen ist dem Kaiser günstig. — Neigung Napoleons, die Provinzen am Ebro anzunehmen. — Verderbliche Mischung eines Familien-Ehrgeizes mit einem Ehrgeize französischer Interessen. — Alte Ansprüche Frankreichs auf Catalonien und Navarra. — Rechtfertigungsgründe für das Eindringen der Franzosen in Spanien. — Scheinbare vorläufige Zustimmung von Seiten des Friedensfürsten. — Thätiger Verkehr zwischen Paris und Madrid. — Vorbereitungen zur Abreise des Friedensfürsten und selbst des Königs. — Gerüchte über die Abreise des Hofes nach Mexico. — Proclamation des Königs, um diese Gerüchte zu widerlegen. — Aufstand in Aranjuez gegen den Friedensfürsten. — Aehnliche Unruhen in Madrid. — Abdankung Karls IV. — Verhaftung des Friedensfürsten. — Schritt Ferdinands VII. bei Napoleon. — Protestation Karls IV. gegen die Gewaltthat, welche seine Abdankung herbeiführte. — Verhandelte Uebereinkunft zwischen Frankreich und dem Friedensfürsten, unmittelbar vor den Ereignissen in Aranjuez. — Einzug der Franzosen in Madrid, unter den Befehlen Mürats,

Großherzogs von Berg. — Einzug des neuen Königs Ferdinand in diese Hauptstadt. — Schutz, welchen der Großherzog von Berg dem alten König gewährt. — Ferdinand wird der Rath ertheilt, dem Kaiser entgegenzugehen. — Wunsch der Spanier für die Ankunft Napoleons in Madrid. — Verkehr der alten Monarchen mit dem Großherzog von Berg. — Anklagen der Königin gegen ihren Sohn. —

Drei Jahre fruchtloser Anstrengungen, um Pius VII. für das System Frankreichs zu gewinnen, haben den Kaiser nur zu der Besetzung eines Theiles vom Kirchenstaate geführt. Bayonne wird ihn uns entschlossener und thätiger in Beziehung auf das Haus Spanien zeigen. Weshalb dieser Unterschied? Ohne Widerrede hatten die eigene Natur der kirchlichen Herrschaft und besonders die Erinnerung, die der Kaiser an die Reise des heiligen Vaters zu seiner Krönung nach Frankreich bewahrte, ihm Mäßigung geboten; aber noch ein anderer Grund hat auch Einfluß auf sein Betragen geübt. Außer der höchsten kirchlichen Würde liegen noch in der Person Pius VII. eine Erhebung, eine Kraft des Widerstandes, welche machen, daß man den Menschen ehrt, wenn auch die Politik gegen den Fürsten gereizt wird. Mehr als irgend Jemand liebte es Napoleon, sei es nun aus Gefühl, sei es aus Berechnung, sich den Huldigungen anzuschließen, welche die öffentliche Meinung der Tugend darbringt. Während er auf dem Feldzuge gegen Preußen aus Cassel den Kurfürsten von Hessen verjagt, der in Deutschland wegen seines Geizes verachtet wird, bezeigt er dem Kurfürsten von Sachsen, einem Fürsten, den seine Un-

terthanen vergöttern und Fremde ehren, die größte Achtung. Aus diesem Kurfürsten macht er einen König, und, weit entfernt, ihn seiner Staaten zu berauben, verleiht er ihm neue Besitzungen, indem er es laut bekannt macht, daß er auf die Freundschaft dieses Fürsten, als auf seine schönste Eroberung, stolz ist. Versetzen wir ihn in Gedanken mit dem König von Sachsen nach Madrid. Nehmen wir Unruhen in dessen Familie an, und daß Napoleon zum Vermittler aufgerufen wird, so würde er nie daran denken, ihn zu entthronen. Nicht ganz ohne Grund betrachtet die christliche Philosophie den Cyrus und Alexander als die Werkzeuge der himmlischen Rache: Diese außerordentlichen Menschen bewirken solche große Umwälzungen nur da, wo sie durch die Fehler der Regierungen leicht gemacht sind, und wo waren sie je so gut vorbereitet, als in Spanien? Bei dem Könige Karl herrschte moralische Entwürdigung, ein blindes Vorurtheil gegen den ehemaligen Geliebten seiner Frau, welcher der Herr Beider geworden war; bei der Königin, eine alte Verderbtheit, die jedes mütterliche Gefühl in ihr ausgesogen hatte; bei dem Prinzen von Asturien, eher Mangel jeder Tugend, als die Kraft zu einem Laster, aber eine Schwäche, die fähig war, den schlechtesten Rathschlägen zu folgen, und eine Feigheit, die dann nicht zauderte, seine Rathgeber zu opfern. Dies ist, wie man erkannt haben wird, das spanische Königthum in seiner Gegenwart und in seiner Zukunft. Im Vergleich zu dieser königlichen Nichtigkeit, neben dieser Art von dynastischem Cretinismus, ist der Friedensfürst, ein ganz gewöhnlicher Mensch, beinahe ein göttliches Wesen. Wer dies Innere des spanischen

Hofes genau beobachtet hat, für den erklären sich die Thatsachen leicht, von denen wir bald Zeugen sein werden; die Ereignisse in Bayonne sind fast vorauserzählt.

Während ein erstes französisches Corps in Portugal eindrang, versammelte sich ein zweites, unter dem Namen des zweiten Observations-Corps der Gironde, in Bayonne. Dieses Corps von ungefähr 24000 Mann war Ende November 1807 in Spanien eingerückt. Im Januar 1808 befand sich das Hauptquartier des General en chef, des General Dupont, in Valladolid, und die Richtung einiger gegen Salamanca gesendeten Detachements schien der Armee von Portugal eine nahe Verstärkung zu versprechen.

Fast zu gleicher Zeit bildete sich ein drittes Armeecorps von 25000 Mann Infanterie und nahe an 3000 Mann Cavallerie, unter dem Namen: Observation-Corps der Küsten des Oceans. Der General en chef dieses Corps war der General Moncey, der in den Kriegen der Republik ehrenvoll in Spanien gekämpft hatte.

Endlich wurde noch ein viertes Armeecorps, aber viel weniger beträchtlich, unter den Befehlen des General Duhesme, organisirt. Dieses letztere, zum Observations-Corps der östlichen Pyrenäen bestimmt, war nur 8—10,000 Mann Infanterie, und 15—1800 Mann Cavallerie stark.

Diese Formationen verschiedener Armeen wurden fast ohne Wissen Frankreichs und Europas vollzogen. Die Einen bestanden aus Reserve-Legionen, die zuerst nur zur Vertheidigung des Territoriums bestimmt waren; die Anderen aus bereits bestehenden provisorischen Cadren, in welche man junge Leute aus den

Depots der verschiedenen in Frankreich gebliebenen Regimenter, oder neu ausgehobene Conscribirte, eintreten ließ. Das vierte Corps war fast ganz aus italienischen und neapolitanischen Truppen formirt. Nicht eine von diesen Dispositionen, die der Kaiser nicht unmittelbar in fast allen Details befohlen hätte. Von Mailand aus, wohin die Angelegenheiten Italiens ihn riefen, folgte er denen in Portugal und Spanien. Von Mailand aus hatte er auch Portugal eine außerordentliche Contribution von hundert *) Millionen auferlegt. Die Contribution war viel zu stark, um bezahlt werden zu können; er wußte das wohl, aber er schob diese Frage vor, um später daraus eine Bedingung für den Fall der Uebergabe zu machen, entweder an den frühern Titularbesitzer, oder an neue Fürsten seiner Wahl. Napoleon hatte so in Wien 1805 und in Berlin 1806 gehandelt, und die Friedensverträge sicherten ihm die Zahlung eines Theiles der Kriegscontribution, die das Land noch nicht abgetragen hatte. Es war ein Mißgriff, zuweilen fälschlich in verschiedenen Gegenden Maßregeln anzuwenden, die er in Deutschland während der Feldzüge von 1805 und 1806 erfolgreich angewendet hatte. Nicht nur in Portugal allein machte die außerordentliche Contribution, die diesem Lande auferlegt wurde, einen bösen Eindruck. Die Nachricht, die sich davon in Spanien verbreitete, war eine der Ursachen, welche den Enthusiasmus eines großen Theiles der Bevölkerung für den Kaiser am meisten abkühlte.

---

*) Es wurden nur 5—6 Millionen erhoben.

Wenn Napoleon sich über den Charakter der spanischen Nation getäuscht hat, so geschah es nicht deshalb, weil er versäumt hatte, was von ihm abhing, zu thun, um sich sichere und bestimmte Nachrichten zu verschaffen. Am 20. Januar forderte er seinen Gesandten nochmals auf, ihn über die Wirkung aufzuklären, welche die Verhaftung des Prinzen von Asturien, nicht nur in Madrid, sondern in ganz Spanien, gemacht hätte. Er wollte den Geist des Hofes, den der Armee, den der ganzen Nation, gründlich kennen lernen. Besonders lag es ihm am Herzen, zu wissen, was man von der Vergrößerung der Zahl der französischen Truppen dachte. „Zeigt die Regierung sich darüber beunruhigt? Wird die Nation dadurch beängstigt oder erfreut?"

Die Regierung war damals beunruhigt, die Nation war es nicht. Die Theilung Portugals ging nicht so schnell vor sich, als der Friedensfürst es gewünscht hätte. Während dieser die schnelle Vollziehung der Artikel reclamirte, die ihm die Souveränetät von Algarbien versprachen, empfahl man ihm das Geheimniß über diese Anordnung; man setzte ihm entgegen, daß die Eroberung noch nicht vollendet und die Ordnung derselben noch nicht hinlänglich befestigt sei, und daß noch für einige Zeit die ganze Gewalt über dieses Reich in einer einzigen Hand concentrirt bleiben müßte. Diese Gründe schienen ihm nicht sehr haltbar; die Langsamkeit der französischen Regierung war in seinen Augen ein schlechtes Zeichen, und nicht ohne Besorgniß sah er in demselben Augenblicke auf das spanische Gebiet mehr französische Truppen einrücken, als die letzte Convention besagte.

Das spanische Volk im Gegentheil setzte in dieser Zeit seine größte Hoffnung auf den Kaiser. Es schmeichelte sich, daß Napoleon sich für den Prinzen von Asturien erklären würde, und in den ersten Augenblicken der Expedition nach Portugal erschrak man nicht über den Durchzug der französischen Truppen, die sich zu dieser Bestimmung begaben; man beunruhigte sich nicht einmal darüber, die Zahl derselben in Spanien vermehrt zu sehen. Auf das falsche Gerücht, daß ein französisches Regiment in geringer Entfernung bei Madrid vorüberkommen würde, eilte eine ungeheure Menschenmenge bis auf mehrere Stunden von dieser Hauptstadt, so begierig war man, einige der Männer zu sehen, von denen der Ruf so viele Wunder erzählte. Man hätte gewollt, daß der Kaiser nach Madrid käme, und dort als Gebieter spräche; man hielt nur ihn für fähig, Karl IV. aus seiner unheilbaren Verblendung zu reißen; man rief ihn an, wie eine Vorsehung, wie die einzige Vorsehung auf Erden, welche Spanien retten, d. h. in der Volkssprache, es der verabscheuten Herrschaft des Friedensfürsten entziehen konnte.

Wenn dem Kaiser der Haß nicht unbekannt war, den man gegen den Günstling hegte, so flößte auf der andern Seite der Prinz von Asturien ihm kein großes Vertrauen ein, und verdiente sicher kein größeres. Ueberdies hatte der Kaiser im Puncte der Gewalt eine große Achtung für die eingeführte hierarchische Ordnung, wenn seine Politik es nicht anders gebot, und in diesem Falle stand seine Meinung über das, was ihm das Vortheilhafteste sein würde, noch nicht fest.

Gewiß, wenn wir zu den Ereignissen in Bayonne kommen, werden wir weit entfernt sein, das zu entschuldigen, was sie Verdammenswerthes haben; doch das, was Frankreich den größten Schaden that, ist nicht die leichte Abdankung Karls IV., noch die gezwungene Ferdinands VII., sondern ein Gedanke, dessen Erreichung der Kaiser unter der Regierung der Bourbons verfolgt haben würde, wenn er sie auf dem Throne erhalten hätte, und den er auch unter dem Königthume seiner Schöpfung bewahren wird, zum Unglück für jenes, wie für ihn, obgleich er feierlich darauf Verzicht geleistet zu haben schien. Dieser Gedanke wird in ihm hartnäckig fortdauern, nämlich: die Provinzen vom linken Ufer des Ebro mit Frankreich zu vereinigen. Ob der König von Spanien Karl, Ferdinend oder Joseph heißt, bleibt doch die Hauptidee des Kaisers immer diese Vereinigung; Alles Uebrige ist nur beiläufig.

Was wir an dieser Idee Napoleons tadeln, ist nicht, daß er die Schranken der Pyrenäen niederreißen wollte. 1808 stand man nicht mehr bei der Frage der natürlichen Grenzen. Schon lange hatten die europäischen Coalitionen Frankreich gezwungen, sie zu überschreiten und bei ihnen Fuß zu fassen. Auf der Seite von Italien hatte es Piemont behalten. Am Rheine war es Herr von Kehl, Cassel und Wesel. Da er zu seiner Sicherheit die Schlüssel von Italien und Deutschland in seine Hand nehmen mußte, weshalb sollte es nicht dieselben Maßregeln gegen die spanische Regierung ergreifen, besonders, nachdem diese Regierung, die sich gegen Frankreich erklären wollte, davon nur durch unerhörte Ereignisse, auf deren Erneuerung

man nicht immer zählen durfte, abgehalten wurde? Der kaiserliche Gedanke, den wir hier prüfen, kann uns an und für sich nicht verletzen; er verwundet uns nur, weil er nicht allein, rein und ohne Beimischung dasteht.

Es gab für den Kaiser zwei Schritte, die bis auf einen gewissen Punct durch die Art der Politik gerechtfertigt wurden, welche sich auf die Macht stützt: entweder, ein Mitglied seiner Familie auf den spanischen Thron zu setzen, oder die Bourbons auf dem Throne zu erhalten, und sich von ihnen die Provinzen am linken Ufer des Ebro gegen Portugal abtreten zu lassen. Ohne Widerrede wäre, moralisch genommen, jeder dieser Schritte, selbst isolirt, noch tadelnswerth. Das Hauptunrecht des Kaisers liegt aber in ihrer Vermischung. Da er durch die Verträge von Bayonne verspricht, die Integralität der Monarchie zu beachten, so nährte er, wenn er nicht den Willen hatte, eben diese Integralität in diesem Augenblicke selbst zu vernichten, die heimliche Hoffnung darauf, überzeugt, daß die spätern Umstände ihm die Gelegenheit und den Vorwand geben würden, ihn zu realisiren. Indem er durch einen Vertrag, oder auf andere Weise, die Provinzen des Ebro mit Frankreich vereinigte, blieb die Politik des Kaisers noch immer eine Nationalpolitik. Sie hört auf, dies zu sein, wenn er einen Familienehrgeiz in diesen Nationalehrgeiz mischt; wenn er aus der Macht des Landes ein Werkzeug für seinen Familienehrgeiz macht. Auf jeden Fall wäre es für ihn und für Frankreich besser gewesen, hätte er, statt noch einen Thron durch einen seiner Brüder in Besitz nehmen zu lassen, eine theilweise Usurpation offen eingestanden und ohne Umschweif ausgeübt, eine Usurpa-

tion, welche ein rein französisches Interesse zur Rechtfertigung gehabt hätte.

Uebrigens ist die Veränderung der Dynastie in Spanien nicht, wie man vorgab, die Wirkung eines früheren, unwandelbar feststehenden Entschlusses gewesen; sie war die Folge von Ereignissen, denen Frankreich fremd war, die Folge der Begebenheit im Escurial, des Aufstandes in Aranjuez und endlich der unerklärlichen Unklugheit, welche das ganze Haus Spanien in Bayonne versammelte.

Vielleicht vereinigte sich mit den Plänen des Kaisers auf die Provinzen des Ebro in seinem Geiste auch noch ein ähnlicher Anspruch mit dem, welchen er in Italien neu zu beleben strebte, indem er sich zum Nachfolger Karls des Großen machte. Auch in Spanien hatte er, wo nicht die Erbschaft Karls des Großen, doch wenigstens die der Nachfolger dieses Fürsten anzusprechen. Bis zu einem seiner Söhne *) geht die französische Herrschaft in Catalonien zurück, eine Herrschaft, die oft unterbrochen, aber noch im siebenzehnten Jahrhundert erneuert wurde **). Wir

*) 801 machte sich der älteste Sohn Carls des Großen zum Gebieter von Catalonien. Bis 1182 datirte man in dieser Provinz die öffentlichen Bekanntmachungen nach dem Regierungsjahre des Königs von Frankreich.

**) Im Jahre 1641 revoltirten die Catalonier unter der Regierung des Cardinal Olivarez, und riefen den König von Frankreich zum Grafen von Barcelona aus. Die Franzosen blieben Herren von Catalonien bis 1652. Später noch, 1689 u. 1698 zeigten die Catalonier, welche stets wegen ihrer Freiheit gegen den Madrider Hof kämpften, das Verlangen, wieder unter französische Herrschaft zu treten.

Die Rechte Frankreichs auf Navarra wären noch leichter festzustellen gewesen.

enthüllen gleich jetzt die Absichten des Kaisers auf die Provinzen des Ebro, da sie auf seine Handlungsweise in Spanien Einfluß übten. Weil er ein großes Gewicht darauf legte, sich besonders in Catalonien festzusetzen, ließ er, in der Wahl der Mittel nicht sehr zart, heimlich seine Truppen in Figuerras, Barcelona, in das Fort von Montjoui, San-Sebastian und Pampeluna einrücken. Dort waren es schwächliche Commandanten, welche, in der Furcht, sich zu compromittiren, von selbst die Thore der ihrer Obhut anvertrauten Festungen öffneten; hier waren es unaufmerksame, nachlässige Offiziere, welche sich ihre Posten durch Ueberrumpelung nehmen ließen; anderwärts wieder war es eine Mischung der Gewandtheit und der Andeutung auf Gewalt, die geschickt gezeigt wurde, welche jederzeit ohne einen Schuß das Commando aus den Händen der Spanier in die der Franzosen brachte.

Um in den Augen Europas die große Truppenbewegung gegen Spanien zu erklären, hatte der Kaiser Sorge getragen, in den ersten Tagen des Januar durch die Berichte seiner Minister in dem Moniteur darauf hindeuten zu lassen, daß mehrere Ereignisse eine strenge Aufsicht über die verschiedenen Theile des Gebietes von Spanien forderten. Indem nun der Minister der auswärtigen Angelegenheiten von dem Senate die Aushebung von 80,000 Conscribirten für das Jahr 1809 forderte, und ihm die Gründe des Krieges gegen Portugal auseinandersetzte, stellte er die Küsten Spaniens, als auf mehreren Puncten durch

Die Rechte Frankreichs auf Navarra wären noch leichter festzustellen gewesen.

die Engländer bedroht, dar. „Spanien *)" sagte der Minister, „hat Besorgnisse für Cadix gehegt, und eben so für Ceuta. Gegen diesen Theil der Erde scheinen die Engländer ihre geheimen Expeditionen richten zu wollen. Sie haben viele Truppen in Gibraltar gelandet, haben die zurückgerufen, die aus der Levante vertrieben waren, und einen Theil derer, die sie in Sicilien angehäuft hatten. Ihre Kreuzer an den Küsten Spaniens werden wachsamer; sie scheinen sich an diesem Reiche für die Unfälle rächen zu wollen, die sie in dessen Colonien erlitten haben. Die ganze Halbinsel verdient daher die besondere Aufmerksamkeit Ew. Majestät."

In Folge dieses Berichtes forderte der Minister den Kaiser auf, Maßregeln zu nehmen, welche die Umstände heischten, und welche seine eigene Weisheit ihm gebieten möchte. Durch solche Bekanntmachungen waren Spanien und Europa im Voraus hinlänglich in Kenntniß gesetzt, und wenn die Franzosen durch List Festungen einzunehmen vermochten, welche sie nicht mit offener Gewalt hätten angreifen mögen, so durfte Spanien deshalb nur seine eigene Unvorsichtigkeit anklagen. Die Neuigkeit dieser Besitznahme verursachte dem Hofe von Madrid eine lebhafte Unruhe. Es gab für den Friedensfürsten nur eine Art, die dem Könige angethane Schmach zu verbergen, nämlich ein vorgängiges Einverständniß ahnen zu lassen, dessen Ausführung nur schneller erfolgt sei, als man vermuthet hatte. Er ließ es sich angelegen sein, einigen diplo-

*) Es war der Bericht des Herrn von Champagny vom 25. Januar 1808.

matischen Agenten zu sagen, daß alles Vorgefallene zwischen den beiden Mächten verabredet sei, und selbst gegen den Gesandten Beauharnais sprach er sein Bedauern aus, daß man dem Empfange seiner Befehle vorausgeeilt sei, die höchstens 24 Stunden später eingetroffen sein würden.

Der Kaiser ließ die spanische Regierung benachrichtigen, daß der Großherzog von Berg sich nach Vittoria begeben würde, um das Commando der Armee zu übernehmen; man meldete auch, daß es möglich sei, der Kaiser selbst mache eine Reise nach Spanien, um seine Truppen zu inspiciren. Aufeinanderfolgende Couriere überbrachten *) von Frankreich wichtige Mittheilungen. Herr von Vandeul, Secretär der französischen Gesandtschaft, Herr von Tournon, Ordonnanzofficier des Kaisers und, Yzquierdo, Vertrauter des Friedensfürsten, waren in kurzen Zwischenräumen in Madrid angelangt. Dieser Letztere kehrte wenige Tage darauf (am 11. März) wieder nach Paris zurück, nachdem er mit dem Könige und dem Günstlinge in Madrid und Aranjuez lange Conferenzen gehabt hatte. Alles läßt glauben, daß der Kaiser schon damals, sei es in seinen Briefen an den König, sei es in den Worten, die Yzquierdo überbrachte, seine Absichten auf die Provinzen des Ebro gegen eine Schadloshaltung in Portugal ahnen ließ, denn der Gesandte Beauharnais sagt in einer Depesche vom 11. März: „Der Gedanke einer Zerstückelung empört die Spanier, und das muß in Erwägung gezogen werden.“ — Dieser Rath war der verständigste, den der

*) Im Februar und im Anfang März.

Gesandte geben konnte. Unglücklicherweise achtete man nicht darauf. Seit der Reise Yzquierdo's herrschte am Hofe eine sichtliche Verstimmung. Ungeachtet aller seiner Anstrengungen, ruhig zu erscheinen, war der Günstling offenbar beängstigt. In Madrid unterhielt man sich öffentlich von seiner nahen Abreise, welcher die der Mademoiselle Tudo, Gräfin vom Castelfiel, seiner Maitresse, und deren Kinder, vorausgehen sollte. Beträchtliche Summen wurden, wie man sagte, nach Andalusien und Ferrol gesandt. Zahlreiche Kisten mit Gegenständen von großem Werthe gingen in verschiedenen Richtungen ab. Man bezeichnete selbst Banquiers, die sich auf den Weg gemacht hatten, um auf verschiedenen Puncten über die Sicherheit dieser Sendungen zu wachen. Am 14. März spricht man endlich ganz laut von der Abreise des Königs und der Königin selbst, welche der Friedensfürst nach Mexico führen wollte. Man beunruhigt sich für den Prinzen von Asturien, der nothwendigerweise dem König nachgezogen werden wird, da es ihm an jedem Mittel fehlt, sich dieser Gewaltthat zu entziehen. Vorbereitungen, die man auf allen Seiten trifft, bestätigen diese Gerüchte. Die Haustruppen des Königs haben Befehl, sich auf das erste Zeichen zum Marsche bereit zu halten. Bald sagt man, der König weigere sich, Spanien zu verlassen, bald, er habe eingewilligt, und in der That scheint es, als sei er zu diesem Entschlusse verleitet worden. In Madrid und Aranjuez erreicht die Aufregung den höchsten Grad; sie steigert sich noch bei der Nachricht, daß der General Selano an der Spitze der aus Portugal zurückberufenen Truppen gegen Andalusien vorrückt, die Straße zu sichern, die

der Hof verfolgen soll. Der Rath von Castilien hat dem Könige Vorstellungen gemacht, um ihn zurückzuhalten, doch vergebens. — Dies war die Lage der Dinge vom Abend des 15. März. Der Auswanderungsplan bestand wirklich; er konnte günstig sein, selbst für die königliche Familie, der doch immer die Aussichten auf die Zukunft blieben; ganz gewiß aber war er für den Friedensfürsten vortheilhaft. In Europa stand er am Ende seiner Herrschaft; in Amerika konnte er eine neue beginnen. Am 16. sendete Carl IV., sei es nun, daß er seine Absicht geändert hatte, sei es, daß er die öffentliche Meinung foppen wollte, nach Madrid eine Proclamation, durch welche das Gerücht seiner Abreise förmlich Lügen gestraft wurde; doch in Aranjuez glaubte man nicht an diese Versicherungen. Die Gerüchte, welche die Bewohner beunruhigten, hatten auch das benachbarte flache Land erreicht. Von allen Seiten strömten die Landbewohner in diese Residenz; die Massen drängen sich, ereifern sich, regen sich durch ihre gemeinsame Erbitterung auf; endlich in der Nacht vom 17. zum 18. bricht ein furchtbarer Aufstand aus, doch lediglich gegen den Prinzen Generalissimus gerichtet. Mitten unter den Verwünschungen gegen ihn, hörte man das wiederholte Geschrei; „Es lebe der König! Es lebe der Prinz von Asturien! Es lebe die königliche Familie! Wir wollen sie nicht fortlassen!"

Ungeachtet der gewaltigen Aufregung zeigen selbst die Exaltirtesten sich voll Achtung für das Blut ihrer Könige, indem sie das Hotel des Friedensfürsten stürmen, die größte Ehrfurcht für die Prinzeß, seine Gemalin; sie führten sie mit ihrer Tochter nach dem

Schlosse des Königs und bewahrten ihren ganzen Zorn für den Fürsten allein, den sie nur noch Godoï nannten. Vergebens wollte der Bruder des Generalissimus, Don Diego Godoï, Oberst der spanischen Garden, anfangs einigen Widerstand leisten; bald wendeten seine eigenen Truppen sich gegen ihren Chef. Spanische Garden, italienische Garden, Garde du Corps, alle vergaßen ihren alten Gehorsam, verkannten die Stimme einiger treugebliebenen Offiziere, und traten auf die Seite des Volkes. Wüthend, den Gegenstand seines Zornes nicht zu finden, ließ das Volk diesen an Allem aus, was ihm unter die Hände kam. Meubles, Spiegel, kostbare Vasen, Alles wurde zerbrochen, zertrümmert, in Stücken geschlagen, und, wie es fast immer geschieht, wenn die Leidenschaften lebhaft aufgeregt sind, man vernichtete nur, und plünderte nicht.

Während dieses Ausbruches vom Volkszorn begab sich der französische Gesandte, der den Tag zuvor in Aranjuez angekommen war, zu dem Könige. Dieser und die Königin, die mit sich selbst wenig beschäftigt waren, dachten nur an die grausame Lage des Mannes, der ihnen seit zwanzig Jahren so treu gedient hatte. — Der König sagte zu Herrn von Beauharnais, daß er dem Kaiser deshalb schreiben wollte. Am 18. um 7 Uhr Morgens wurde ein königliches Decret nach Madrid expedirt, um die Rückwirkungen des Aufstandes in Aranjuez zu verhindern, indem es bekannt machte, daß diese Bewegung, durch die Furcht wegen der Abreise des Königs veranlaßt, keinen Zweck gehabt hätte, und daß die Ruhe vollkommen wiederhergestellt sei. Ein anderes Decret, um Mittag an demselben Tage unterzeichnet, verkündete, daß Sr. Majestät in Zukunft

ihre Armeen und ihre Flotten in Person commandiren wollten. Sie gaben in Folge dessen dem Friedensfürsten die Entlassung seiner Functionen als Generalissimus und Großadmiral, und die Erlaubniß, sich zurückzuziehen, wohin er es für zweckmäßig erachten würde. Man kann sich schwer einen Begriff von dem allgemeinen Ausbruche der Freude in Madrid machen. Man glaubte, ein Sclavenvolk zu sehen, welches seine Ketten zerbrach, aber in dieser neuen Lage wußte das Volk, welches bisher so unterwürfig war, nicht, was es anfangen sollte; es richtete die Augen auf Frankreich, und in diesem Angenblicke würde ein wahnsinniger Enthusiasmus in Madrid die Franzosen und besonders den Kaiser begrüßt haben. Diese Stimmung der Gemüther dauerte nicht lange.

Am 19. März empfand Madrid denselben Stoß, wie Aranjuez. Die ganze Bevölkerung dieser Hauptstadt war auf den Plätzen und auf den Straßen versammelt; man verfolgte die Anhänger des Friedensfürsten, verheerte ihre Häuser, zertrümmerte oder verbrannte die Meubles derselben. Die Paläste des Fürsten wurden nur durch eine Anschrift gerettet, welche verkündete, daß sie an den König zurückfielen. Ueberall ertönte das wüthende Geschrei: „Es sterbe Godoï, es lebe der Prinz von Asturien.“

Während so die empörte Hauptstadt einen neuen Herrn zu fordern scheint, entspricht der König diesem Wunsche und kommt ihm selbst zuvor. In seinem Innern wollten einige Personen, die seinem Sohne günstig waren, sich bei dem jungen Prinzen ein Verdienst daraus machen, die Stunde seiner Regierung beschleunigt zu haben; sie sprachen von Abdankung,

und der Wink wurde sogleich befolgt. Man entriß sich dadurch der peinlichsten Lage. Ueberdies war der Friedensfürst Alles für den König und die Königin. Wenn er nichts mehr, und von ihnen getrennt ist, so fühlt Karl IV. seinerseits ohne den Günstling nicht mehr die Kraft, König zu sein. Er dankt in Aranjuez ab, und Ferdinand VII. wird sogleich proclamirt. Cevallos beeilt sich, den Mann zu verlassen, dem er sein Glück verdankt, und wird Minister Ferdinands; schleunigst notifizirt er dem französischen Gesandten die Abdankung des Vaters und die Thronbesteigung des Sohnes.

Die Verzichtleistung auf die königliche Gewalt ist eine Handlung, welche, um Gewicht zu haben, als Bürgschaft ihrer Freiwilligkeit feierliche Formalitäten erfordert. Ganz gewiß trugen die Abdankungen Carls V. und Philipps V. einen andern Charakter, als die Karls IV. Auf der andern Seite ist die Erhebung eines Sohnes auf den Thron, von dem sein Vater herabsteigt, von einem ungünstigen Vorurtheil begleitet, besonders wenn der neue König den Verdacht erweckt, der Bewegung der Menge nicht fremd gewesen zu sein. Das ist ein schöner Text sehr moralischer Declamationen, der zum Vortheil der Politik sich ausbeuten läßt. Der Kaiser Napoleon wird ihn nicht vernachlässigen.

Der Friedensfürst, den man weit von Aranjuez entfernt glaubte, war indeß in einem Zimmer seines Hotels verborgen, wo er nach achtunddreißig Stunden entdeckt wurde. Die Garde du Corps hatten viele Mühe, ihn der Mißhandlung einer drohenden Menge zu entreißen, die sich auf ihn stürzte, und man be-

schwichtigten das Geschrei, das seinen Kopf forderte, nur dadurch, daß man im Namen des Königs versprach, die Gerechtigkeit solle über sein Loos entscheiden. Der Prinz von Asturien, den sein Vater abschickte, für die Sicherheit Godoïs zu sorgen, trug in der That dazu bei, ihn der Wuth der Menge zu entziehen. Wenn man dem Gesandten Beauharnais glaubt, so sagte Ferdinand, großmüthig in seinen Worten wie in seinem Benehmen, zu dem Gefangenen: „Sie haben mir viel Böses gethan; ich fühle mich glücklich, Sie retten zu können.“ — Der Bericht der Königin ist einfacher, und wir sind geneigt, ihm zu glauben. Nach ihrer Behauptung sind die einzigen Worte, welche ihr Sohn an den Friedensfürsten richtete: „Ich schenke Dir das Leben.“ — „Sind Sie schon König?“ soll darauf der Friedensfürst gefragt haben. „Nein, noch nicht, aber bald werde ich es sein.“ Diese weniger sentimentale Sprache scheint uns mehr in dem Charakter und dem Style der Familie zu liegen, als die Phrase, welche der Gesandte aufstellte. Indem der Prinz von Asturien in Folge eines Aufstandes den Thron bestieg, sah er leicht ein, daß dieser Thron nicht sonderlich befestigt sein würde, wenn nicht die Zustimmung des Kaiser Napoleon ihn stützte. Am 20. März schrieb er an den Kaiser: „Die Gesundheit meines erlauchten Vaters schwand; die göttliche Vorsehung hat mich daher zur Herrschaft meiner Völker berufen, und meine erste Sorge ist, Ew. Majestät davon zu benachrichtigen.“ — Es ist stets die göttliche Vorsehung in der Sprache der Stärkeren, die Usurpatoren krönt. „Die Gefühle der Achtung und Bewunderung, die ich für Ew. Majestät hege, werden

ein sicherer Bürge der Unverletzlichkeit sein, mit der ich trachten werde, das innige Bündniß, welches glücklicher Weise zwischen bei den Reichen besteht, zu befestigen, indem ich alle Anstrengungen, die in meiner Gewalt stehen, mache, um beiden umfassenden Plänen mitzuwirken, die Ew. Majestät gegen einen gemeinsamen Feind entwerfen werden."

Drei Grands von Spanien wurden ernannt, dem Kaiser die Notification der Thronbesteigung Ferdinands VII. zu überbringen; es waren der Herzog von Frias, der Herzog von Medina-Coeli und der Graf von Fernand Nuñez.

Den Abdankungen unter dem Einflusse politischer Stürme folgt gewöhnlich die Reue, sobald der Sturm sich gelegt hat. Am 21. März protestirte Karl IV. gegen seine Abdankung, aber die Gewalt war in die Hände seines Sohnes übergegangen, und die Protestation erhielt erst später Oeffentlichkeit. Nach dem Briefe, durch welchen Karl IV. dem Kaiser diese Protestation mittheilte, war es weder die Gesundheit des Königs, noch die Vorsehung, welche ihn bewog, die Krone niederzulegen. „Ich habe," sagte der König, „nur deshalb erklärt, mich der Krone zu entledigen, weil die Gewalt der Umstände, der Waffenlärm und das Geschrei einer empörten Garde mir hinlänglich zeigten, daß ich zwischen dem Leben und dem Tode wählen müßte, dem auch der Tod der Königin gefolgt sein würde. Ich war gezwungen, abzudanken, aber jetzt beruhigt, und voll Vertrauen auf die Großherzigkeit und das Genie des großen Mannes, der sich stets als meinen Freund gezeigt hat, faßte ich den Ent-

schluß, mich Allem zu fügen, was er über uns, über mein Geschick, das der Königin und des Friedensfürsten bestimmen wird."

Die Ereignisse waren schon auf dem Punkte, auf dem wir sie in Spanien sehen, als man in Paris noch über Aufgaben sich berieth, die nicht mehr existirten. Zehn bis zwölf Tage nach diesen Ereignissen erhielt die spanische Regierung einen Brief von Yzquierdo, datirt vom 24. März, einen Brief, der nicht in die Hände dessen kam, an den er adressirt war. Dieser Brief machte die peinliche Lage in dem Verkehre beider Länder bekannt. Yzquierdo, der Madrid am 11. März verlassen hatte, trat sogleich bei seiner Ankunft in Paris in neue Conferenzen mit dem General Duroc und dem Prinzen von Benevent *). Der Zweck dieser Conferenzen war, die verschiedenen Differenzen, die zwischen beiden Mächten bestanden, auf freundschaftliche Weise zu ordnen und zu enden. Hier die Basen, welche die französische Regierung vorschlug. Indem Yzquierdo sie dem Friedensfürsten mittheilte, fügte er die Bemerkungen hinzu, die er über jeden dieser Friedensvorschläge gemacht hatte.

*) In einer Zeit, wo es Mode war, das Unrecht und die Fehler des Kaisers zu vergrößern, unter der Restauration, hat man in einer Menge von Werken gesagt und wiederholt, daß wenn Herr von Talleyrand bei Napoleon in Ungnade verfiel, sei es deshalb geschehen, weil er die spanische Expedition mißbilligte. Obgleich Herr von Talleyrand nicht mehr Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, sieht man doch, daß er fortwährend in die mißlichsten Fragen eingeweiht war, und daß er keineswegs verzichtet hatte, an dem Theil zu nehmen, was den Kaiser beschäftigte.

Die erste Basis war die Handelsfreiheit der Franzosen und Spanier in ihren beiderseitigen Colonien. Dieses Vorrecht sollte Frankreich ausschließlich gewährt werden. Auf diese Frage hatte Yzquierdo den Einwurf gemacht, daß die Eröffnung der spanischen Colonien für den französischen Handel einer Theilung des Gebietes gleichkomme. Er sah überdies darin noch den Uebelstand, daß dadurch neue Hindernisse in dem Frieden mit England entstehen würden.

Der Gegenstand des zweiten Vorschlages war noch mißlicher, nämlich eine Territorialabtretung. In der Hypothese der Besitznahme Portugals durch Frankreich sollte eine Militärstraße durch Spanien gehen, was zu zahlreichen Schwierigkeiten führen mußte. Diese Schwierigkeiten könnte man dadurch heben, daß man Portugal dem Hofe von Madrid übergebe, welcher, im Austausch dagegen, die an das französische Reich gränzenden Provinzen abtreten sollte. Hier zeigte sich die Meinungsverschiedenheit mit der größten Lebhaftigkeit. Yzquierdo erinnert in Bezug auf Portugal au die früheren Uebereinkünfte, die man in Paris zu vergessen schien. Er weist die Erwerbung Portugals für Spanien als wenig Vortheil bringend zurück, und sagt, daß man daraus ein Königreich Iberien machen könne, um es entweder dem jungen Könige von Hetrurien oder irgend einem anderen spanischen Infanten zu geben. Was die Abtretung der spanischen Provinzen an Frankreich betraf, so verwarf er die Idee als unzulässig. „Was mich betrifft," sagte er, „so werde ich nie die Abtretung Navarras unterzeichnen *), ich will nicht

*) Augenscheinlich hatte man bisher nur von Navarra

von meinen Landsleuten verwünscht werden. Die dritte Basis ist von hoher und umfassender Bedeutung; sie ist so abgefaßt: „Die Thronfolge Spaniens soll definitiv regulirt werden.“ — Hier sind die Aufklärungen unvollständig. Wie kann die Thronfolge regulirt werden? Ist nicht der Prinz von Asturien der rechtliche Thronerbe der ganzen spanischen Monarchie? Sollte es sich etwa darum handeln, dem Friedensfürsten einen Theil der Monarchie zu übertragen? Man muß dies nach einigen Worten des spanischen Unterhändlers vermuthen, die für uns etwas dunkel sind, für den Friedensfürsten es aber nicht sein mußten. „Was die Thronfolge betrifft, so habe ich,“ schreibt der Unterhändler, „Alles auseinandergesetzt, was der König mir seinerseits zu sagen befohlen hatte, und ich glaube, daß es mir gelungen ist, alle die Verleumdungen zu vernichten, welche Uebelwollende in Madrid verbreitet haben, und denen es dadurch gelungen war, die öffentliche Meinung zu hintergehen.“ —

Es ist offenbar, daß die Verleumdungen, von denen hier die Rede ist, den Friedensfürsten betreffen, denn wenn sie den Prinzen von Asturien betroffen hätten, so würde Yzquierdo auf deren Bekämpfung keine große Mühe verwandt haben. Uebrigens beweisen eine Menge von Umständen, daß der Friedensfürst nach einer andern Herrschaft strebte, als nach der ihm in Algarbien versprochenen. Er war ein Ehrgeiziger, dessen Charakter mit seinen Ansprüchen keineswegs gleich groß war, und der sich allmählig zwischen den Thron und

---

gesprochen, doch nicht auf Navarra allein beschränkten sich die Anschläge des Kaisers.

das Blutgerüst gestellt hatte. Der Erstere entschlüpfte ihm, und er wird glücklich sein, dem Andern zu entrinnen.

Die folgenden Artikel, die berathen wurden, sind von weit minder ernster Natur. Sie beziehen sich auf die zu schließende Allianz, auf den Titel als Kaiser, den unser König annehmen soll, sagte Yzquierdo, und der keine Schwierigkeit machen wird, so wie auf die Heirath, eine abgemachte Sache, die aber der Gegenstand eines besondern Abkommens werden sollte.

Was sich in diesen Verhandlungen am leichtesten und hervorspringendsten erkennen läßt, ist, daß die kaiserlichen Agenten, ohne sich in bestimmte Verpflichtungen gegen den Friedensfürsten einzulassen, in ihm Illusionen nährten, auf deren Realisirung man wahrscheinlich nicht sehr achten würde, wenn die Umstände es nicht forderten; besonders bemerkenswerth aber ist die bereits ausgesprochene Absicht des Kaisers, mit Frankreich die nördlich am Ebro gelegenen Provinzen zu vereinigen.

Während man in Paris als Grundlage eines späteren Abkommens die Thronfolge in Spanien festsetzte, beeilte sich der Prinz von Asturien, diese Krone in Folge der Bewegungen in Besitz zu nehmen, die jedes Hinderniß und jede Concurrenz beseitigt hatten. Bei der ersten Nachricht von dem Aufstande in Aranjuez war der Großherzog von Berg mit einem Armeecorps nach Madrid aufgebrochen. Er langte am 23. März dort an *); der erste Empfang unserer Truppen war

---

*) Schriftsteller, die weder auf Daten noch Entfernungen achten, sagen, daß der Kaiser, als er die Ereignisse in Aranjuez erfahren, dem Großherzog von Berg befohlen hätte, schnell

günstig und freundschaftlich. Nach den persönlichen Gesinnungen des Gesandten Beauharnais, dessen Neigung für den Prinzen von Asturien bekannt war, überredete man sich, daß dies auch die Gesinnungen des Kaisers und seiner Generale wären. Man wurde bald enttäuscht.

Am nächsten Tage, den 24., hielt der neue König unter dem Zurufe der allgemeinen Freude seinen Einzug in die Hauptstadt; aber die Franzosen blieben diesen Freudenäußerungen fremd. Karl IV., der noch in Aranjuez war, ungerechnet, gab es gewissermaßen in Madrid zwei Herrscher, Ferdinand VII. und den Großherzog von Berg. Die Gesandten Oesterreichs und Rußlands ließen sich Beiden vorstellen. Die diplomatischen Agenten, die in Madrid accreditirt waren, sahen mit Vergnügen den Regierungswechsel, überzeugt, daß der Sturz des Friedensfürsten in einer mehr oder minder fernen Zeit den französischen Einfluß auf das spanische Cabinet verringern würde, und die gegenwärtige Unterwerfung Ferdinands gegen Frankreich

---

auf Madrid zu marschiren. Die Ereignisse in Aranjuez fanden am 17. Statt, und der Großherzog war am 23. in Madrid, wenn also der Großherzog von Berg, indem er auf Madrid marschirte, einem Befehle des Kaisers gehorchte, so mußte dieser Befehl nothwendiger Weise von früherem Datum sein, als die Ereignisse in Aranjuez. Es blieb nur noch übrig, zu sagen, daß diese Ereignisse ein Werk Frankreichs waren. Das haben denn auch gewisse Memoirenschreiber gesagt, ohne zu bemerken, daß sie sich widersprachen, indem sie auf der einen Seite behaupteten, daß der Kaiser das Haus Spanien zur Emigration bewegen wollte, und auf der andern Seite, daß er es war, der das Volk zum Aufstande reizte, um diese Emigration zu verhindern.

wurde allgemein nur als ein Zugeständniß betrachtet, welches er der Nothwendigkeit machte. Als Herr von Strogonof, der russische Gesandte, dem Großherzog von Berg vorgestellt wurde, fragte dieser, aus welchem Zufalle er sich den Tag zuvor an den Hof begeben hätte. Um dem neuen Könige Glück zu wünschen, erwiderte der Gesandte. „Sie hatten also schon neue Accreditive?“ fragte der Großherzog lächelnd. Diese Sprache des französischen commandirenden Generals gegen Herrn von Strogonof erklärt das Benehmen, welches er selbst befolgen zu müssen glaubte. Seine Instructionen waren eventuell in Bezug auf den König Karl IV., den Prinzen von Asturien uud den Friedensfürsten. In Madrid angelangt, fand er weder einen Prinzen von Asturien, noch einen Friedensfürsten, und Karl IV. war nicht mehr König. Was sollte er thun? Neue Befehle erwarten; bis dahin aber war es seine Pflicht, über einen Prinzen zu wachen, der mit Napoleon verbündet war. Er glaubte mit Grund, daß er den Absichten des Kaisers entsprechen würde, indem er einen Prinzen, der durch einen Aufstand entthront war, gegen die Unglücksfälle schützte, denen die Aufregung des Volkes oder die Berechnungen des neuen Hofes ihn aussetzen konnten. Der Großherzog von Berg hatte sich daher beeilt, den König Karl und die Königin unter den Schutz der französischen Truppen zu stellen, und er hinderte dadurch die Ausführung des Planes, den ihr Sohn Ferdinand ihnen mitgetheilt hatte, nämlich, sie nach Badajoz zu verweisen, einen Plan, auf den er, trotz der Bitten seiner Mutter, nicht Verzicht leisten wollte.

Der Gesandte Beauharnais beobachtete eine gleiche Zurückhaltung, und sah Ferdinand, ungeachtet seines guten Einverständnisses mit ihm, nur als Privatmann. Er gab ihm den Rath, den er für den verständigsten hielt, und zwar, den Prinzen von Asturien dem Kaiser vorzustellen. — „Das ist auch meine Absicht,“ war die Antwort des Prinzen. Die Zurückhaltung des Großherzogs von Berg und des Gesandten war sehr verständig. Ein anderes Benehmen würde ihnen einen strengen Tadel zugezogen haben. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten sagte dem Gesandten *), man hätte von ihm eine zu gute Meinung, um zu glauben, daß er irgend einen Entschluß über ein Ereigniß gefaßt hätte, welches durch einen Aufstand herbeigeführt worden sei. „Der Kaiser,“ fügte er hinzu, „wünscht, daß man das Leben des Friedensfürsten nicht antasten möge. Er verabscheut das Blut und die Volksrache. Einen bluttriefenden Thron wird er am allerwenigsten anerkennen wollen.“

Während der Kaiser die Befehle an seine Agenten in Spanien noch von Paris aus datirte, beschäftigte die Nachricht seiner bevorstehenden Ankunft in Madrid hier alle Gemüther und alle Classen. Am 25. März hatte Cevallos im Namen Ferdinands den Großherzog gebeten, ihm den Augenblick der Ankunft bekannt zu machen, damit der König Sr. Majestät bei dem Einzuge in seine Hauptstadt begrüßen könne. Die ganze Bevölkerung hätte den Augenblick der An=

---

*) Brief des Herrn von Champagny an Herrn von Beauharnais den 21. März 1808.

kunft zu beschleunigen gewünscht, in der Hoffnung, daß der Kaiser den jungen König unter seinen Schutz nehmen, ihn durch seine Rathschläge erleuchten und mit weisen Ministern umgeben würde. So groß war die allgemeine Ungeduld, daß eines Tages auf das bloße Gerücht, Napoleon nahe, eine zahllose Volksmenge aus der Stadt strömte. Um diese Zeit forderte Spanien nichts, als ihm sein Glück zu danken. Es ist ein Elend für ihn, daß er diesen Wunsch der spanischen Nation nicht richtig verstanden und nicht richtig ausgelegt hat. Die Lage war unerwartet. Seine Ideen stützten sich auf andere Grundlagen.

Alles, was den Franzosen angenehm sein konnte, wurde damals mit Eifer in Madrid ergriffen. In Folge dieser allgemeinen Stimmung ließ die spanische Regierung dem Großherzog von Berg das Schwert Franz I. einhändigen. Die kurze Regierung Napoleons gab so Frankreich alle die Trophäen zurück, welche ihm in einer langen Reihe von Jahren entrissen worden waren. Diese Auslieferung fand mit einem gewissen Pompe in der doppelten Absicht der Rathgeber Ferdinands Statt, die Zuneigung dieses Prinzen darzuthun, und den Glauben einer innigen Uebereinstimmung zwischen beiden Cabineten zu erwecken. Diese Uebereinstimmung war weit entfernt, in der That zu existiren. Der Großherzog von Berg, seit langer Zeit durch besondern Verkehr mit dem Friedensfürsten verbunden, war der Sache Ferdinands keineswegs günstig. Ueberdies hatte Napolon ihm befohlen, sich freundlich gegen Carl IV., den Friedensfürsten und die Königin zu zeigen, und ihnen dieselben Ehrenbezeigungen zukommen zu lassen, wie früher.

Dieser Befehl war mit der persönlichen Gesinnung des Großherzogs zu übereinstimmend, als daß er ihn nicht hätte mit Eifer erfüllen sollen."

Der Friedensfürst, der anfangs in der Burg von Pinto unter der Obhut eines starken Detaschements der Garde du Corps und Linientruppen bewacht wurde, kam hierauf in das Schloß Villa-Viciosa. Die Gefahr seiner Lage beschäftigte ausschließlich den König Karl IV. und die Königin, und bildete den Gegenstand ihrer täglichen Reclamationen bei dem Großherzoge von Berg. Vermittler ihres Verkehrs mit ihm war ihre Tochter, die Königin von Hetrurien, welche den Großherzog täglich in Madrid sah. Diese Prinzeß, welche durch den Vertrag vom 27. October ihrer Besitzungen in Toscana beraubt war, erwartete in Spanien die Schadloshaltung, die ihrem Sohne in Portugal versprochen war, eine Schadloshaltung, an deren Gewährung man nicht mehr dachte. Mitten unter den Unruhen in ihrer Familie, war sie allein ihren Aeltern zugethan geblieben. Die beiden jungen Prinzen, Brüder Ferdinands, Don Carlas und Don Francesco, so wie der Infant Don Antonio, sein Oheim, hatten aus Haß gegen den Günstling, dessen Joch sie seit so langer Zeit bedrückte, die Partei des neuen Königs ergriffen. Wenn es natürlich war, daß die alten Herrscher, ein Ausdruck, durch welchen man den König Karl IV. und die Königin bezeichnete, sich über die Gefahren beunruhigte, denen sich ein Mensch ausgesetzt sah, welcher zwanzig Jahre lang, ihr Freund und ihr Premierminister gewesen war, so gab dennoch der Briefwechsel, welchen seine Verhaftung herbeiführte, einen beweinenswerthen Beweis von der Geistesschwä-

che des Königs und der wenigen Charaktergröße der Königin. Es giebt nichts Betrübenderes, als diesen Briefwechsel, in welchem das Unglück sich ohne Würde und das Königthum ohne Selbstachtung zeigt. Ganz gewiß kann man die Königin nicht tadeln, daß sie durch den Gedanken an die Möglichkeit der Verurtheilung und Hinrichtung eines Menschen erschreckt wird, für den sie stets eine alte Neigung bewahrte; man begreift es, daß sie, um ihn den Händen seiner Feinde zu entreißen, von dem Kaiser, wie eine Gnade, die Erlaubniß für den König Karl, sich selbst und den armen Friedensfürsten erbittet, ihre Tage ruhig an irgend einem zurückgezogenen Orte beschließen zu dürfen, welche der Gesundheit des Königs zusagt; man begreift es, daß sie, um den Großherzog und den Kaiser für den Friedensfürsten zu gewinnen, gegen sie beständig dessen Ergebung gegen den Kaiser und den Großherzog rühmt; — was man aber nicht entschuldigen kann, ist, daß sie, um einen ehemaligen Liebhaber zu retten, sich zur Anklägerin ihres Sohnes macht, und nicht blos in einem ersten Anfalle des Schreckens, sondern in zehn verschiedenen Briefen. Bald sagt sie: „Mein Sohn hat ein sehr schlechtes Herz; sein Charakter ist blutgierig *); er hat seinen Vater und mich nie geliebt.“ — Bald spricht sie von Pistolen, die geladen sind, um den Friedensfürsten in seinem Gefängnisse zu tödten, und fügt hinzu: „Das ist ein Befehl, den ganz gewiß mein Sohn gegeben hat — sie werden ihm den Kopf abschneiden und dann

*) Das ist der Styl der Königin Louise, Tochter und Gemahlin eines Bourbon.

mir; sie sagen es. — Hier klagt sie Ferdinand an, die Verschwörung von Aranjuez gesponnen zu haben, um seinen Vater zu entthronen — dort bittet sie den Kaiser, sie alle drei aus Spanien zu entfernen, den König, sie und den armen Friedensfürsten, weil sie in Spanien nirgends in Sicherheit wären. — Aber es ist nicht hinreichend, Ferdinand als einen strafbaren und aufrühreriſchen Sohn darzustellen, denn diese Vergehen betreffen in gewisser Art nur seine Familie; — sie legt ihm auch Gesinnungen zur Last, gegen die Frankreich nicht gleichgültig sein kann. „Mein Sohn," sagt sie*), „ist ein Feind der Franzosen; ich fürchte, daß er irgend etwas gegen sie unternehme;" in einem andern Briefe **): „Als mein Sohn Ferdinand hierher kam, sprach er mit Verachtung von den französischen Truppen, was beweist, daß er sie nicht liebt." — Anderwärts: „Das Verbrechen des Friedensfürsten ist, dem Kaiser ergeben zu sein, denn mein Sohn ist dies nicht, ungeachtet dessen, was er in die gestrige Zeitung setzte. Die Furcht vor dem Kaiser läßt ihn so sprechen." — In diesem merkwürdigen Briefwechsel bezeichnet die Königin die Freunde des neuen Königs sehr hart, z. B. den Canonicus Escoiquiz, den sie einen boshaften und heuchlerischen Priester nennt, und den Infanten Don Antonio, der, wie sie sagt, an Geist und Talent sehr beschränkt und überdies sehr grausam ist***). — Wir

*) Brief vom 26. März

**) Vom 8. April.

***) Was den Geist und das Talent betrifft, so fällte nach Torreno, schon 1808 das spanische Volk dasselbe Urtheil, wie die Königin. Die Grausamkeit dieses Prinzen war damals noch

wollen nicht prüfen, wie viel Begründetes die Worte der Königin in Bezug auf den Prinzen von Asturien haben, aber die ärgerlichste Wahrheit, die aus allen diesen Thatsachen hervorgeht, ist, daß, wenn Ferdinand sich nicht als einen guten Sohn zeig e, die Königin auch keine bessere Mutter war.

Bei den ersten Nachrichten von den Ereignissen in Aranjuez hatte der Kaiser nach Spanien einen seiner Adjutanten gesendet, den General Savary, um den alten König zu besuchen, von der königlichen Familie Nachricht einzuziehen, und über Alles genau Bericht zu erstatten. In der allzubegründeten Furcht, daß die Angelegenheiten Frankreichs und Spaniens eine böse Richtung nehmen möchten, sendete der Kaiser einige Tage später auch noch Herrn Delaforêt ab, um dem Großherzoge zum Rathgeber und gewissermaßen zum Vormunde zu dienen. Herr Delaforêt war ein alter diplomatischer Agent, und früher mehrere Jahre Gesandter Frankreichs in Berlin. Fast zu gleicher Zeit wurde Herr von Beauharnais abberufen.

---

nicht bekannt, aber alle Welt dachte 1814 eben so, wie diese Fürstin, als sich die barbarische Erbitterung des Infanten gegen die verbannten Patrioten zeigte.

Fünftes Kapitel.

Auswärtige Angelegenheiten.

Abreise Ferdinands, um Napoleon entgegenzugehen. — Der Friedensfürst wird in Freiheit gesetzt. — Abreise der alten Herrscher, um dem Kaiser ebenfalls entgegen zu gehen. — Conseil, den der Kaiser vor seiner Abreise nach dem Süden hielt. — Ankunft Napoleons in Bayonne. — Brief Ferdinands an den Kaiser. — Antwort des Kaisers an Ferdinand. — Besprechung der Rathgeber Ferdinands in Vittoria. — Neigung der Rathgeber Ferdinands, sich den Kaiser durch eine Territorialabtretung günstig zu machen. — Das Volk von Vittoria widersetzt sich der Abreise Ferdinands. — Ankunft Ferdinands in Bayonne. — Notification, welche diesem Prinzen von den Absichten des Kaisers gemacht wird. — Aufgefangene Briefe Ferdinands. — Ankunft Karls IV. und des Friedensfürsten in Bayonne. — Aufforderung Karls IV. an seinen Sohn, ihm die Krone zurückzugeben. — Bedingungsweise Abdankung Ferdinands und Brief an seinen Vater. — Antwort Karls IV. an Ferdinand. — Rückantwort Ferdinands auf den Brief seines Vaters. — Ernennung des Großherzogs von Berg als Generalstatthalter des Königreichs. — Insurrection vom 2. Mai in Madrid. — Gebieterische Aufforderung Karls IV. an Ferdinand, auf die Krone Verzicht zu leisten. — Verzichtleistung Ferdinands. — Vertrag, durch welchen Karl IV. seine Rechte an Napoleon abtritt. — Unterzeichnung eines ähnlichen Vertrages durch

Ferdinand. — Anerkennung der Abtretungen von Bayonne in Madrid. — Ansprüche des Großherzogs von Berg auf die Krone von Spanien. — Zusammenberufung einer außerordentlichen Junta in Bayonne. — Proclamation des Kaisers an die spanische Nation. — Anfang der spanischen Insurrection. — Eröffnung der Junta. — Eid des Königs und der Junta auf die Constitution. — Grundlagen der Constitution. — Zusammensetzung des Ministeriums. — Betrübender Charakter der Ereignisse in Bayonne. —

In den ersten Tagen des Monats April hatte sich der General Savary, der in Madrid angekommen war, beeilt, den alten König zu sehen und ihm die Theilnahme auszudrücken, die der Kaiser für seine Lage hätte. Auf die Bitten des Canonicus Escoiquiz und des Herzogs von Infantado sah er auch Ferdinand VII. Der neue König, dessen Abreise, um dem Kaiser entgegenzugehen, man schon verkündete, beschloß in Folge dieser Unterredung, sich augenblicklich nach Burgos zu begeben. Er sagte an demselben Tage zu Herrn von Beauharnais, daß er am 10. mit dem General Savary abreisen würde, welcher sich erboten hätte, ihm diesen Beweis der Achtung zu geben. — Um sich einen guten Empfang zu sichern, bat Ferdinand seinen Vater, ihm einen Brief an den Kaiser mitzugeben. „In diesem Briefe," sagte er zu dem Könige Karl, „werden Sie dem Kaiser zu seiner Ankunft Glück wünschen und ihm sagen, daß ich für ihn dieselben Gesinnungen hege, die Sie ihm gezeigt haben." — Karl IV. glaubte nicht, sich zum Bürgen für die Gesinnungen seines Sohnes machen zu müssen. Dieser reiste in der

That am Morgen des 10ten nach Burgos ab. In dieser Stadt angelangt, war sein Wunsch, hier zu bleiben. Aber der General Savary versicherte ihn, daß der Kaiser nicht mehr weit entfernt sein könnte, und Ferdinand setzte seine Reise nach Vittoria fort. Unter den ausgezeichneten Personen, die ihm folgten, befand sich auch der Herzog von Infantado, Präsident des Rathes von Castilien, der Herzog von San Carlos, erster Major-Domo und Don Pedro Cevallos, Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten. Vor seiner Abreise hatte Ferdinand befohlen, daß die Minister unter dem Vorsitze des Infanten Don Antonio, seines Oheims, eine oberste Regierungsjunta *) bilden sollten, beauftragt, in seinem Namen zu verwalten, und befugt, alle dringenden Maßregeln zu treffen. Unter den Mitgliedern der Junta befanden sich zwei rechtschaffene Männer, die zugleich Männer von wahrem Verdienste waren, vortreffliche Spanier, die der nicht sehr zahlreichen Minorität angehörten, welche die Abschaffung der alten Mißbräuche der Monarchie wollte. Es waren der Finanzminister Azanza und der Kriegsminister General O'Farill **). Wir

*) Später glaubten die Minister, welche das Dringende der Umstände einsahen, die Regierungsjunta befestigen zu müssen, indem sie die Gouverneure und die Aeltesten der obersten Räthe dazu beriefen, und außerdem noch zwei Mitglieder eines jeden dieser Rathskörper zu ihren Deliberationen zuzogen.

**) Ich habe in Berlin mehrere Jahre mit dem General O'Farill, der dort von 1800—1805 spanischer Gesandter war, Umgang gehabt. Voll Ehre und Rechtschaffenheit, wie dieser vortreffliche Mann war, hatte er sich dem französischen Systeme angeschlossen, weil er überzeugt war, daß nur darin für sein Vaterland Heil lag.

bezeichnen sie jetzt, weil Beide, den früheren Intriguen fremd, erst nach der Thronbesteigung Ferdinands in das Ministerium berufen wurden, und weil sie später, wenn sie einem andern Fürsten den Eid geleistet haben, diesem Eide treu bleiben werden.

Während seines Aufenthaltes in Madrid hatte der General Savary einige Versuche gemacht, die Freilassung des Friedensfürsten zu erlangen. Da seine Schritte nicht günstig aufgenommen wurden, stand er davon ab, weil er sich nicht für hinlänglich befugt hielt, um seinen Schritten einen bedeutungsvolleren Charakter zu geben. Der Großherzog von Berg hatte später, doch vergebens, durch den Gesandten Beauharnais den Infanten Don Antonio um die freundschaftliche Auslieferung des Gefangenen ersuchen lassen. Die Junta wollte vorher an den König berichten, der damals in Burgos sein mußte; in der Zwischenzeit aber hatte der Kaiser dem Großherzoge von Berg geschrieben, daß Ferdinand den Friedensfürsten zu seiner Disposition stellte, und da der Großherzog seinen Vorstellungen, die jetzt officiel geworden waren, mehr Nachdruck gab, hielt sich die Regierungsjunta, die überdies von dem Minister Cevallos eine ähnliche Weisung *), wie die des Kaisers an den Großherzog von Berg empfangen hatte, für verpflichtet, einem so fest ausgesprochenen Willen zu genügen, um so mehr, da in Madrid die Umstände täglich mißlicher wurden.

---

*) Die Junta konnte nicht verhehlen, daß sie eine ähnliche Weisung von dem Minister Cevallos empfangen hatte. (Memoiren von Azanza und O'Farill).

Der Friedensfürst wurde der französischen Behörde ausgeliefert, um nach Frankreich geschickt zu werden.

Darauf beschränkten sich die Forderungen des Großherzogs nicht mehr; er wollte auch die Wiedereinsetzung des Königs Karl IV. Am 17. April hatte der alte König an den Infanten Don Antonio, den Präsidenten der Junta, eine Erklärung erlassen, durch welche er ihm sagte, daß er nur wegen der drohenden Empörung abgedankt und dann sogleich gegen diese Abdankung protestirt hätte, welche durch die Gewalt allein ihm entrissen worden sei. „Jetzt,“ sagte er, „da sich eine Protestation in den Händen meines erlauchten Freundes und treuen Verbündeten, des Kaisers der Franzosen, befindet; da es notorisch ist, daß mein Sohn von Sr. Kaiserl. Majestät nicht die Anerkennung als König erlangen konnte, erkläre ich feierlichst, daß die Abdankungsacte, welche ich am 19. März unterzeichnet habe, in allen ihren Theilen null und nichtig ist.“

Er verkündete dem zu Folge, daß er die Krone übernähme, und befahl der Junta, dies seinen Völkern bekannt zu machen. Dieser Brief des Königs Karl IV. war der Gegenstand einer Conferenz zwischen dem Großherzoge und zwei Commissarien, welche die Regierungsjunta abgeordnet hatte. In dieser Conferenz, welcher auch Herr Delaforêt, der neue Gesandte in Spanien *), beiwohnte, wurde verabredet, daß die Junta dem Könige Ferdinand von der Erklärung Karls IV. und der Forderung des Großherzogs

*) Er sollte diesen Charakter erst bekannt machen, wenn die Regierung regulirt war.

zur Unterstützung dieser Erklärung Bericht erstatten sollte; daß sie provisorisch, wie die andern, geheim gehalten werden sollte; daß Karl IV., der sich für den Augenblick jeder Ausübung königlicher Gewalt in Spanien zu enthalten hätte, geboten werden sollte, sich mit der Königin auf die Reise nach der Grenze zu machen, wo Alles in Uebereinstimmung zwischen dem alten Könige, dessen Sohne und dem Kaiser geordnet werden würde. Es ist wahrscheinlich, daß dies in der That Alles war, was der Großherzog von Berg wünschte.

Indeß hatte der Kaiser Napoleon sich entschlossen, die Reise nach dem Süden von Frankreich anzutreten. Am Tage vor seiner Abreise, dem 1. April, berief er in sein Cabinet den Prinzen von Benevent, seinen ehemaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und Herrn von Champagny, seinen gegenwärtigen Minister *). In einer Unterredung, die mehrere Stunden dauerte, prüfte man die spanische Frage nach allen Seiten; man erforschte, was das Zweckmäßigste sei, entweder das Werk Ludwigs XIV. neu zu beginnen und die spanische Dynastie zu verändern, oder die abgenutzten Sprößlinge dieser Dynastie auf dem Throne zu erhalten, indem man sich begnügte, sie diese Erhaltung durch eine Territorialabtretung erkaufen zu lassen. Die Gründe für und wider jede dieser Hypothesen wurden weitläufig berathen und abgewogen. Keine Meinung wurde ausschließlich von einem der drei Redenden vertheidigt. Jeder deutete wechselweise die

*) Diese Details habe ich von Herrn von Champagny, Herzog von Cadore.

Gefahren und Vortheile der verschiedenen Möglichkeiten an. Man trennte sich, ohne daß ein definitiver Entschluß gefaßt war*). Der, den der Kaiser bald zeigen wird, bildet sich nach den auf einander folgenden Gerüchten, die er auf seiner Reise und in Bayonne selbst empfing. Die drei Gesandten, welche ihm Ferdinand VII. geschickt hatte, um ihm seine Thronbesteigung zu notificiren, trafen ihn zwischen Tours und Poitiers. Unter verschiedenen Vorwänden vermied er es, ihnen eine Audienz zu geben, und ließ sie einladen, nach Bayonne zu kommen, wo er sich beeilen würde, sie zu empfangen. Es ist offenbar, daß er sich über nichts aussprechen und sich zu nichts verpflichten wollte, ehe er von Allem gründlich unterrichtet war. Der Kaiser brachte in Porto einige Tage zu, welche für das Wohl dieser Gegend nicht verloren waren. Er war in der Nacht vom 14. zum 15. April in Bayonne.

Bei seiner Ankunft fand er den General Savary, der ihm einen Brief Ferdinands VII., datirt aus Vittoria, übergab. Ferdinand hatte in dieser Stadt am 13. Halt gemacht. Hier steigerten sich die Zögerungen und Besorgnisse seines Rathes. Man hatte geglaubt, den Kaiser auf dem spanischen Gebiete zu treffen, und erfuhr nicht einmal, daß er an der französischen Grenze sei. Man glaubte, daß der König ihm zunächst schreiben und seine Antwort abwarten müsse, um zu be=

*) Wir werden anderwärts von einem Briefe v. 27. August 1808 sprechen, welcher beweist, daß Napoleon in der Hypothese, daß einer seiner Brüder auf den spanischen Thron zu erheben sei, zunächst an den König Louis, der in Holland herrschte, gedacht hatte.

stimmen, ob er weiter gehen sollte. Nachdem er erklärt hatte, daß er durch die freie und freiwillige Abdankung seines Vaters den Thron bestiegen, und nicht ohne wahren Schmerz gesehen, daß der Gesandte Beauharnais und der Großherzog von Berg nicht geglaubt hätten, ihm als Herrscher Spaniens Glück wünschen zu müssen, setzte er auseinander, was er seit seiner Thronbesteigung gethan, um Sr. Kaiserl. Majestät von seinem glühenden Wunsche zu überzeugen, das Band der Freundschaft und des Bündnisses fester zu knüpfen, welches zwischen beiden Ländern bestände. Er hätte willig der Einladung des Generals Savary gefolgt, dem Kaiser entgegenzukommen, und zwar um so mehr, da er schon früher Sr. Majestät seine Absicht in dieser Beziehung zu erkennen gegeben. „Dem zufolge," fügte er hinzu, „habe ich mich in meine Stadt Vittoria begeben, ohne Rücksicht auf die unerläßlichen Sorgen einer neuen Regierung zu nehmen, welche meinen Aufenthalt im Mittelpunct meiner Staaten gefordert hätten."

Er bat dann den Kaiser, der peinlichen Lage ein Ende zu machen, in die er ihn durch sein Stillschweigen versetzt hätte. Die Antwort des Kaisers erfolgte schnell. Am 16. wurde der General Savary zu Ferdinand mit einem Briefe zurückgeschickt, aus dem wir einige bemerkenswerthe Auszüge anführen wollen, weil die Handlungen, die der Vereinigung der königlich-spanischen Familie in Bayonne vorangehen, im Voraus den Ausgang der Ereignisse erklären, denen wir beiwohnen werden. Wenn übrigens dieser Brief einen nicht sehr großmüthigen Nebengedanken verbirgt, so ist er doch

auch voll gerechter und treffender Bemerkungen *).

Der Kaiser fängt damit an, daß er sagt, da er die Absicht hätte, sich nach Madrid zu begeben, hoffe er, seinen erlauchten Freund, den König Karl IV., zu bewegen, durch die Entlassung des Friedensfürsten der öffentlichen Meinung genug zu thun; die Angelegenheiten des Nordens hätten aber seine Reise verzögert. „Die Ereignisse von Aranjuez haben Statt gefunden. Ich bin nicht Richter dessen, was geschehen ist, und des Friedensfürsten; wohl aber weiß ich, daß es für die Könige gefährlich ist, die Völker daran zu gewöhnen, Blut zu vergießen, und sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Ich bitte Gott, daß Ew. königl. Hoheit nicht selbst die Erfahrung davon machen mögen. Es liegt nicht im Interesse Spaniens, einem Prinzen Böses zuzufügen, der eine Prinzeß aus königlichem Geblüt geheirathet, und das Königreich so lange regiert hat. Er hat keine Freunde mehr; auch Ew. Königliche Hoheit werden keine mehr haben, wenn Sie je unglücklich werden. Die Völker rächen sich gern für die Huldigungen, die sie uns darbringen. Wie könnte man übrigens dem Friedensfürsten den Prozeß machen, ohne ihn zugleich der Königin und dem Könige, Ihrem Vater, zu machen? Dieser Prozeß würde den Haß und den Parteigeist nähren; das Resultat desselben wäre verderblich für Ihre Krone; Ew. Königliche Hoheit zerreißen dadurch ihre Rechte. Schließen Sie schwachen und trügerischen Rathschlägen Ihr Ohr. Sie haben nicht das Recht, den Frie-

*) Cevallos sagt, daß die Ausdrücke dieses Briefes weder schmeichelhaft, noch anständig sind. Der Leser kann davon urtheilen.

densfürsten zu verurtheilen. Macht man ihm Verbrechen zum Vorwurf, so gehen sie in den Rechten des Thrones unter. Ich habe oft das Verlangen ausgesprochen, den Friedensfürsten von den Geschäften entfernt zu sehen. Meine Freundschaft für den König Karl bewog mich häufig, zu schweigen, und die Augen von den Schwächen seiner Zuneigung abzuwenden. Elende Menschen, die wir sind! Schwäche und Irrthum ist unser Loos! Doch Alles kann noch ausgeglichen werden. Der Friedensfürst werde aus Spanien verwiesen, und ich biete ihm eine Zufluchtsstätte in Frankreich an."

Das Alles ist ein Gemisch trauriger Wahrheiten und sehr richtiger Bemerkungen. Es wäre eine des Lobes vollkommen würdige Sprache, wäre sie uneigennützig.

„Was die Abdankung Karls IV. betrifft," fährt der Kaiser fort, „so fand sie in einem Augenblicke Statt, in welchem meine Armeen Spanien überzogen, und in den Augen Europa's und der Nachwelt würde mich der Schein treffen, als hätte ich nur deshalb so viel Truppen gesendet, um meinen Alliirten und meinen Freund vom Throne zu stürzen. Als benachbarter Herrscher ist es mir erlaubt, von Allem unterrichtet sein zu wollen, ehe ich diese Abdankung anerkenne. Ich sage es Ew. königlichen Hoheit, den Spaniern, der ganzen Welt: Wenn die Abdankung des Königs Karl aus eigenem Antriebe geschah, wenn er dazu nicht durch den Aufstand zu Aranjuez gezwungen wurde, so mache ich keine Schwierigkeit, sie zu genehmigen, und erkenne Ew. Königliche Hoheit als König von Spanien an. Ich wünsche daher mit Ih-

nen über diesen Gegenstand zu sprechen. Die Aufmerksamkeit, welche ich seit einem Monate diesen Angelegenheiten widme, muß Ihnen ein sicherer Bürge des Beistandes sein, den Sie bei mir finden werden, wenn Sie Ihrerseits durch Factionen, welcher Art sie auch sein möchten, auf Ihrem Throne beunruhigt werden sollten.

„Als der König Karl IV. mir das Ereigniß vom vergangenen October mittheilte, wurde ich davon schmerzlich ergriffen, und ich glaube, daß ich durch meine Winke zu dem guten Ausgange der Ereignisse des Escurials beigetragen habe. Ew. königliche Hoheit hatten großes Unrecht; als Beweis dafür verlange ich nichts weiter, wie den Brief, den Sie mir geschrieben haben, und den ich immer vergessen wollte. Wenn Sie Ihrerseits selbst König sind, werden Sie wissen, wie heilig die Rechte des Thrones sein müssen. Jeder Anspruch auf den Beistand eines fremden Herrschers ist für den Kronprinzen verbrecherisch.“

Cevallos macht hier auf die Auslassung eines Paragraphen des Briefes in der Bekanntmachung des Moniteurs aufmerksam. Dieser Satz bezieht sich auf die Vermählung Ferdinands mit einer Prinzeß der Familie Napoleons, eine Vermählung, die Ferdinand selbst und dann der Friedensfürst im Namen Karls IV. nachgesucht hatte. Hier ist er: „Die Vermählung einer französischen Prinzeß mit Ew. Königlichen Hoheit verträgt sich meiner Meinung nach mit den Vortheilen meines Volkes, und ich betrachte sie noch specieller als einen Umstand, der mich durch neue Bande mit einem Hause vereinigen wird, dessen Benehmen gegen mich

ich seit der Zeit meiner Thronbesteigung in jeder Hinsicht nur zu loben habe."

Wir tadeln, ohne zu zögern, die Unterdrückung dieser Stelle. Um redlich zu sein, muß jede Publication vollständig sein. Ich finde aber in diesem Paragraphen keine wirkliche Wichtigkeit, und um so weniger, da von dieser Vermählung noch in den Propositionen gegen Ferdinand die Rede sein wird.

Der Rest des Briefes enthielt Klagen über das Betragen des Generalcapitäns von Catalonien, und eine Warnung über die verderblichen Folgen, welche die Ermordung einiger französischen Soldaten haben könnten. Der Kaiser endete damit, daß er sagte, er schwanke noch zwischen verschiedenen Ideen, die erst bestimmt werden müßten.

So war die Antwort des Kaisers beschaffen, über welchen die vorzüglichsten Personen, die den König Ferdinand in Vittoria umgaben, berathschlagen sollten. Von allen Männern, welche in diesem Augenblicke bei dem Prinzen waren, ist der Ausgezeichneteste, dessen tiefer Scharfsinn die Ereignisse am besten dargethan haben, der Ex. Minister Urquijo, der sich nach Biscaya, seinem Vaterlande, zurückgezogen hatte, jetzt aber herbeigeeilt war, um Ferdinand auf der Durchreise zu sehen. Sei es nun, daß der Kaiser in der That bis zur letzten Stunde unentschlossen war, sei es, daß eine verstellte Unentschlossenheit den festgefaßten Entschluß verbarg; genug, Urquijo sagte voraus, was geschehen ist. Seiner Meinung nach kam es Napoleon nur darauf an, die Dynastie der Bourbons in Spanien zu unterdrücken, um die seinige einzusetzen. Sich nach Bayonne begeben, hieß, ihn auffordern, dies zu

thun. Wenn man anführt, daß der Kaiser sich nicht durch seine Handlung beschimpfen könne, antwortet Urquijo: Leset Plutarch, und Ihr werdet sehen, daß alle Helden Griechenlands und Roms so viel Ruhm nur erwarben, indem sie auf Tausende von Leichen traten. — Er citirt Karl V., der Fürsten entthront, welche durch Hinterlist seine Gefangenen geworden waren, und der dennoch unter die Helden gezählt wird. Die Geschichte Spaniens liefert ihm noch andere Beispiele von Usurpatoren die durch Ermordung von Königen sich auf den Thron setzten, und dann sehr legitime Herrscher wurden. Er erinnert an verschiedene Abdankungen spanischer Herrscher, und schließt, daß, wenn Karl IV. gegen die Gewaltthat der Seinigen reclamirt, weder er noch Ferdinand Spanien regieren wird. — Auf den Einwurf, daß der Kaiser fürchten würde, durch eine so schreiende Ungerechtigkeit die öffentliche Meinung in Frankreich zu verletzen, machte Urquijo die Bemerkung, daß die französische Nation stets über das entzückt sei, was sie mit Staunen erfülle; daß sie übrigens in ihrem Handelsinteresse viel gewinnen würde, wenn die Herrscher beider Länder aus einer Familie wären; wenn Napoleon sein Reich durch gute moralische Institutionen befestigte, so würde Frankreich ihn anbeten, weil er es aus den Stürmen seiner furchtbaren Revolution rettete; es würde seine Dynastie segnen und die Besitznahme mehrer Throne Europas durch Mitglieder seiner Familie als einen Ruhm betrachten. In Folge dieser Gründe und mehrerer andern nicht minder triftigen, sprach Urquijo die Meinung aus, daß nur e i n Entschluß zu fassen sei, nämlich den König während der Nacht incognito abreisen zu lassen,

und ihn nach Aragonien zu bringen. Dort wäre er in der Lage, als Macht zu Macht mit dem Kaiser zu unterhandeln, und dieser wäre gezwungen, seine Pläne zu ändern *).

Eine andere Person ließ dem Könige selbst noch vor der Abreise von Madrid heimlich den Rath ertheilen, die Reise nach Frankreich zu vermeiden. Es war Joseph Martinez Hervas, Schwager des General Duroc, und dessen Vater Marquis von Akmenara geworden ist. In Vittoria ließ Hervas dem Könige noch ein zweites Mal dieselben Warnungen zukommen, und es scheint, als hätte man sie nicht vernachlässigen sollen, da dieser junge Mann, der den General Savary nach Spanien begleitet hatte, damals mehr für einen Franzosen galt, und ein solcher Rath, von ihm kommend, konnte nur aus einiger Anhänglichkeit für sein Geburtsland stammen. Weder Urquijo, noch Hervas **)

*) In einer Conferenz mit dem Kaiser sprach der Canonicus Escoïquiz von der Idee, den König entrinnen zu lassen, indem er sich aber wohl hütete, zu gestehen, daß er einer von denen war, welche sie bekämpften. „Das", erwiderte der Kaiser, „wäre das Beste gewesen, was Sie hätten thun können."

**) Ich habe in Berlin 1801 und 1802 den jungen Hervas gesehen, der der spanischen Gesandtschaft und dem General O'Farill attachirt war. Der Legationssecretär dieser Gesandtschaft, Graf von Casa-Valencia, wird bald in Madrid Staatsrath unter dem König Joseph sein. Beide waren meine Jugendfreunde, und mir mußte daher die Sonderbarkeit ihres Todes auffallen. Hervas fiel unvorsichtiger Weise in San Ildefonse in das Wasser und ertrank. Casa-Valencia war später gezwungen, Spanien zu verlassen, und ging nach Amerika, um dort für die Sache der Unabhängigkeit zu kämpfen. Er wurde gefangen genommen und als Rebell erschossen. Sonderbares Jahrhundert!

wurden gehört. Die Hauptrücksicht, welche die Rathgeber Ferdinands bestimmte, ihn die Reise bis nach Bayonne fortsetzen zu lassen, war, daß sie hofften, den Ehrgeiz des Kaisers durch einige Gebietsabtretungen zu befriedigen. „Der Conseil, sagt der Canonicus Escoïquiz, „überredete sich, daß der König höchstens nichts weiter zu fürchten hätte, als eine Abtretung der Provinzen des Ebro, oder daß selbst Alles sich auf den Verlust Navarras beschränken würde.“

Dieser Canonicus und seine Gefährten machten hier aus einem Theile des spanischen Gebietes wohlfeilen Kauf. Der Agent des Friedensfürsten, Yzquierdo, hatte bei dem Gedanken einer solchen Abtretung gebebt. Es ist ein Unglück, daß der Kaiser nicht die ganze Gefälligkeit ahnete, die er jetzt bei dem Conseil Ferdinands finden konnte. Im Grunde ist es das, er am meisten wünscht, selbst bei einem Könige seiner Familie. In diesem Augenblicke war man bereit, es ihm zu gewähren, und er fordert es nicht, weil er mehr will. Indem er die Prinzen des Hauses Spanien in der Nähe sah, glaubte er, daß er auf sie nicht weiter zu achten brauchte, und er hätte Recht, wenn es in Spanien nur Prinzen gäbe, oder wenn Spanien nur seinen Prinzen gliche.

Um sich darüber zu rechtfertigen, daß sie den König nicht abgehalten hätten, seine Reise fortzusetzen, versichern Escoïquiz und Cevallos in ihren Schriften, daß sie den Versicherungen des Generals Savary hätten Glauben schenken sollen, welcher behauptete, daß der Kaiser wohl anfangs Ferdinand als königliche Hoheit behandeln aber gewiß nicht zögern würde, ihn als König anzuerkennen. Die Ausrede

ist nicht sehr haltbar. Nach dem Briefe des Kaisers mußte man auf seine Gesinnungen schließen und nicht nach den Worten eines Adjutanten, der keinen andern Titel hatte, als der Ueberbringer der kaiserlichen Depesche zu sein. Das geringere Volk, dessen Instinct oft aufgeklärter ist, als der Verstand der fürstlichen Rathgeber, wollte den König hindern, die Stadt zu verlassen. Eine zahlreiche Zusammenrottung bildete sich vor dem Hause, in dem er wohnte; man schnitt die Stränge der Pferde durch, so daß die Abreise einige Augenblicke verzögert wurde. Man bestand nichts desto weniger auf die Abreise. Es scheint, als hätte man sich schon in Vittoria in solchem Grade von französischen Truppen umgeben geglaubt, daß man nicht Herr wäre, einen anderen Entschluß zu fassen. Je mehr Ferdinand sich der Gränze näherte, desto schwerer wurde es ihm in der That, umzukehren *).

Am 20. April ist Ferdinand VII. in Bayonne eingetroffen **). Er ist hier nichts weiter als der Prinz von Asturien. Sogleich macht der Kaiser ihm seinen Besuch, und an demselben Tage speist der junge Fürst in dem Schlosse Marrac bei dem Kaiser zu Mittag.

*) „Tribuni et centuriones, monendo, suadendo, et, quanto longius abscedebatur, apertiore custodia, postremo gnarum necessitatis in urbem traxere.“ Tacitus.

Die Tribunen und Centurionen brachten durch Ermahnungen und Rathschläge, und wenn man weiter geht, durch eine ziemlich öffentliche Bewachung, den von der Nothwendigkeit Ueberzeugten in die Stadt.

**) Cevallos behauptet, das Haus, in dem er wohnte, sei nicht sehr passend für den erhabenen Gast gewesen, der es in Besitz nehmen sollte. — Es war das schönste in der ganzen Stadt.

Gleich an diesem ersten Tage verschwanden alle Zweifel. Der Wille Napoleons sprach sich ohne Umschweif aus, und am nächsten Tage begann die Unterhandlung wegen der Verzichtleistung Ferdinands auf den Thron von Spanien. Die officiellen Verhandlungen fanden zwischen Herrn von Champagny und Don Pedro Cevallos und später mit dem Herrn von Labrador Statt. Nach einigen Tagen wurde die Frage in folgenden Puncten niedergesetzt:

1stens. Der Kaiser hat unwiderruflich beschlossen, daß die Dynastie der Bourbons in Spanien nicht mehr herrschen solle.

2tens. Der Prinz Ferdinand tritt seine Rechte auf die Krone sowohl in seinem Namen als in dem seiner Söhne und Nachkommen ab.

3tens. Wenn der Punct angenommen ist, wird die Krone von Hetrurien ihm und seinen Nachkommen nach Bestimmuug des Salischen Gesetzes übergeben.

4tens. Der Infant Don Carlos leistet auf gleiche Weise Verzicht, und er hat Anspruch auf die Krone von Hetrurien, in Ermangelung unmittelbarer Erben des Königs.

5tens. Das Königreich Spanien gehört von jetzt an einem der Brüder des Kaisers.

6tens. Der Kaiser verbürgt die gänzliche Integralität, so wie die seiner ganzen Colonien, und wird nicht dulden, daß das kleinste Dorf davon dismembrirt werde.

7tens. Ebenso verbürgt er die Religion, das Eigenthum 2c. 2c.

8tens. Wenn der Prinz Ferdinand die Annahme dieser Vorschläge verweigert, erhält er keinen Ersatz,

während S. K. M. sie im Guten oder mit Gewalt ausführen werden.

9tens. Wenn der Prinz Ferdinand die Nichte des Kaisers zur Gemahlin fordert und annimmt, soll diese Verbindung unmittelbar nach Abschluß des Vertrages vollführt werden.

Während diese Vorschläge zwischen den officiellen Abgesandten debattirt wurden, nahm der Kaiser selbst thätigen Antheil an den Unterhandlungen. Er sprach wechselweise und bisweilen zugleich mit den vorzüglichsten Rathgebern Ferdinands. In diesen Unterhaltungen mit dem Canonicus Escoïquiz enthüllte er mit der größten Freimüthigkeit seine ganze Absicht.

Eine lange Controverse erhob sich zwischen ihnen zuerst über die Abdankung Karls IV. War sie freiwillig oder gezwungen? Man begreift Alles, was angeführt werden kann, um die Gewaltthat zu beweisen oder zu leugnen. Es ist ein unendlicher Text, der Veranlassung giebt, auf eine Unsumme von Thatsachen zurückzukehren. Man kann sich über solche Gegenstände endlosen Redereien hingeben, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen. Darin lag für den Kaiser blos der Vorwand; hier die Wahrheit, wie er sie selbst dem Canonicus Escoïquiz mittheilte:

„Das Interesse meines Reiches verlangt, daß das Haus Bourbon, der unversöhnliche Feind des meinigen, den spanischen Thron verliere, und im Interesse Ihrer Nation werden die letzten Könige derselben abgesetzt. Die neue Dynastie, die ich vorschlagen werde, wird eine gute Constitution verleihen, und durch ihr inniges Bündniß mit Frankreich Spanien gegen das sichern, was der einzige Feind unternehmen könnte,

der ihm durch seine Nachbarschaft zu schaden vermöchte. Karl IV. ist bereit, mir seine Rechte und die seiner Familie abzutreten *), da er überzeugt ist, daß die Infanten in diesen schwierigen Zeiten nicht so herrschen können, um sein Volk und den Thron vor Unglücksfällen zu bewahren.

„Das hat mich bestimmt, zu hindern, daß die Dynastie der Bourbons in ferner Spanien herrsche; aber ich achte Ferdinand, der mich in Bayonne vertrauungsvoll besucht hat; ich will mit ihm über diese Sache unterhandeln, und ihn und seine Brüder so viel wie möglich für das entschädigen, was meine Politik ihnen in Spanien zu rauben mich zwingt.

Selbst nachdem der Kaiser die Frage auf eine so bestimmte Weise aufgestellt hatte, verfiel der Canonicus Escoïquiz in eine endlose Aufzählung der Ereignisse, um die Gültigkeit und Gesetzmäßigkeit der Abdankung Karls IV. und die Rechtmäßigkeit Ferdinands VII. zu beweisen. Der Kaiser billigte und bestritt wechselsweise die einzelnen Thatsachen der Schilderung. Er selbst gab sich einem angenehmen Geplauder mit einem geistreichen Manne hin, den er gewinnen möchte, aber von Zeit zu Zeit kehrte er immer zu dem zurück, was den Hauptpunct seiner Frage ausmachte. Nach dem Berichte des Canonicus Escoïquiz überließ sich der Kaiser, der ihn schon mit großer Vertraulichkeit behandelte, mitten in diesem freundschaftlichen Ge-

*) Vielleicht drückt der Kaiser hier ein etwas voreiliges Vertrauen aus; vielleicht weiß er auch schon, daß Karl IV. in dem Unwillen über die Ereignisse in Aranjuez zu einer gänzlichen Verzichtleistung für sich und seine Kinder geneigt ist.

spräche einer leichten Neckerei *); bald aber kam er wieder auf seine Hauptabsicht zurück und sagte: Es ist unmöglich, Canonicus, daß Sie nicht gleich mir einsehen, wie ich, so lange Bourbons auf dem Throne von Spanien sitzen mit dieser Macht kein aufrichtiges Bündniß haben kann; sie werden wissen, sich zu verstellen, so lange sie allein und ohne Macht sein werden, mir zu schaden: doch sobald sie mich in einen nordischen Krieg verwickelt sehen, der nicht ausbleiben kann, werden sie sich meinen Feinden anschließen. Erinnern Sie sich an die Falschheit Kals IV. selbst, der mit Verachtung unseres Bündnisses nur Krieg machen wollte, als er mich mit dem der Preußen kurz vor der Schlacht bei Jena ganz beschäftigt glaubte. Er benutzte meine muthmaßliche Gefahr, um in seinem Königreiche eine Proclamation in Umlauf zu sezzen, um alle seine Unterthanen in dem Kriege gegen mich zu bewaffnen. Nie, ich wiederhole es, werde ich auf Spanien zählen, so lange die Bourbons hier herrschen. Die Kräfte dieser Macht, die zu jeder Zeit beträchtlich sind, können sich unter einem verdienstvollen Mann an der Spitze der Regierung noch steigern, und zwar so, daß sie meiner Ruhe gefährlich werden."

Den Kaiser über diese Gefahr zu beruhigen, schlug Escoïquiz zwei Mittel vor: Die Verbindung Ferdinands mit einer kaiserlichen Prinzeß und die glückliche Wahl der Personen, die den jungen Prinzen umgeben, und die alle gleich geneigt sind, ihn in dem innigsten Bündnisse mit Frankreich zu erhalten. Diese Gründe

---

*) Er zupfte ihn am Ohre, indem er sagte: „Ich sehe wohl, Canonicus, daß Sie davon viel wissen.

schienen dem Kaiser nicht sehr zuverlässig. Auf den ersten antwortete er: „Sie erzählen mir Mährchen, Canonicus; Sie sind zu sehr unterrichtet, um nicht zu wissen, daß eine Frau ein zu schwaches Band ist, um das politische Benehmen eines Prinzen zu bestimmen, und daß man dieses Band nicht mit den Gefühlen vergleichen kann, welche ein gemeinsamer Ursprung einflößt *).“

Auf den zweiten antwortete er: „Wer sichert mich, daß die Jugend des Königs ihn bewegt, sie nach sechs Monaten zu entfernen. Lassen Sie sich nicht so verblenden, Canonicus. Sie sind wirklich zu rechtschaffen. Der erste gewandte Höfling wird sich seines Vertrauens bemächtigen, ihn täuschen, Sie von den Geschäften entfernen und bald, wenn er ein Agent Englands ist, ihn bewegen, ein ihm entgegengesetztes System zu verfolgen.“

Der Kaiser beurtheilte Ferdinand richtig. Der Einfluß der Männer, welche sich diesem Prinzen widmeten, würde nicht lange gewährt haben. Eines Tages, wenn er wieder König geworden ist, wird er die Anhänglichkeit des Canonicus Escoïquiz dadurch belohnen, daß er ihn nach dem Schlosse von Murcia schickt. Während 1808 und des folgenden Jahres wäre es für Napoleon hundertmal besser gewesen, in Spanien einen bourbonischen König und Alliirten der Engländer bekämpfen zu müssen, als einen seiner Brü-

*) Das Princip des gemeinsamen Ursprunges bildet im Allgemeinen kein festes Band. Von allen Königen, die Napoleon erschuf, und diese Könige sind seine Brüder, ist nicht einer, der nicht von ihm abgefallen wäre, wenn er glaubte, sich dadurch retten zu können.

der dort aufrecht erhalten zu müssen. Diese Conferenz zwischen dem Kaiser und dem Canonicus Escoïquiz war nicht entscheidend. Der Kaiser endete sie, indem er es sich vorbehïelt, ihn am nächsten Tage mit seinem definitiven Entschlusse bekannt zu machen.

Am nächsten sagte der Kaiser in der That zu ihm: „Ich habe mich unwiderruflich entschlossen, die in Spanien herrschende Dynastie zu ändern. Sie können den Prinzen Ferdinand davon instruiren. Sagen Sie ihm, daß er sich vor der Ankunft des Königs Karl, seines Vaters, über den Austausch seiner Rechte von Toscana entscheide. Nimmt er es an, so soll der Vertrag mit der größten Feierlichkeit geschlossen werden. Im Gegentheil würde seine Weigerung stets nutzlos bleiben, denn ich würde von seinem Vater die erwünschte Abtretung erlangen. Toscana bliebe dann mit Frankreich vereinigt, und Sr. königliche Hoheit würden gar keine Schadloshaltung bekommen.“

In Folge dieser Erklärung des Kaisers beklagte der Canonicus Escoïquiz laut das Unglück seiner Lage, so wie das der andern Rathgeber Ferdinands, welche durch ihren Rath die Reise nach Bayonne unterstützt hätten, und so als die Urheber seines Verderbens betrachtet werden würden.

„Beruhigen Sie sich, Canonicus, antwortete ihm der Kaiser, weder Sie noch die Andern haben Grund, sich zu betrüben. Sie konnten meine Absichten, die Niemand kannte, nicht errathen.“

Was der Kaiser dem Canonicus Escoïquiz erklärt hat, ist in gewisser Beziehung ein Ausspruch des Schicksals. Die Thatsachen werden erfüllt werden, wie

er sie verkündete. Bis zur Ankunft des Königs Karl verfließen die Tage unter verlorenen Worten. Ferdinand hat vor der Ankunft seines Vaters nicht eingewilligt, aber die Abtretung des spanischen Thrones wird nichtsdestoweniger Statt finden, und zwar ohne Schadloshaltung für den jungen Prinzen.

Man weiß, daß es der Gebrauch des Kaisers war, allen großen Beschließungen, die er fassen wollte, einen Bericht seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten vorausgehen zu lassen. In Folge dessen erstattete am 24. April Herr von Champagny einen Rapport, der zum Gegenstande hatte, daß man das Werk Ludwigs XIV. von vorn beginnen müsse, und der, die Annahme dieser wichtigen Maßregel zu rechtfertigen, mit den Worten schloß: „Die Politik räth es, die Gerechtigkeit *) befugt dazu, und die Unruhen in Spanien machen es nothwendig."

Am 3. April schrieb derselbe Minister an Herrn Delaforêt in Madrid: „Die Rücksichten, die man dem Prinzen von Asturien schuldig zu sein glaubte, da er, gleich viel mit welchem Rechte, die königliche Gewalt ausübte, haben aufgehört. Karl IV. langt diesen Abend an, und wird als König von Spanien

---

*) Diese Stelle ist in mehreren Werken gehässig verunstaltet worden. Man ließ den Minister Napoleons sagen, die Gerechtigkeit befugt zu dem, was die Politik räth. Das ist weder der Gedanke, noch der Ausdruck in dem ministeriellen Rapporte. Darin liegt eine gänzliche Umwandlung des Vorschlages, welchen Herr von Champagny machte, ein Vorschlag, den man an und für sich selbst sehr gut bestreiten konnte, ohne zu einer lächerlichen Verdrehung der Worte seine Zuflucht zu nehmen.

empfangen werden. Jede Handlung der Macht, die sein Sohn ausgeführt hat, ist als Usurpation zu betrachten."

In demselben Augenblicke brach man jede directe Unterhandlung mit Ferdinand ab, und der Canonicus Escoïquiz wurde beauftragt, ihm bekannt zu machen, daß man nur noch mit seinem Vater unterhandeln würde.

Erst in den letzten Tagen des Monats April hatte die französische Behörde den Briefwechsel des Prinzen von Asturien mit Spanien hemmen zu müssen geglaubt. Es war schon spät, und der Prinz hatte volle Muße gehabt, Befehle zu expediren, die dem Interesse des Kaisers zuwider liefen. In einem Briefe vom 28., an den Infanten Don Antonio gerichtet, sagte Ferdinand: „Ich mache Dich darauf aufmerksam, daß der Kaiser einen Brief Maria Louisens (die Königin von Hetrurien, seine Schwester) in Händen hat, der sagt, daß die Abdankung meines Vaters gezwungen war. Thue, als wenn Du nichts davon wüßtest, aber benimm Dich darnach und trachte, daß diese verwünschten Franzosen Dir nicht einen Streich der Bosheit spielen."

Dieser Brief und andere in noch minder gemäßigtem Tone waren nicht geeignet, den Kaiser gegen den Prinzen von Asturien besser zu stimmen.

Der König Karl langte in der That am 20. April an. Man erwies ihm alle Ehre, die einem regierenden Herrscher zukömmt. Seine beiden Söhne, Ferdinand und Karlos, befanden sich auf seinem Wege. Er sagte Karlos guten Tag, richtete aber an Ferdinand kein Wort. Als sie ihm hierauf in seine Ge-

mächer folgen wollten, hielt er den Prinzen von Asturien ab, und sagte ihm in spanischer Sprache: „Hast Du meine weißen Haare nicht genug beschimpft?"

Einige Tage vorher war der Friedensfürst in Bayonne angelangt. Wer anders, als er, könnte der Unterhändler Kars IV. sein? Für diesen Unterhändler giebt es keine Hoffnung mehr, je nach Spanien zurückzukehren. Besiegt und verbannt, ungeachtet der entgegengesetzten Befehle Ferdinands, dem Prozesse entrissen, den man ihm machen wollte, und dadurch vielleicht der Todesstrafe entronnen, aufs Neue frei und folglich wieder Herr Karls IV. und der Königin; — sollte er da, ergriffen von einer schönen Leidenschaft für das Prinzip der dynastischen Erblichkeit, in dem Herzen des Vaters einen Sohn vertheidigen, den er so oft der Verschwörung und des Attentates gegen den väterlichen Thron angeklagt hatte? Von einem Günstlinge, dem nur noch der Titel eines Königs mangelte, von einem Nebenbuhler der Macht, der sich Rechte verschaffen wollte, welche denen des Thrones die Waage hielten, darf man ein solches Uebermaß der Großmuth nicht erwarten. Wenn Godoï in seinem Sturze irgend etwas darüber trösten konnte, daß er nicht mehr herrschte, so war es der Umstand, daß auch Ferdinand nicht herrschen würde; in seiner Rache wird er keine Gewissensbisse zeigen, denn er weiß wohl, daß Ferdinand gegen ihn, wenn er es könnte, nicht großmüthiger sein würde, als er. Alles, was der alte König thun wird, geschieht unter der Einflüsterung des Friedensfürsten.

Ohne sich die Zeit zu lassen, von der Reise auszuruhen, forderte Karl IV. den Prinzen von Asturien

vor sich, und gebot ihm in Gegenwart der Königin und des Kaisers, ihm seine Krone durch eine einfache Verzichtleistung zurückzugeben, unterzeichnet von ihm und seinen Brüdern. Durch diese Forderung einer Abtretung, welche auch die Brüder Ferdinands unterzeichnen sollten, sieht man, daß der König Karl schon zu der gänzlichen Abtretung seiner Monarchie für seine Familie, so wie für sich entschlossen sei. Dieser Auftritt zwischen dem alten Könige und seinem Sohne hat verschiedenen Memoirenschreibern Stoff zu mehr oder minder wahren Gemälden geliefert, in denen sie jeder der handelnden Personen, je nach ihrer Neigung oder ihrem Hasse, eine ehrenwerthe oder grausame Rolle übertragen. Der Eine, der wechselweise heftiger Verläumder oder übertriebener Lobredner Napoleons ist, stellt die Königin von Spanien dar, als habe sie in der Wuth gegen ihren Sohn den Kaiser aufgefordert, ihn auf dem Blutgerüst enden zu lassen, und zeigt uns dann den Kaiser, wie er sich aus Abscheu gegen die Barbarei der Mutter fast gegen den Sohn interessirte. Ein Anderer überläßt es, wie er sagt, zu beurtheilen, ob man einen Vater, ohne ihm Gewalt anzuthun *), bewegen konnte, sich so streng gegen seinen Sohn zu beweisen. Die Wahrheit liegt weder in der malerischen Schilderung des einen dieser Schriftsteller, noch in den niedrigen Andeutungen des andern. Ohne Zweifel muß das Benehmen Karls IV. und der Königin auffallend erscheinen; aber für jeden Unparteiischen erklärt es sich durch die gränzenlose Herrschaft, die der Friedensfürst über ihre Gesinnungen,

*) Cevallos Worte.

so wie über ihren Willen übte. In Folge der Aufforderung, welche Karl IV. an den Prinzen von Asturien richtete, sagt der Canonicus Escoiquiz, drohte Karl, ihn und sein Gefolge wie ausgewanderte Rebellen behandeln zu lassen. Ferdinand versuchte zu sprechen, aber der alte König „sprang von seinem Sitze auf, indem er ihm drohte und ihn beschuldigte, daß er ihm das Leben mit der Krone habe nehmen wollen." — Ferdinand schwieg bei diesen Vorwürfen seines Vaters, ein Schweigen des Staunens und der Ehrfurcht nach seinen Anhängern, der Verwirrung und Scham nach seinen Feinden.

Am 1. Mai unterzeichnete Ferdinand eine bedingungsweise Abdankung zu Gunsten seines Vaters. Als Hauptbedingung forderte er, in der Voraussetzung, daß sein Vater nach Spanien zurückkehren würde, ihn dorthin zu begleiten, um ihm ein unterwürfiger Sohn zu sein. Die Cortes sollten versammelt werden, und in ihrer Gegenwart sollte seine Verzichtleistung gesetzmäßig erfolgen. Auf den Fall, daß der König Karl nicht in Person regieren und auch nicht nach Spanien zurückkehren wollte, bat er, die Regierung in seinem Namen und als sein Statthalter führen zu dürfen.

Am nächsten Tage, den 2. Mai, ertheilte Karl IV. auf den Brief seines Sohnes eine lange Antwort, die der Kaiser Napoleon offenbar dictirt hatte; aber es ist auch gewiß, daß bei dieser Gelegenheit die Gefühle, die der Brief des alten Königs aussprach, ihn wirklich erfüllten. Der Kaiser, der die Schwäche der Anhänglichkeit dieses Prinzen beklagt hatte, zögerte nicht, sich der ganzen Macht dieser Anhänglichkeit zu bedienen, um ihn für seine Absichten zu gewinnen.

Ungeachtet des Ursprungs oder vielmehr wegen des unbestreitbaren Ursprunges dieses Briefes wollen wir die letzten Worte desselben anführen, welche die Hand des Kaisers besonders erkennen lassen. Nach einer langen Auseinandersetzung der Politik seiner Regierung, seiner Verbindungen mit Frankreich, der Angelegenheit im Eskurial und der Ereignisse, die ihn nach Bayonne führten, sagte Karl IV.: „Mein Herz hat sich dem Kaiser ganz geöffnet; er kennt alle Beleidigungen, die mir wurden, alle Gewalt, die man mir anthat; er hat mir erklärt, daß er Dich nie als König anerkennen würde, und daß der Feind des eignen Vaters dem Auslande kein Vertrauen einflößen würde; überdies hat er mir Briefe von Dir gezeigt, welche Deinen Haß gegen Frankreich darthun. Indem Du mir die Krone entrissest, hast Du die Deine zerbrochen. Dein Benehmen gegen mich und Deine aufgefangenen Briefe haben eine eherne Scheidewand zwischen Dir und dem spanischen Throne aufgeführt. Weder zu Deinem Nutzen noch zu dem Spaniens machst Du Ansprüche darauf. Hüte Dich, ein Feuer anzufachen, dessen unvermeidliche Folge Dein gänzlicher Untergang und der Spaniens wäre. Ich bin König durch das Recht meiner Väter. Meine Abdankung war das Resultat der Gewalt und des Zwanges. Ich habe daher nichts von Dir zu empfangen; ich kann zu keiner Versammlung der Abgeordneten der Nation meine Zustimmung geben *). Auch das ist ein Fehler der erfahrungslosen Menschen, die Dich umgeben."

---

*) Der Kaiser, welcher, indem er den König Karl IV. spre=

„Ich habe zum Glücke meiner Unterthanen regiert; ich will ihnen nicht den Bürgerkrieg, Aufstand, Zusammenrottungen und Revolution hinterlassen. Alles muß für das Volk geschehen, nicht durch dasselbe. Diesen Grundsatz vergessen, heißt sich aller Verbrechen strafbar machen, die aus einer solchen Vergessenheit entspringen. Mein ganzes Leben hindurch habe ich mich für meine Völker geopfert. Ich werde beständig für sie handeln. Alle meine Opfer werden vergessen werden, und da ich versichert bin, daß die Religion die Integrität meiner Provinzen, ihre Unabhängigkeit und ihre Privilegien aufrecht erhalten werden, steige ich in das Grab hinab, Dir die Bitterkeit meiner letzten Tage verzeihend."

Dieser Brief Karls IV. hat Alles gesagt. Die Rechte, deren Abtretung er von seinem Sohne fordert, sind nicht nur die, welche dieser als Eintagskönig in Folge eines Aufstandes haben kann; es sind auch die, welche er als Thronerbe bei dem Tode seines Vaters hätte. Der Prinz von Asturien antwortete am 4. Mai auf den Brief des Königs Karl. Der haltbarste der Gründe, die er geltend machte, war sicher der, auf den er selbst unter allen am wenigsten hielt; aber seine Rathgeber hatten den gesunden Verstand, wenigstens einmal das große Prinzip der Souveränität der Nationen aufzustellen. Nachdem Ferdinand die Wahrheit gesagt hatte, daß er nämlich der Einzige sei, der für sich den Willen des Gesetzes und den

---

chen läßt, für den Prinzen von Asturien keine Versammlung der Cortes will, wird diese bald für seinen Bruder Joseph wollen.

Wunsch des Volkes hätte, fügt er hinzu, daß eine Verzichtleistung, wie die, welche man von ihm forderte, nicht ohne die förmliche Zustimmung aller der Individuen erfolgen würde, welche Ansprüche an den Thron haben würden, oder haben könnten, und noch weniger ohne die ebenfalls formelle Zustimmung der spanischen Nation, vertreten durch ihre Cortes, welche an einem sichern Orte versammelt wären. Wenn dieses Prinzip für Ferdinand etwas Anderes gewesen wäre als eine eitle Behauptung, hingeworfen, ohne wirkliche Wichtigkeit darauf zu legen, so wäre dieser Prinz der Anhänglichkeit würdig, welche seine Nation ihm zeigen wird; aber es liegt in seinem Geschicke, im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts das erste nur zu schnell nachgeahmte Beispiel von der Undankbarkeit der Könige gegen die Völker, durch die sie gerettet wurden, zu sein.

An demselben Tage, den 4. Mai, ernannte der König Karl den Großherzog von Berg zum Generalstatthalter des Königreichs Spanien, und gebot allen Civilbehörden, so wie allen Generalcapitainen und allen Commandanten der Festungen, dessen Befehlen zu gehorchen. In Bayonne trat der General Duroc, den der Kaiser gewählt hatte, um mit dem Bevollmächtigten des alten Königs zu unterhandeln, in Discussion mit dem Friedensfürsten, dem Bevollmächtigten dieses Herrschers. Die Unterhandlung währte nicht lange. Eine wichtige Neuigkeit, die den folgenden Tag von Madrid anlangte, hinderte jede Verzögerung und beschleunigte die Entwickelung. Der 2. Mai hatte in dieser Hauptstadt den ersten Kampf des fürchterlichen

Krieges gesehen, der nur mit der Regierung Napoleons enden soll. War es die Wirkung einer von den Feinden Frankreichs angesponnenen Verschwörung? War es der plötzliche Ausbruch eines Gefühles, das sich Luft machen wollte? Beide Ursachen können zugleich bestanden haben. Die Plötzlichkeit hatte ihren Theil daran, aber feindliche Hände hatten voraus die Elemente eines Brandes angehäuft, der nur des Funken harrte. Man ließ das Volk die Gefahr ahnen, welche die Versammlung aller seiner Prinzen in Frankreich mit sich brachte. Es war daher von großer Wichtigkeit, die in Madrid zurückzuhalten, die sich noch dort befanden. Vorbereitungen waren für die Abreise des jungen Prinzen Don Francisco, dritten Sohnes des Prinzen Karls IV., getroffen; eine zahlreiche Zusammenrottung, unter der man das Gerücht verbreitete, daß die Franzosen selbst den Infanten Don Antonio, den Präsidenten der Regierungsjunta, entführen wollten, verkündete die Absicht, sich der Abreise aller Mitglieder der königlichen Familie zu widersetzen. Bei dieser Stimmung der Gemüther wurde ein Adjutant des Großherzogs von Berg, der zufällig die Menge durchschritt, und den man abgesendet glaubte, die Entführung zu bewirken, insultirt und mißhandelt, und da ein französischer Posten dem Offizier zu Hülfe kam, entspann sich der Kampf; das Volk, das anfangs nur seine Dolche hatte, fand bald auch andere Waffen; in der ganzen Stadt wurden alle einzelnen Franzosen, Offiziere wie Soldaten, ermordet, entweder von Mordbanden, welche die Straßen durchzogen, oder durch Schüsse, die aus dem Innern der Häuser gethan wurden. Gleich bei dem ersten Stoße hatte der

Krieg den Charakter der Grausamkeit, den er von da ab beständig zeigen wird. Priester und Mönche nahmen daran Theil. Fast alle französischen Truppen waren in dem Lager bei Madrid, doch vor den Thoren desselben. In der Stadt befanden sich nur einige tausend Mann, aber bald hatten sich Massen gebildet, und Herren des Bodens, hatten sie, unterstützt durch eine gute Artillerie, die Straßen von allen Zusammenrottungen gereinigt. Um die Gemüther mit Schrecken zu erfüllen, ließ man im Prado eine Anzahl Banditen erschießen, die man mit den Waffen in der Hand ergriffen hatte. Die Schlacht auf den Straßen hatte nur einige Stunden gewährt. Die spanischen Minister O'Farill und Azanza, welche durch den französischen General Harispe kräftig unterstützt wurden, trugen durch ihre Worte des Friedens viel dazu bei, die Gemüther zu beruhigen und der Unordnung ein Ende zu machen. Als hätte es in Madrid zwei verschiedene Bevölkerungen gegeben, sah man an dem Abend dieses verhängnißvollen Tages eine friedliche Einwohnerschaft spaziren gehen ohne allen Schein der Aufregung, und zwar an eben den Orten, an denen man gekämpft hatte, mitten unter Abtheilungen französischer Truppen, die von allen Seiten anlangten, und unter den Kanonen, die wenige Stunden zuvor auf sie oder ihre Brüder gerichtet wurden. Es schien, als sei die Aussöhnung bewirkt, aber der Schein trog; von beiden Seiten war Blut geflossen, der Friede gebrochen, der Krieg erklärt; es wird nur noch theilweisen Waffenstillstand geben. Der neue Thron, den der Kaiser begründen will, existirt noch nicht, und schon waren die Grundlagen desselben untergraben. In den ersten Au-

genblicken sprach man von mehreren tausend Opfern. Die officiellen Bekanntmachungen des Rathes von Castilien haben die Zahl auf einige hundert herabgesetzt *). Ferdinand wurde sogleich vorgefordert. Der väterliche Zorn floß gegen ihn in den härtesten Ausdrücken über. Der alte König stellte seinem Sohne alle die Uebel lebhaft vor, welche Spanien würde erdulden müssen, Uebel, deren einzige Ursache sein Ehrgeiz sei, und forderte ihn unter den fürchterlichsten Drohungen auf, sogleich jedem Rechte auf die Krone zu entsagen. In der Stellung eines Verbrechers gegen seinen Richter, wagte Ferdinand gegen die Vorwürfe seines Vaters nichts zu sagen, oder er antwortete schlecht **).

---

*) Nach den Briefen des preußischen Gesandten in Madrid sollen an diesem Tage 200 Franzosen und 1200 Spanier gefallen sein. Mönche hatten aus den Fenstern ihres Klosters auf die Mamelucken geschossen; diese sprengten die Thore des Klosters und tödteten ein Dutzend der Mönche. Zwei andere Mönche, die man mit Säbeln und Pistolen bewaffnet ergriffen hatte, wurden im Prado erschossen. Der Bericht dieses Gesandten scheint uns zuverlässig sein zu müssen. Als ein unpartheiischer Zeuge hat er keinen Grund, die Zahl des Verlustes auf der einen oder der andern Seite zu vergrößern oder zu verringern.

**) Als ob in den anerkannten und erwiesenen Thatsachen noch nicht genug Gemeinheit und Feigheit zur Schmach der spanischen Bourbons sei, hat man behauptet, daß die Königin in dieser letzten Conferenz, ohne die Rechte Ferdinands zu vernichten, selbst und mit der ihr eigenen Nichtswürdigkeit den Prinzen für einen Bastard erklärt, und ihm ohne Schonung für die Gegenwart Karls IV. gesagt: „Du bist mein Sohn, doch nicht der Sohn des Königs.“ — Um eine so unwahrscheinliche Aeußerung zu erklären, weiß ein englischer Schriftsteller nichts Besseres, als die Vermuthung, daß in dieser Beziehung eine vorhergegangene Uebereinstimmung zwischen dem

Nach Herrn Cevallos sollte der Kaiser bei dieser Gelegenheit zu dem Prinzen von Asturien gesagt haben: „Prinz, Sie müssen zwischen der Abdankung und dem Tode wählen.“

Obgleich man diese Behauptung in dem Munde eines mit Recht Verdächtigen in Zweifel ziehen kann, geben wir doch zu, daß Napoleon diese Worte ausgesprochen hat; aber man weiß, was eine solche Sprache bei einer solchen Gelegenheit und bei einem solchen Prinzen bedeuten kann. Wir stehen nicht mehr in den Jahrhunderten, wo man ein ganzes Geschlecht von Prinzen vertilgt, und wenn Napoleon den erblichen Anspruch der Bourbons auf den spanischen Thron verweigern wollte, so durften seine Attentate sich nicht auf Ferdinand allein beschränken. Ein einziges Mal war Napoleon grausam; wir haben ihn nicht entschuldigt. Wenn er es in diesem Augenblicke gewesen wäre, würden wir es ebensowenig thun. Am nächsten Tage, den 6., gab der Prinz von Asturien eine Abdankung ohne Vorbehalt, welche sogleich der Regierungsjunta in Madrid überschickt wurde. Diese Verzichtleistung wurde von einer zweiten Acte Ferdinands, ebenfalls aus Bayonne vom 6. Mai datirt, begleitet; er nahm dadurch die Vollmacht zurück, die er vor seiner Abreise aus Madrid der Regierungsjunta bewilligt hatte. Er empfahl der Junta, sowie den andern Behörden, von Herzen ihre Anstrengungen mit dem König Karl und dem Kaiser Napoleon zu vereinigen, dessen Macht

---

König und der Königin Statt gefunden habe. Das heißt zu viel des Aergerlichen verlangen. Die traurige Wahrheit sollte genügen.

und Freundschaft, wie er sagte, besser als irgend etwas Andres die ersten Güter Spaniens sichern könnte, ihre Unabhängigkeit und die Integrität seines Gebietes. Cevallos citirt einen Brief, durch den der Prinz von Asturien, indem er seine Verzichtleistung an seinen Vater sendet, dieselbe als befohlen bezeichnet; aber der Text der Verzichtung enthielt nichts Aehnliches. In der That erzählt derselbe Minister, daß er der Regierungsjunta ein königliches Decret gesendet habe, welches sagte: „Die Junta wird Alles vollziehen, was sie zum Dienste des Königs und des Königreichs für nothwendig erachtet, und zu diesem Behufe hat sie die ganze Vollmacht, mit der Sr. Majestät selbst bekleidet sein würden, wenn sie in dem Königreiche residirten.“

Da die erste Sendung aufgefangen wurde, mußte man zur zweiten Umwege wählen. Der Bote, welcher dieses Decret überbrachte, reiste zu Fuß, und da er die Straße über Arragonien einschlagen mußte, langte er erst nach erfolgtem Wechsel der Dynastie in Madrid an.

Ohne die Verzichtleistung seines Sohnes abzuwarten, trat der König Karl am 5. Mai durch einen Vertrag, der durch den Friedensfürsten und den General Duroc unterzeichnet wurde, alle seine Rechte auf den Thron von Spanien und der beiden Indien an den Kaiser ab, als an den einzigen Fürsten, der bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge die Ordnung wiederherstellen könnte. Die beiden einzigen Bedingungen dieses Vertrages, die einen allgemeinen Gegenstand betrafen, sagten, die erste: „Daß die Integrität des Königreichs aufrecht erhalten werden, die zweite, daß

die römisch apostolische katholische Religion die einzige in Spanien sein sollte.“ — Alle andern Artikel hatten nur die Ordnung persönlicher Interessen zum Gegenstande.

Das Schloß zu Compiègne mit seinen Zubehörungen wurde dem König Karl zu seiner Disposition gestellt. Der Kaiser verbürgte demselben eine Civilliste von 30 Millionen Realen, 7 bis 8 Millionen Francs. Bei dem Tode des Königs wurde der Königin ein Wittthum von zwei Millionen zugesichert. Chambord mit seinen Parks, mit seinen Meiereien und Wäldern wurde das Eigenthum König Karls, im Austausch für seine Privatdomainen. Jeder Infant sollte eine jährliche Rente von 400,000 Francs erhalten, von einem Zweige auf den andern übertragbar.

Von dem Prinzen von Asturien wurde der Vertrag erst am 20. Mai unterzeichnet. Die Bedingungen wurden von dem General Duroc und dem Canonicus Escoïquiz geordnet. Durch diesen Vertrag trat Ferdinand der Cession seines Vaters bei, und verzichtete nur auf so viel, als erfordert wurde, auf die Rechte, die er als Prinz von Spanien und beiden Indien hatte. Der Kaiser trat ihm die Schlösser, Parks, Meiereien von Navarra, mit einer Apanage für ihn und seine Nachkommen von 400,000 Francs, und überdies eine lebenslängliche Rente auf den öffentlichen Schatz ab. Wir kürzen alle diese Geldordnungen hier ab. Was sind auch in der That einige hunderttausend Francs für den Ersatz der Krone Karls V. und Philipps II.?

Die Infanten Don Antonio und Don Carlos gaben ihre Zustimmung zu der Verzichtleistung des

Prinzen von Asturien, und durch eine Proclamation, datirt aus Bordeaux vom 12. Mai, entbanden alle drei, indem sie die Gründe ihrer Verzichtleistung auseinandersetzten, die Spanier von jeder Verpflichtung gegen sich, und ermahnten sie, das gemeinsame Interesse des Vaterlandes vor Augen zu haben, indem sie sich friedlich hielten, und ihr Glück von der weisen Einrichtung und Macht des Kaisers Napoleon erwarteten. Don Antonio, einer der Unterzeichner dieser Actenstücke, hatte Madrid am 5. Mai, ungeachtet der Anstrengungen, welche die Junta, ihn zurückzuhalten, machte, verlassen, und da er voraussah, daß die Trennung lang sein würde, schrieb er bei der Abreise an die Junta: „Leben Sie wohl, meine Herren, bis zum Thale von Josaphat!"

So lange Ferdinand VII. von Ministern und Rathgebern umgeben war, die für ihn das Gefühl seiner Lage hatten, zeigte er, wenn auch nicht große, doch wenigstens eine gewisse Festigkeit gegen die Gewalt, die ihn bedrückte. Von seinem eigenen Geiste verlassen, scheint er zu vergessen, daß er der Sohn eines Königs ist, daß er selbst einen Augenblick König war. Die freiwillige Erniedrigung, zu der er bald herabsteigen wird, ist für den Kaiser der Franzosen eine Art Rechtfertigung, wenigstens in seinen eigenen Augen. Kann er eine große Reue über die Beraubung eines Prinzen fühlen, der des Thrones so wenig würdig war, eines Prinzen, der ihm schreiben wird, um seinem Nachfolger Glück zu wünschen, der ihm einen Brief von dem König Joseph sendet, um dessen Freundschaft nachzusuchen, und der ihn bitten wird, denselben Sr. Kathol. Majestät zu übergeben?

In diesem Jahrhundert, wo so viele Größe getödtet wurde, giebt es nur Wenige, die ihr Unglück ehrten!

Die Verträge von Bayonne und die verschiedenen Documente, die sich darauf bezogen, waren mit großer Schnelligkeit nach Madrid gesendet worden. Die Regierungsjunta hatte nur noch eine nominelle Existenz, seitdem der König Karl IV. die Rücknahme seiner Krone erklärt und den Großherzog von Berg zum Statthalter des Reichs ernannt hatte. Dieser war sogleich darauf, kraft der Abtretungsverträge, Statthalter des Kaisers geworden. Was konnten die Junta und die andern Behörden thun? Die Männer, welche der alten Dynastie am ergebensten waren, verglichen die Streitkräfte mit denen Frankreichs, und meinten, daß für den Augenblick wenigstens die Unterwerfung das Klügste und für das Wohl des Landes das Beste sei. In Madrid gab es keine einzige Behörde, keine einzige Corporation, welche sich offen weigerte, die neue Ordnung der Dinge anzunehmen.

Der spanische Thron ist vacant. Wer wird ihn einnehmen? Der Großherzog von Berg strebte darnach, doch seinem Bruder Joseph, dem Könige von Neapel, bestimmte ihn der Kaiser. Indem er dem Großherzoge von Berg das Commando seiner Truppen in Spanien gab, hatte der Kaiser, der sein Vertrauen als Krieger auf ihn setzte, nicht dasselbe Vertrauen auf ihn als Politiker. Um seinen ausgezeichten Eigenschaften den Glanz der Einsicht und Erfahrung zu leihen, war Herr Delaforêt, eventuell zum Gesandten in Spanien ernannt, ihm beigegeben worden. Die wirkliche Sendung dieses Agenten war, den Ungestüm des Großherzogs zu mäßigen, und, wo es nö-

thig wäre, dessen Ehrgeiz zu unterdrücken. Dieser Gesandte, welcher offenbar den Großherzog für würdig hielt, den spanischen Thron zu besteigen, hatte zu verstehen gegeben, daß eine Partei zu seinen Gunsten existirte, und machte in seinem Briefwechsel einige Anspielungen in diesem Sinne. Der Kaiser fand, daß Delaforêt keineswegs die Rolle verstanden hatte, zu der er ihn berief, und er ließ ihm dies durch Herrn von Champagny in etwas harten Worten sagen: „Sr. Majestät machen Ihnen zum Vorwurf," sagte der Minister, „dahin geführt worden zu sein, wohin Sie führen sollten. Die Meinung des Kaisers ist, daß es keine Stimme für den Großherzog giebt, daß es keine geben kann; daß die spanische Nation, welche sich noch immer in derselben Lage des Hasses und der Demuth befindet, in welche die verschiedenen Ereignisse sie versetzt haben, aus Eigenliebe weniger, als ein Anderer, den Großherzog wünschen muß, der in einem Tage ihren Stolz verletzte und ihre Hoffnungen vernichtete." — Nichts ist wichtiger als diese Bemerkung, welche einem so aufgeklärten Manne, wie Herr Delaforêt, nicht hätte entgehen sollen. „Der Kaiser," fügt der Minister hinzu, „glaubt, daß Sie sich von der Junta hintergehen ließen. Er betrachtet das Decret, welches die Catalonier zur Bewaffnung beruft, für höchst unpolitisch, und schreibt die Insurrection einer Parthei zu, deren Spuren Sie nicht zu entdecken vermochten. Man sagte, was Ihnen gefallen konnte, und betrog Sie so."

Diese letztern Bemerkungen sind weder ganz wahr, noch ganz falsch. Die Junta im Allgemeinen hatte eine heimlich feindliche Stimmung; aber sie enthielt

auch eine Menge von Männern, die es aufrichtig meinten, welche überzeugt waren, daß Spanien in seiner gegenwärtigen Lage nur durch eine aufrichtige Anschließung an Frankreich gerettet werden könnte.

Indem der Kaiser die Erhebung seines Bruders Joseph auf den spanischen Thron bestimmte, wollte er ihn doch nur auf die Forderung Spaniens selbst auf denselben setzen. Der Großherzog von Berg wurde daher beauftragt, die spanischen Behörden zu benachrichtigen, daß, da die Krone auf einen der Brüder des Kaisers übergehen sollte, Sr. Majestät zu erfahren wünschten, welchem derselben sie den Vorzug geben würden. Zugleich gab man ihnen zu verstehen, daß sie das Verlangen aussprechen möchten, die Krone seinem ältesten Bruder, dem Könige von Neapel, zu verleihen. Der König Joseph wurde daher von der Regierungsjunta und der Municipalität von Madrid verlangt. Der Brief, den die Junta in dieser Beziehung schrieb, war von den Ministern, dem Aeltesten des Rathes von Castilien und den Präsidenten und Gouverneuren der andern Rathscollegien unterzeichnet. Eine Deputation von zwei Mitgliedern wurde ernannt, diesen Wunsch dem Könige zu übergeben.

Um eben diese Zeit ladete ein Brief des Kaisers den König Joseph ein, sich nach Bayonne zu begeben. Indem er in dem neuen Königreiche Schwierigkeiten kommen sah, welche das von Neapel ihm nicht bot, blieb Joseph doch nicht fühllos *) bei dem Gedanken,

*) Herr von Torreno, dessen Gerechtigkeit und selbst Wohlwollen gegen den König Joseph wir würdigen, hat den Contrast eines Königs aufgestellt, welcher durch die Gewaltthat dem

König von Spanien und der beiden Indien zu werden. Er machte sich am 23. Mai auf den Weg, der Einladung seines Bruders zu folgen.

Der Kaiser, welcher bei dem Prinzen von Asturien die Absicht getadelt hatte, zu den Cortes zu schreiten, glaubte dem Königthume seines Bruders Joseph die Unterstützung gewähren zu müssen, die er dem Ferdinands verweigert hatte. Eine Versammlung der spanischen Notablen wurde nach Bayonne für den 15. Juni zusammenberufen. Eine große Menge von Personen des ersten Ranges, die im Gefolge der beiden Könige, Karl und Ferdinand, gekommen waren, fanden sich schon in dieser Stadt versammelt. Andere wurden eingeladen, sich dahin zu begeben. Die Zahl der Zusammenberufenen belief sich auf hundert funfzig.

Um die Instruction des neuen Königs vorzubereiten, und weil er selbst die finanzielle Lage Spaniens kennen lernen wollte, hatte der Kaiser den Finanzminister Azanza nach Bayonne berufen. Er erkannte in diesem Minister einen Mann von Ehre und Talent, und vernachlässigte nichts, ihn durch wahre Ueberzeugung und im Interesse Spaniens selbst an sich zu fesseln, er behielt ihn bei sich, um ihn zum Präsidenten der außerordentlichen Junta zu ernennen. Da wen-

---

Throne entrissen wurde, und eines andern, der ihn nur mit Widerstreben und gegen seinen eigenen Willen besteigt. Er stellt Joseph dar, als wäre er durch Verführung und Ueberraschung König geworden. Dieses Bild ist nur eine Fabel; indem Joseph von Neapel nach Bayonne abreiste, kannte er, nach den Memoiren seines Freundes Stanislaus Girardin, die Bestimmung, zu der er berufen war, sehr gut, und hatte freiwillig seine Einwilligung dazu gegeben.

dete der Kaiser sich zum ersten Male an die spanische Nation. Die glänzenden Worte haben ihm nie gemangelt, doch hier sprechen die schönen Worte nur großmüthige Gesinnungen aus. „Spanier, nach einem langen Todeskampf ging Eure Nation unter. Ich sah Eure Leiden, und will ihnen abhelfen. Eure Größe bildet einen Theil der meinigen. Eure Prinzen haben mir alle Rechte auf die Krone von Spanien abgetreten. ch will nicht über Eure Prinzen herrschen, aber ich will ewige Rechte auf die Liebe und Dankbarkeit Eurer Nachkommen erwerben. Eure Monarchie ist alt, und meine Sendung ist, sie zu verjüngen. Ich werde alle Eure Einrichtungen verbessern, und Euch, wenn Ihr mich unterstützt, die Wohlthaten einer Reform ohne Reibung, ohne Unordnung, ohne heftige Bewegung genießen lassen."

„Spanier, ich ließ eine Generalversammlung von den Deputirten der Provinzen und Städte zusammenberufen. Ich will mich durch mich selbst von Euren Wünschen und Euren Bedürfnissen überzeugen; ich werde dann alle meine Rechte niederlegen und Eure glorreiche Krone auf das Haupt eines andern Ich sezzen, indem ich Euch eine Constitution verbürge, welche die Rechte und heilsame Autorität des Herrschers mit der Freiheit und den Vorrechten des Volkes vereint."

„Spanier, erinnert Euch dessen, was Eure Väter waren, und seht, was Ihr geworden seid. Die Schuld liegt nicht an Euch, sondern an der schlechten Verwaltung, unter der Ihr standet. Seid voll Hoffnung und Vertrauen auf die gegenwärtigen Umstände, denn ich will, daß Eure letzten Nachkommen noch mein An-

denken bewahren und sagen: „Er ist der Wiederbegründer unsers Vaterlandes!“

Diese Sprache war edel. Muß man glauben, daß sie nicht aufrichtig war? Eben so sehr, wie irgend Jemand, fühlte der Kaiser, was die Beraubung einer königlichen Familie auf seinen Ruf für ein nachtheiliges Licht werfen könnte. Es gab für ihn nur ein Mittel, sich freisprechen zu lassen: Es war, wie er den Willen dazu zeigte, die Verjüngung der alten spanischen Monarchie, ihre Erhebung aus dem Zustande der Erniedrigung, in dem die Entartung ihrer Dynastie sie schmachten ließ. So mußte Napoleon denken. Unglücklicherweise wurde seine Stimme nicht mehr gehört; keine Nation war zu einer moralischen Wiedergeburt weniger vorbereitet, keine enthielt so wenig Elemente der Verbesserung und des Fortschrittes, und als der Kaiser diesen Aufruf an Spanien erließ, war es schon zu spät dazu. Schon hatte in einigen Provinzen die Insurrection begonnen; schon hatten in Madrid und einigen andern Städten verschiedene Reibungen den Keim zu einem unvertilgbaren Hasse gelegt. Die Stimmen von Spaniern sprachen, und wurden nicht besser gehört. Selbst vor der Eröffnung der Junta in Bayonne forderten die dort versammelten Mitglieder durch eine Proclamation ihre Landsleute auf, die Anstrengungen Uebelwollender zurückzuweisen und die Leiden der Anarchie und des Bürgerkrieges zu vermeiden. Von Madrid aus ertheilte die Regierungsjunta ebenfalls, jedoch vergeblich, der Nation Rathschläge der Klugheit und Vorsicht.

Karl IV. und seine Familie waren nach dem Innern von Frankreich aufgebrochen. Der neue König,

der in Bayonne erwartet wurde, langte am 7. Juni dort an. Er empfing sogleich die Huldigungen und die Versicherungen der Ergebenheit aller Corps, welche in dieser Stadt ihre Repräsentanten hatten, der Grandes von Spanien, des Inquisitions-Tribunals, des Rathes von Indien und des Finanzrathes und der Armee. Am 15. Juni eröffnete die außerordentliche Nationaljunta ihre Sitzungen und begann ihre Arbeiten. Wir unterdrücken hier alle Reden der Repräsentation und der Form. Ein Constitutionsentwurf wurde der freien Berathung der Junta vorgelegt. Zwölf Sitzungen wurden dieser Prüfung gewidmet. Alle Mitglieder der Junta glaubten damals an einem wahrhaft dauerhaften Werke zu arbeiten, denn sie widmeten der Constitution eine gewissenhafte Aufmerksamkeit, und Jeder beschäftigte sich besonders voll lebhafter Theilnahme mit dem, was die Classe betraf, der er angehörte. Die Grandes von Spanien besonders beriethen mit vieler Lebhaftigkeit die Frage der Majorate. Am 7. Juli begab sich der König in die Junta. Die Zahl der gegenwärtigen Mitglieder war 90, und der König übergab dem Präsidenten die Constitutionsacte. Nachdem ein Secretär sie vorgelesen hatte, fragte der Präsident die Junta, ob sie sie annähme. Die Annahme erfolgte einstimmig. Der Erzbischof von Burgos reichte hierauf in Amtstracht dem Könige das Buch der heiligen Evangelien, und der König leistete in folgenden Worten den Eid: „Ich schwöre auf das heilige Evangelium, unsere heilige Religion zu achten und ihr Achtung zollen zu lassen; die Constitution zu befolgen und sie befolgen zu lassen; die Integrität und Unabhängigkeit Spaniens und seiner Besitzungen

aufrecht zu erhalten, die Freiheit der Person und des Eigenthums zu achten und ihnen Achtung zu verschaffen, nur zum Vortheil, zum Glück und zum Ruhm der spanischen Nation zu regieren."

Die Mitglieder der Junta leisteten hierauf ihrerseits einen Eid der Treue und des Gehorsams gegen den König, die Constitution und die Gesetze, dem bald mancher Meineid folgen wird, der aber, davon sind wir überzeugt, mit wenigen Ausnahmen mit dem aufrichtigen Willen, ihn zu erfüllen, geleistet wurde.

Alles, was man gegen den Geist des Despotismus und selbst gegen die Tyrannei des Kaisers in Frankreich geschrieben hat, kann mehr oder minder begründet sein, aber man muß deshalb nicht minder anerkennen, daß er im Auslande bei den neuen Institutionen, die er den Völkern verlieh, ein Wohlthäter derselben war. Der Graf von Torreno, der von den Ideen ausgeht, welche man sich seit 1814 durch die Anwendung der Repräsentativverfassung in Frankreich gemacht hat, entwickelt die Fehler, welche die spanische Constitution hatte. Wir geben die Richtigkeit seiner Bemerkungen zu. Aber obgleich die neuen Institutionen, die Spanien verliehen wurden, mangelhaft sein, obgleich sie nicht unmittelbar eine gänzliche Anwendung finden konnten, so war es doch immer viel, sie proclamirt zu haben. Ist es denn nichts, den Nationen die Rechte zurückzurufen, die sie vergessen, und ihnen den Besitz derselben zu verschaffen? Ist es in einem Lande der Ungleichheit nichts, die Civil-, die kirchlichen und Militärämter Allen ohne

Bedingung des Adels zugänglich zu machen *)? Ist es nichts, unter Beibehaltung des Adels, diesen denselben Pflichten und Abgaben zu unterwerfen, wie den übrigen Theil des spanischen Volkes? Ist es nichts, einer Nation berathende Nationalversammlungen zu geben? Wir wollen hier besonders die Organisation der Cortes bezeichnen. Neben einer Bank des Clerus, aus 25 Erzbischöfen bestehend, einer Adelsbank, aus 25 Adligen bestehend, befand sich eine Volksbank von 62 Deputirten der Provinzen, 30 Deputirten der Städte, 15 Deputirten des Handels und 15 Deputirten der Universitäten, Gelehrten oder Männern von vorzüglichem Verdienst, theils in den Wissenschaften, theils in den Künsten.

So ist also durch die Constitution von Spanien, wie durch die Westphalens, sowie des Königreichs Italien, zu der Nationalvertretung jeder Art von Talent der Zutritt eröffnet, ohne die Bedingung der Zahlung einer solchen oder solchen Abgabe, welche unsere neuen Constitutionen aufstellen.

Um, wenn es nöthig wäre, zu beweisen, daß der Kaiser, abgesehen von dem Verbrechen der Usurpation, das Wohl dieses Landes wollte, würde es genügen, die Zusammensetzung des spanischen Ministeriums anzugeben. Die Wahl traf die Personen, welche die öffentliche Meinung als die ehrenwerthesten und gewandtesten bezeichnete. Den Ministern O'Farill, Cevallos und Don Sebastian Pinhuela, welche ihre Departements erhielten, und Azanza, der das indische Departement erhielt, fügte Joseph den Admiral Massaredo

---

*) Artikel 140 der Constitution.

für die Marine, Cabarrus für die Finanzen, Jovellanos *) für das Innere und Urquijo als Minister-Staatssecretär hinzu. Urquijo ist ebenderselbe, welcher, wie erwähnt, Ferdinand VII. in Vittoria lebhaft abredete, sich auf das französische Gebiet zu begeben. Der Kaiser, der ihn schnell würdigen lernte, ließ ihn zum Secretär der Junta von Bayonne ernennen.

Der Hofstaat des neuen Königs bestand aus allen den Männern, welche die ersten Aemter bei Ferdinand VII. bekleidet hatten, den Herzögen von Infantado, von Frias, von Hijar, von Parque, den Prinzen von Castel Franco, den Grafen von Fernand Nuñez und andern Personen der ersten Häuser Spaniens. Nur der König war gewechselt. Um diese edlen Spanier zu entschuldigen, daß sie Aemter bei einem Herrscher annahmen, den mehrere von ihnen bald verließen, sagt man, sie hätten nur einer Art von Zwang nachgegeben, indem sie sich in den Staaten des Tyrannen ihres Vaterlandes befanden. Die Tyrannei des Kaisers hatte bei ihnen nicht die geringste Anstrengung zu machen. Ihre Gesinnungen änderten sich später, aber in Bayonne, das müssen wir wenigstens zu ihrer Ehre glauben, waren Alle, Minister und Würdenträger, in dem, was sie versprachen, aufrichtig. Ich nehme selbst Cevallos nicht aus, obgleich man vielleicht auf ihn nicht hätte zählen sollen, da er schon einmal untreu war, indem er seinen Verwandten und Wohlthäter, den Friedensfürsten, verließ, um zu Ferdinand VII. überzugehen.

---

*) Jovellanos lehnte das Ministerium unter dem Vorwande der Krankheit ab. Bald darauf trat er der Insurrection bei.

Hier enden sich die Ereignisse von Bayonne, doch hier eröffnet sich auch die Aera des Kummers, der Unglücksfälle, der Hindernisse für Napoleon. Wenn Spanien schon ganz überschwemmt ist, wenn es sich als besiegt betrachten sollte, fängt es an, seine Kräfte zu kennen und zu begreifen *). Der König Joseph zog in sein neues Reich unter den traurigsten Vorbedeutungen ein. Bis jetzt noch glücklicher, fuhr der Kaiser, indem er nach Paris zurückkehrte, durch ganz Frankreich unter Triumphbogen hin. Nie begleitete die Reise eines Herrschers ein solcher Enthusiasmus. Die wohlthätigen Könige mögen sich mit den ruhigen Segenssprüchen der Völker begnügen. Es liegt in keines Menschen Macht, die wahnsinnigen Aeußerungen für sich hervorzurufen, welche den Kaiser auf seiner Reise begrüßten, und besonders in den westlichen Departements; denn in ihm ehrte man nicht nur den Fürsten, den Wiederhersteller des Landes, sondern den außerordentlichen Mann, den Krieger von Italien und den Pyramiden, den Sieger von Austerlitz und Friedland. Welch ein anderer Fürst wird je ein ähnliches Gefolge haben?

Frankreich hatte mit ziemlich gleichgültigem Auge den Sturz der spanischen Bourbons gesehen. Keine Theilnahme fesselte mehr an diese Familie, und der französische Zeitgeist, verlockt durch den Rausch der ununterbrochenen Siege, gewöhnte sich an den Gedanken, daß der Wille Alles unternehmen kann, was die Macht gestattet. Die Geschichte kann nicht so nach-

*) **Sola omnium provinciarum vires suas, postquam victa est, intellexit. Florus p. 62.**

sichtig sein. Ohne Widerrede zeigen die Annalen der alten Zeiten nur zu häufige Beispiele von Usurpationen, gegen welche das Urtheil der Menschen sich nicht sehr streng bewiesen hat, aber diese Usurpationen hatten die Heiligung des Erfolges für sich, und die fehlt hier. Vergebens wird man anführen, daß die neue Regierungsform, welche der Kaiser einsetzte, den Zweck hatte, die Civilisation in Spanien zu befördern, das Loos einer Bevölkerung zu verbessern, welche in die Schmach der Unwissenheit und des Aberglaubens versunken war. Der Spanier wird antworten, daß seine Freiheit darin besteht, bleiben zu wollen, was er ist, seine Wissenschaft darin, unwissend *), seine Religion, abergläubisch zu sein. Kein Mensch hat das Recht, einen Andern gegen seinen Willen glücklich machen zu wollen, ihm eine Art des Glückes aufzuzwingen, die weder in seinen Sitten noch in seinem Geschmacke liegt, und folglich noch weniger durch die Gewalt der Waffen aufzudringen. Der Kaiser mochte immerhin dem Prinzen von Asturien wiederholen: „Dies ist kein Hinterhalt.“ — Die Versammlung in Bayonne wird doch stets für eine Art von Falle gelten, in welche die spanischen Prinzen durch verschiedene Manöver geführt wurden, um zum Vortheil des Kaisers beraubt zu werden. Ein Verfahren der Art gehört jetzt nur noch Herrschern an, deren Andenken bei der Nachwelt nicht sehr in Ehren steht. Ich will dem Kaiser nicht die Beleidigung anthun, hier aus dem Mittelalter traurige

---

*) Man begreift leicht, daß wir hier nur von den Massen sprechen wollen, und daß es in Spanien, wie überall, ehrenwerthe Ausnahmen gab.

Vergleichungen zu schöpfen, und besonders aus jenen Jahrhunderten barbarischer Verderbtheit, wo die italienischen Fürsten sich gegenseitig Fallen legten, um sich zu ermorden. Die Erndte wäre zu reich und zu schmachvoll. Selbst in der römischen Republik würden die Beispiele nicht fehlen; in dem römischen Kaiserreiche sind sie sehr zahlreich. Auf den ersten Blick fallen mir drei Beispiele in einer einzigen Regierung ein. Ich sehe drei *) Könige, den Deutschen Maraboduus, den Cappadocier Archelaus und den Thracier Rhescuporis **), welche durch Verführung und durch trügerische Versprechungen auf das Gebiet des Kaiserreichs gelockt, dort eingekerkert und ihrer Staaten beraubt wurden, die man dann zu römischen Provinzen machte.

---

*) Quosdam reges, per blanditias atque promissa extractos ad se non remisit; ut Maraboduum Germanum, Rhescuporin Thracem, Archelaum Cappadocem, cujus etiam regnum in provinciam redegit. Sueton.

(Einige Könige, welche er durch Schmeicheleien und Versprechungen zu sich gelockt hatte, ließ er nicht wieder for; wie den Deutschen Maraboduus, den Thracier Rhescuporin, den Cappadocier Archelaus, dessen Königreich er auch in eine Provinz verwandelte. Sueton.)

**) Es ist auch ein Familienstreit, welcher dem Verderben dieses Fürsten zum Vorwand dient. Ferdinand VII. wurde durch seine Aeltern angeklagt, Rhescuporis durch die Wittwe seines Neffen Kotys. Accusatus in senatu ab uxore Cotyis, damnatur. Tacitus.

(Von der Gattin des Cotys im Senate angeklagt, wird er verurtheilt. Tacitus.)

Der Kaiser Napoleon ist hinlänglich bestraft. Indem wir in der alten Geschichte Beispiele der Vergleichung mit den Ereignissen in Bayonne suchen, finden wir sie sogleich in dem Leben des Tiberius.

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt bei Sturm und Koppe.

Der Kaiser Napoleon ist hinlänglich bestraft. Indem wir in der alten Geschichte Beispiele der Vergleichung mit den Ereignissen in Bayonne suchen, finden wir sie sogleich in dem Leben des Tiberius.

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt bei Sturm und Koppe.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bignon, Louis-Pierre-Edouard,

Geschichte Frankreichs unter Napoleon zweite Periode ; von dem Frieden zu Tilsit 1807 bis 1812

Bd.: 1

Meißen 1838

Gall.rev. 94 db-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10618906-8